

W WIEBERS
VERLAG



BERLIN
ZOMBIE
CITY

EIN ROMAN VON KALLE MAX HOFFMANN

Berlin Zombie City

Ein Roman von Kalle Max Hofmann.

Kalle Max Hofmann ist ein Filmmacher, Autor und Übersetzer aus Berlin. Seine favorisierten Genres sind Science-Fiction, Fantasy und Thriller in Kombination mit Wissenschaft, Natur und Psychologie.

2016 lief sein Natur-Dokumentarfilm ›Wundervolle Welt 3D‹ im Kino, der auf ›Unser Sonnensystem 3D‹ und ›Das Universum 3D‹ im Vertrieb von Universal Pictures folgte.

Als Autor war er langjährig für die Zeitschriften GameReactor und [ple:] tätig. Seine Übersetzungen umfassen Romane der U.S. Bestseller-Autoren Russell Blake und F. Paul Wilson sowie der British Fantasy Award Gewinner Sarah Pinborough und Greg F. Gifune.

Kalle Max Hofmann

**BERLIN
ZOMBIE
CITY**

Roman



2. überarbeitete Auflage 2017

© 2017 Wiebers Verlag, Berlin

www.wiebers-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwendung des Werkes oder seiner Teile ohne schriftliche Zustimmung des Verlags ist unzulässig.

Umschlaggestaltung: Kalle Max Hofmann

Schriften von Jayde Garrow und deFharo

ISBN 978-3-942606-41-7

Herstellung und Druck:

BoD – Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Unser Dank an Carina Lorenz,
die Killerin untoter Fehlerteufel.

1.
BRANDENBURG

15:30 Uhr



Kein Lebenszeichen. Absolute Totenstille. Erneut formte Ben einen Trichter mit seinen Händen.

»Hallo! Hallo?«

Nichts. Das konnte doch einfach nicht wahr sein. Vielleicht war der Typ gerade im Gebüsch, pinkeln. ›Hoffentlich friert ihm der Schniedel ab«, dachte Ben, als eine kalte Windböe durch seinen Kapuzenpulli drang. Er hasste es, zu warten, aber im Moment konnte er wirklich nichts tun. Die letzten Tage hatten ihm sowieso mal wieder deutlich gezeigt, dass ein bisschen Ruhe nie schaden kann. Also setzte er sich auf das Kabinendach seines Bootes und atmete erst einmal tief durch.

Trotz seiner guten Vorsätze wanderte sein Blick sofort wieder von der Wasserkante an den moderigen Wänden der Schleuse hinauf zu dem kleinen Wärterhäuschen. Ben musste unwillkürlich lächeln, als ihm klar wurde, wie ausgeprägt und tief verwurzelt seine Ungeduld war. Tanja hatte wahrscheinlich recht, da könnte er mal dran arbeiten.

Er hob eine Pobacke an, griff in seine Gesäßtasche und zog ihr Foto hervor. Ihre tiefblauen Augen leuchteten wie immer, doch ansonsten sah das Foto inzwischen ziemlich mitgenommen aus. Kopfschüttelnd drehte Ben es um und betrachtete die Leukoplast-Streifen auf der Rückseite, die das Ganze zusammen hielten. Warum war er nur so verdammt impulsiv? Sich einfach alleine auf das Boot zu verpissen... und der viele Alkohol. Der hatte seine Wut nur noch mehr angestachelt und dadurch einige Opfer gefordert. Abgesehen von diversen Schürfwunden und blauen Flecken war als erstes sein Handy über Bord gegangen.

Aber zumindest das ging teilweise auch auf Tanjas Konto. Sie hätte ja nicht andauernd so penetrant anrufen müssen. Okay, man kann ein Telefon auch abstellen. Aber nicht, wenn man Benjamin Jovanovic

heißt und der beste Kumpel Jack Daniels. Eigentlich ein falscher Freund, wie Ben dann festgestellt hatte, nachdem er das Bild von Tanja zerrissen hatte. Und auch Old Jack sollte seinen Zorn spüren, die verdammte Flasche bekam von ihm Flugstunden. Natürlich hatte er nicht mit Absicht auf die Konsole gezielt, einen dicken Kurzschluss in der Bordelektronik hat die fiese Spirituose trotzdem ausgelöst. Und nun saß er hier.

Der gellende Aufschrei einer Krähe ließ Ben aus seinen Erinnerungen hochschrecken. Seine Nackenhaare stellten sich auf, es musste an der Kälte liegen. Wo war dieser Vogel? Nirgends zu sehen. Ben kam sich vor wie lebendig eingemauert. Wo war dieser beknackte Schleusenwart? Wenn jeder seinen Job so machen würde, dann gute Nacht.

Außer ein paar Büschen und Baumwipfeln konnte Ben nicht viel sehen. Es war bestimmt schön da oben, die tief stehende Sonne tauchte die schon ziemlich kahlen Bäume in ein goldenes Licht. Das sah wirklich warm aus, und er musste hier unten frieren, in seinem Betonsarg. Ätzend.

Ben versuchte, die Kapuze noch enger zu machen, aber die Kälte war ihm längst in die Knochen gefahren. Jetzt überkam ihn wieder eine dieser typischen Wellen von Aktionsdrang; er sprang wie von der Tarantel gestochen auf und machte ein paar unkontrollierte, zappelnde Bewegungen.

»HALLOOOOOO?!?«, schrie er aus voller Kehle, wobei er sich über das unerwartet starke Echo fast ein bisschen erschrak. Das dämpfte seinen Ausbruch, aber seine Geduld war eindeutig zu Ende. Der ganze Trip war eine Schnapsidee gewesen. Ihm war inzwischen klar, dass Tanja das nicht mit Absicht getan hatte. Oder etwa doch? Sofort begann es in Ben wieder zu kochen. Hitze schoss in sein Gesicht. Es war eine verdammt beschissene Situation, aber er musste

das jetzt regeln. Genau wie die Sache mit der Schleuse.

Ben schnappte sich den Bootshaken, stemmte ihn an die gegenüberliegende Wand und lehnte sich mit aller Kraft hinein. Während er aggressiv aufstöhnte, bewegte sich das Boot widerwillig und lautlos auf die Metalleiter zu, die einen Ausweg aus dieser Sackgasse versprach. Von der Anstrengung war Ben schon regelrecht heiß, er riss sich die Kapuze vom Kopf und ließ den Bootshaken genervt aufs Deck fallen. Für irgendwelche Sicherungsmaßnahmen hatte er jetzt keine Geduld mehr; es war Zeit für Piraten-Action. Nach einem angewiderten Blick auf die angerostete und verdreckte Leiter streckte er sich und packte eine Sprosse. So zog er das Boot das letzte Stück in Position und wackelte noch einmal kräftig an der Leiter, um sicher zu gehen, dass sie ordentlich befestigt war. Das Personal hier schien ja nicht gerade übermotiviert zu sein.

Mit einem beherzten Satz verließ Ben sein schwimmendes Zuhause der letzten Wochen und erklimmte die Leiter. Die unteren Sprossen waren noch nass und schlüpfrig, oben wurden sie trocken. Das machte die Kälte aber fast noch unangenehmer, und der Rost bröselte unter seinem Griff. Er konnte förmlich spüren, wie kleinste Partikel keimigen Altmetalls in seine Haut drangen.

Oben angekommen krabbelte er alles andere als elegant aufs Festland. Ben sah sich kurz um. Wollte er wissen, ob jemand seine ungelenke Einlage beobachtet hatte? Oder ging es ihm nur darum, den Schleusenwart zu finden? Er wusste es selbst nicht genau, doch Letzteres war eindeutig wichtiger. So oder so war jedenfalls kein Mensch weit und breit zu sehen. Ben überblickte kurz das flache Land, das ihn umgab. Trotz des anbrechenden Winters waren die Wiesen noch schön grün, bis auf vereinzelte Baum-

reihen und einige Zäune gab es sonst kaum etwas zu sehen.

Also widmete Ben seine volle Aufmerksamkeit dem Wärterhäuschen. Zu seiner Verwunderung stellte er fest, dass die Tür weit offen stand. Ungewöhnlich. Vielleicht hatte es einen Notfall in der Nähe gegeben. »Oder dem Typen ist wirklich der Schniedel abgefroren«, dachte Ben und schüttelte schmunzelnd den Kopf.

Moment. Hatte sich da nicht etwas bewegt, im Gebüsch?

»Hallo?«, fragte Ben gefühlt zum zwanzigsten Mal. Es raschelte. Unsicher machte er einen Schritt auf einen dunklen Schatten im Unterholz zu. »Ist da jemand?«

Keine Antwort. Zögernd schaute Ben sich um, durch die geöffnete Tür des Häuschens fiel sein Blick nun auf einen großen, roten, gummi-ummantelten Knopf.

»Scheiß doch drauf«, murmelte Ben, machte zwei lange Schritte zur Tür, beugte sich vor und betätigte mit dem Handballen den Kontakt. Sofort jaulte ein schwerer, hydraulischer Apparat auf und zwei Krähen stiegen meckernd in den Himmel. Ben schaute ihnen kurz hinterher, dann vergewisserte er sich, dass der Wasserspiegel auch wirklich anstieg. Er quälte sich wieder die Leiter hinunter und wagte nach einem kleinen Stoßgebet den Sprung auf das Deck. Er landete halbwegs sicher und war zufrieden mit sich. Selbst ist der Mann – jedenfalls wenn er nicht so ein beschissener Schleusenwart ist, den schon die Aufgabe überfordert, ein paar mal am Tag auf einen Buzzer zu hauen. Das waren Bens Gedanken, als sich das Schleusentor vor ihm öffnete, und er hinunter ging, um den Motor zu starten. Das Blut, das schon etwas zäh von der Schleusenmauer tropfte, sah er nicht.

2.
TEMPELHOFER HAFEN

16:48 Uhr



Als die letzten Sonnenstrahlen gerade um die höchsten Dächer tanzten, wurde Ben endgültig klar, dass in der Stadt etwas nicht stimmte. Auf dem Weg nach Berlin hatte er sich bereits über den quasi nicht-existenten Bootsverkehr gewundert. Aber nun erreichte er den Tempelhofer Hafen, eine alte Anlage, die um 1908 fertig gestellt wurde und lange als Umschlagplatz für Lebensmittel und Stückgut genutzt wurde. Heute wurden hier Liegeplätze für Sportboote vermietet und auf der gegenüberliegenden Uferseite thronte das Ullsteinhaus – ein gigantischer, alter Backsteinbau, der im Licht der untergehenden Sonne blutrot aufleuchtete. Ben war von diesem Anblick einen Moment regelrecht eingeschüchtert, dann wanderte sein Blick zu den Anlegestellen auf der Hafenseite und dem modernen Einkaufszentrum dahinter. Dort, wo normalerweise zum Feierabend hin geschäftiges Treiben herrscht, war in diesem Moment nichts los. Überhaupt nichts, rein gar nichts.

Ben rieb sich die Augen, langsam machte sich Nervosität in ihm breit. Ein lautes Geräusch ließ ihn zusammenzucken und lenkte seine Aufmerksamkeit wieder auf den Kanal. Direkt in seiner Fahrtrichtung lagen zwei riesige Lastkähne schräg im Wasser, offensichtlich trieben sie nebeneinander her, wobei sie immer wieder kollidierten. Das kreischende Reiben von Metall auf Metall durchschnitt jäh die kühle Abendluft.

Ben traute seinen Augen kaum. Es war definitiv zu gefährlich, sich den Schiffen weiter zu nähern, also drehte er kurzentschlossen ab. Er würde nach dem Anlegen den Sicherheitsdienst des Shoppingcenters bitten, die Wasserschutzpolizei zu verständigen. Jemand musste dieses Schlamassel aufräumen, bevor ernsthafter Schaden entstand!

Als das Boot amtlich vertäut war und Ben bereit war, von Bord zu gehen, hatte der Himmel eine unreal

wirkende, tiefblaue Färbung angenommen. Die kalte Herbstluft wirkte besonders intensiv – nicht nur durch ihre Kühle; irgendetwas anderes schwang noch mit. Es herrschte eine besondere Atmosphäre, eine Aufladung, die alle Sinne zu schärfen schien. Ben hielt kurz inne, um diese Empfindung auf sich wirken zu lassen. Klar, das war es: die Stille. Ungläubig schaute Ben auf seine dicke Breitling Pilotenuhr und klopfte auf das Glas. Aber sie lief ganz normal, es war 17:43 Uhr. Bei der Datumsanzeige war er sich aber nicht ganz sicher – war er wirklich fast drei Wochen unterwegs gewesen? Das kam ihm einerseits unwahrscheinlich vor, andererseits hatte sein übermäßiger Alkoholkonsum auch noch ganz andere Dinge möglich gemacht.

›Wenigstens habe ich die Uhr nicht geschrottet, dachte sich Ben. Er atmete noch einmal tief durch, um das Gefühl des Heimkehrens nach so einer abenteuerlichen Reise ein wenig auszukosten. Den Kampf Mensch gegen Natur hatte er wieder einmal gewonnen.

Dieser sinnliche Moment verlor jedoch seine Qualität, als Ben plötzlich von einem Reizhusten geschüttelt wurde. Er hatte einen merkwürdigen Geruch in seine Lungen gezogen, den er nicht einordnen konnte. Eine leicht süßliche Note... eigentlich gar nicht so unangenehm, doch sein Körper reagierte heftig darauf. Vielleicht eine Allergie? Wie aus Reflex griff Ben sich an die Nase – dieser Mechanismus diente gar nicht in erster Linie der Kontrolle oder gar Reinigung, sondern war bei ihm ein Ausdruck von Nervosität. Wahrscheinlich war es besser, er würde die Kajüte sichern, bevor er von Bord ging. Diese Gegend hatte schließlich schon bessere Zeiten gesehen.

Ben stieg also die zwei Stufen hinunter und machte Licht. In dem kleinen Raum sah es wirklich abenteuerlich aus. Überall aufgerissene Packungen ir-

gendwelcher haltbarer Lebensmittel, palettenweise leere Bierdosen und anderer Müll. Nach einigem Wühlen hatte Ben seinen Rucksack geortet und überzeugte sich, dass alle Wertsachen darin verstaut waren. Das Portemonnaie steckte er in die Hosentasche, vielleicht würde er sich noch einen Snack in der Mall gönnen. Den Fotoapparat hatte er gar nicht benutzt und der Rest der Sachen schien aus dreckiger Unterwäsche zu bestehen. Das brachte Ben auf die Idee, bei der Bordtoilette vorbeizuschauen, um noch mal schnell zu pinkeln, bevor der Ernst des Lebens wieder anfang.

Kaum hatte er die Tür geöffnet, schlug ihm ein fieser Geruch entgegen. Die Toilette war einfach hoffnungslos überfüllt; der Schmutzwassertank musste dringend geleert werden. Vielleicht war das der Grund für den Hustenreiz gewesen. Egal, einmal spülen musste noch drin sein. Der Boden klebte sowieso schon – kein Wunder, wenn man bei jedem Seegang im Stehen pisst. Also setzte Ben noch einen drauf, dann drehte er sich um und beugte sich hinunter zum Waschbecken – wobei sein Blick in den kleinen Spiegel fiel. Unweigerlich musste er innehalten, durch seinen wilden Bartwuchs sah er fast aus wie ein Seeräuber. Oder sogar ein Terrorist. So wollte er eigentlich nicht unter Leute gehen, und schon gar nicht, wenn er irgendwelche Sicherheitsbeamten um Hilfe bitten musste. Wegen seines leicht südeuropäischen Teints war er von gescheiterten Kaufhauscops schon oft blöd angemacht worden, und das konnte er jetzt gar nicht brauchen. Und wer wusste es schon so genau, vielleicht wartete dort ja auch eine attraktive Dame in Uniform auf ihn? Genug Gründe, um zum ersten Mal auf dieser Reise den elektrischen Rasierer auszupacken und seinen Wildwuchs wenigstens zum Dreitagebart zu stutzen. Zufrieden fuhr Ben sich anschließend über die Wangen, er war halt

schon echt 'ne coole Sau. Das einzige Foto, das er von seinem leiblichen Vater kannte, hatte ihn immer an Cary Grant erinnert. Und Ben trat ganz in seine Fußstapfen, vor allem in einem lässigen Anzug sah er einfach unwiderstehlich aus – genau wie sein Vater damals. Für den Moment musste es aber seine dunkelbraune Lederjacke tun, ein edles Teil im Stil von Motorradbekleidung der 60er Jahre.

Ben fand sie in einer dunklen Ecke der Kajüte. Als er sie über den grauen Pullover streifte und sorgfältig die Kapuze wieder herauszog, fiel sein Blick auf die demolierte Bordelektronik. Die Navigation war zwar heil geblieben, aber das Funkgerät zu ersetzen würde ihn mindestens 500 Euro kosten. Im Prinzip war das aber auch egal. Er hatte bisher in der Firma einfach alles richtig gemacht und die Anrufe der Headhunter wurden von mal zu mal interessanter. Bald würde er ein richtig erfolgreicher Broker sein, dann wäre die Reparatur quasi mit einem Stundenlohn abgehakt. Um genau zu sein, müsste er das Radio wahrscheinlich gar nicht reparieren lassen – er könnte sich gleich ein neues Boot gönnen! Mit einem Lächeln auf den Lippen schloss Ben die Kabine ab, ließ den Schlüssel in seine Hosentasche gleiten und ging von Bord.

Schwungvoll sprang Ben auf den Pier. Da es inzwischen praktisch dunkel war und der Himmel nur noch in schwärzlichem blau glomm, war der Steg in Flutlicht getaucht. Als Ben sich in Bewegung setzte, blendeten ihn die Strahler regelrecht und ließen das Skelett des alten Verladekrans wie eine drohende Silhouette wirken. Ben kniff die Augen zusammen, um mehr von dem Einkaufszentrum erkennen zu können. Ja, es war beleuchtet, aber belebt wirkte es beim besten Willen nicht. Wirklich merkwürdig, denn Ladenschluss war noch längst nicht. Überhaupt

war es so ruhig, dass seine Schritte auf dem knarrenden Steg extrem laut wirkten – so laut, dass ihm die dadurch entstehende Aufmerksamkeit fast unangenehm war.

Plötzlich hielt er abrupt inne. War da nicht eben ein anderes Geräusch gewesen? Ben horchte in die Stille, und selbst sein Atem war ihm nun schon fast zu laut. Er nahm all seine Konzentration zusammen und spähte in die Dunkelheit zwischen den grellen Lichtern... bis es einen lauten Knall gab, der Ben zusammenzucken ließ wie ein kleines Kind, dem gerade sein geliebter Luftballon geplatzt war. In Wahrheit war es einer der Fluter gewesen, bei dem es wohl einen Kurzschluss gegeben hatte. Ein Funkenregen ergoss sich aus dem Scheinwerfer; das sah fast aus wie ein kleines Feuerwerk. Die anderen Lichter der Hafenanlage erstarben mit einem kurzen zeitlichen Versatz ebenfalls, aber wenigstens taten sie das leise.

Ben hatte inzwischen wieder Haltung angenommen, doch ein »Scheiße« zischte ihm trotzdem durch die Zähne. Was für ein verdammter Schreck, und dabei war es nur ein Kurzschluss! Nun stand er aber in absoluter Dunkelheit, das war unangenehm. Viel mehr störte ihn aber die aufsteigende Angst, er war doch ein gestandener Mann, zumindest in seiner Selbstwahrnehmung. Ben schüttelte den Kopf und zwang sich, mit forschen Schritten voran zu gehen. Die Treppe hinauf zum Einkaufscenter musste doch irgendwo vor ihm sein, gar kein Problem. Noch ein paar Meter durch die Dunkelheit, dann würde das schwache Licht aus den Schaufenstern schon reichen, um sich genauer zu orientieren.

Doch nach ein paar Schritten hörte er es wieder – das Geräusch. Und es klang wie ein Wimmern. Ein unheimliches, jammerndes Stöhnen. Das war nun wirklich zu viel des Guten, Ben griff an seinen Ang-

lertümel und zog eine kleine LED-Taschenlampe heraus. Er schaltete sie an und leuchtet sich zum Test in die eigene Handfläche – sie funktionierte. Nun war er für alle Eventualitäten gewappnet.

»Wer ist da?« rief er in die Dunkelheit, wobei seine Stimme nicht ganz so fest klang, wie er es gerne gehabt hätte. Trotzdem leuchtete er offensiv in die Richtung, aus der er das Geräusch zuletzt gehört hatte. Kauerte da eine Gestalt am Fuße des Verladekrans? Ein Mensch?

»Was machen Sie da?«, fragte Ben extra laut, damit vielleicht in der Nähe befindliche Passanten auf die Situation aufmerksam würden.

»Hallo?«, kam ein schwaches Stimmchen zurück, so brüchig, dass Ben es kaum verstehen konnte. Sein Angstgefühl verflieg jedoch sofort, und er näherte sich der offensichtlich weiblichen Person mit langen Schritten. Als er sie gerade fast erreicht hatte, peitschte wieder ein Zischen durch die ausgestorben wirkende Hafenanlage. Hinter Ben sprangen die Fluter wieder an und machten aus dem dunklen Schattenriss eine junge Frau. Bens erster Gedanke war, dass sie auf der Straße leben musste. Sie mochte vielleicht sechzehn Jahre alt sein, optisch fast noch ein Kind, aber sie schien schon eine Menge durchgemacht haben. Selbst ihre Klamotten waren eher Girliemäßig, als dass sie punkig oder alternativ wirkten. Aber sie war zerzaust und dreckig und hatte sich garantiert seit Tagen nicht gewaschen. Sie schaute angestrengt in Bens Richtung, ihren zusammengekniffenen Augen nach zu urteilen konnte sie ihn aber nicht wirklich gut erkennen. Als sie mit einer zitternden Hand ihre Augen abschattete, begriff Ben, dass er total im Gegenlicht der Scheinwerfer stand, die sie blendeten. Auf einmal hatte er das Gefühl, in einen intimen Moment gestolpert zu sein, zumindest hatte das Mädchen offensichtlich vor irgendetwas

Angst. In so einer Situation die Initiative zu ergreifen und Höflichkeit zu beweisen war eigentlich genau Bens Ding, und so begann er in bemüht lockerem Tonfall zu sprechen: »Oh, hey. Ich bin Ben. Du musst keine Angst haben!«

Obwohl Ben es gewohnt war, eine positive Wirkung auf Menschen zu haben, war er nun überrascht. Die Augen der jungen Frau weiteten sich und ein Ausdruck extremer Erleichterung, ja sogar Freude huschte über ihr eben noch verkrampftes Gesicht.

»Ich bin... Abby. Bist... Bist du mein Engel?«

Sie gab sich Mühe, so flüssig wie möglich zu sprechen, aber es wirkte so, als hätte sie dabei Schmerzen. Was Ben wiederum verstehen konnte, denn das was sie sagte, bereitete ihm schon beim Zuhören Schmerzen.

»Bist du auf Drogen?«, fuhr es aus ihm heraus. Auf so ein Jesus-Gespräch hatte er jetzt gar keine Lust. Abby war von seiner Gegenfrage jedoch mehr als geschockt.

»NEIN! Ich war doch immer... ein anständiges Mädchen! Du... du kannst mich ruhig mitnehmen, in den Himmel.«

»Du willst mich verarschen, oder?«, antwortete Ben abgeklärt. Doch Abby meinte es offensichtlich ernst.

»Ich will, dass du mich mitnimmst... auf die andere Seite... einfach weg von hier.«

»Geh' mal lieber nach hause, du erkältest dich noch«, lautete Bens nüchterner Rat. So eine durchgeknallte Lifestyle-Pennerin konnte er jetzt echt nicht brauchen. Er wollte nur dem Sicherheitsdienst bescheid sagen und dann so schnell wie möglich weiter. Als er sich wendete und einen Schritt in die Dunkelheit machte, wurde Abby lauter.

»Bitte! Sag mir wenigstens eins...«, flehte sie ihn an. Ben schüttelte im Weggehen den Kopf, doch im

Augenwinkel sah er etwas glitzern. Die Bewegung des Mädchens setzte irgendetwas frei, etwas, das ihm ganz und gar nicht behagte. Unwillkürlich musste er sich zu ihr hindrehen, als sie mit der rechten Hand ihre Jacke öffnete und ihren Satz beendete: »Im Himmel... da bin ich doch wieder ganz, oder?«

Sie hob nun auch den anderen Arm, der vorher in der Jacke gesteckt hatte und schaute Ben fragend an. Seine Pupillen weiteten sich bei dem Anblick, und er spürte einen Schwindel, einen Vertigo-Effekt, als würden seine Augen zu Abbys Bauch gezogen. Ihre Bluse war zerrissen, alles war voller Blut.

Wie in Trance hob Ben seine Taschenlampe und leuchtete auf ihre Körpermitte ... da war eine klaffende, offene Wunde, aus der feucht glitzerndes, schleimiges Fleisch quoll ... Es musste ihr Magen oder Darm sein! Ben spürte einen Würgereiz, seine Knie gaben nach. Ungewollt stürzte er auf Abby zu, nur in letzter Sekunde gelang es ihm, seinen Körper wieder unter Kontrolle zu bringen und halbwegs geordnet vor ihr auf die Knie zu gehen, statt direkt auf sie zu fallen.

Dabei durchzuckte ihn der Impuls, die hellrosafarbene Masse wieder in die Bauchhöhle zurück zu drücken, doch er wagte es nicht, die Wunde zu berühren. Panisch ratterte es in seinem Kopf, den letzten Erste-Hilfe-Kurs hatte er vor über zehn Jahren absolviert. Und da kamen keine gottverdammten zerfetzten Gedärme vor! Es musste also jemand anders helfen, und zwar schnell.

»Du musst sofort zum Arzt!«, brach es hektisch aus ihm hervor. Instinktiv griff er an seine Jackentasche, wobei ihm wieder einfiel, dass sein Handy auf dem Grund des Meeres schlummerte. Abby hielt sowieso nicht viel von der Idee; leise sagte sie:

»Es gibt doch keinen Arzt mehr.«

Ben ignorierte sie, seine Panik war unbeschreiblich. Er hätte das arme Mädchen am liebsten geschüttelt, konnte sie aber nicht einmal anfassen.

»Ich hab mein Handy weggeworfen! Gib mir deins!«, sagte er drängelnd.

»Es gibt kein auch Netz mehr«, antwortete Abby schwach und sackte daraufhin in sich zusammen. Erschrocken fuhr Ben sie unpassend laut an.

»Hör zu, du musst mir schon helfen, okay!«

Er tastete vorsichtig ihre Jacke ab und fischte ein pinkes Handy im Hello-Kitty-Design aus einer der Taschen. Die Tastenfolge »112« hatte er schon gedrückt, bevor ihm der Schriftzug »KEIN NETZ« auf dem Display aufgefallen war. Das Gerät quittierte seinen Wählversuch mit nervigem Piepsen.

»Scheiße, was mach ich denn jetzt?«

Zu seiner Überraschung antwortete Abby auf die Frage; er hätte er schwören können, die Worte nur gedacht zu haben.

»Sag mir doch einfach, dass alles gut ist.«, bat sie ihn mit schwacher Stimme. Ben unterbrach seine Versuche, dem Handy ein weiteres Lebenszeichen abzutrotzen und hielt verwirrt inne.

«W... was?«

Ein Stoß durchzuckte Abbys Körper, sie riss die Augen weit auf und packte Bens Lederjacke mit ihren blutigen Händen.

»Sag mir einfach, dass du mein Engel bist! Dass alles gut wird!«

Im Affekt stieß Ben sie weg und sprang erschrocken auf.

»Mann, was soll diese freakige Scheiße! Hör auf mit diesem Engelzeugs! Du musst zum Arzt!«

Hilflos streckte Abby ihre Arme nach ihm aus, wie ein kleines Kind, das auf den Arm genommen werden möchte.

»Sag mir, dass du mein Engel bist«, wiederholte sie immer wieder, »Sag mir doch bitte einfach nur, dass du mein Engel bist. Dass du mich auf die andere Seite bringst! Bitte... bitte sag mir – «

Nachdem Ben sie mit eindringlicher werdenden Gesten zum Schweigen aufgefordert hatte, riss ihm nun der Geduldsfaden. Er schrie sie an.

»MANN RUHE! HÖR AUF DAMIT! DU MUSST ZUM ARZT!!!«

Abby erschrak, aber vielleicht nicht unbedingt vor ihm. »Nicht so laut... sonst... sonst lockst du sie noch an...«, stammelte sie.

Ben fauchte sie an: »WAS?!?«

Abbys Augen wurden jetzt noch größer, aber sie schien ihn gar nicht mehr anzugucken. »Ich will doch nicht... dass sie mich...«

Ihr Kopf fiel in den Nacken und eine Welle von Krämpfen durchzuckte ihren Körper, wobei sie kaum hörbar ihren Satz beendete: »...dass sie mich... fressen.«

Dann erschlaffte sie abrupt und ihr Kopf schlug zurück an die Stahlwand des Verladekrans. Ihre weit offenen Augen starrten in den Himmel, aber Ben wusste, dass sie nichts mehr sah. Und schlagartig dämmerte ihm, was dieser komische Geruch war, der ihn schon die ganze Zeit begleitete:

Der Tod.

Ben hatte ein Gefühl, als müsse er sich in die Hose scheißen. Sein Schließmuskel vibrierte und er musste mit aller Kraft dagegen anarbeiten, dass sich sein Darm entleerte. Er atmete angestrengt ein und aus, schließlich beruhigte er sich etwas. Den Blick des Mädchens konnte er jedoch nicht ertragen. Er fühlte sich schuldig. Was war hier gerade passiert? Er hatte erst einmal in seinem Leben eine Leiche gesehen, und jetzt ... Bilder der Beerdigung seiner Mutter

durchzuckten sein Hirn. Wie sie da aufgebahrt in ihrem Sarg lag... So jung und wunderschön ... und er noch ein kleines Kind. Aber ihre Augen waren geschlossen. Langsam, ganz langsam steckte Ben den Arm aus, seine Hand näherte sich Abbys Gesicht. Der Geruch wurde wieder stärker, viel stärker. Leichte Windstöße trugen ihn in Bens Richtung, er ließ die Hand sinken und schloss für einen Moment die Augen – wodurch er den Kampf gegen seine Tränen endgültig verlor.

Doch seine Nase holte ihn wieder in die Gegenwart zurück, der Geruch war inzwischen ein Gestank, da konnte etwas nicht stimmen. Plötzlich ließ ihn ein unglaubliches Getöse einen Satz nach hinten machen und er fiel auf seinen Hintern – ein Stapel leerer Farbeimer, der an der nächstgelegenen Gebäudeecke gestanden hatten, ging zu Boden, als ein groß gewachsener Mann auf Ben zu gestolpert kam. Sein Gesicht war mit getrocknetem Blut verkrustet, seine Augen strahlten blanken Wahnsinn aus. Wütend und irritiert blickte er auf die klappernden Plastikteile. Ben krabbelte derweil wie auf Autopilot langsam auf allen Vieren rückwärts.

Als der Mann ihn registrierte, streckte er die Arme nach ihm aus und ließ einen markerschütternden Schrei fahren, der von allen Wänden des Hafens widerhallte. Ben mochte sich täuschen, bestimmt war es nur das Echo, aber ihm war so, als hörte er aus allen Richtungen Antworten auf diesen Schrei. Als der Mann auf ihn zu stolperte, gewann Ben endlich wieder die volle Kontrolle über seinen Körper und schnellte nach oben – fast erleichtert wollte er sich gerade von dem unheimlichen Fremden weg drehen, als dieser Abby bemerkte – und sich zu Bens Entsetzen auf sie stürzte! Er beugte sich über sie, es sah aus, als würde er ihren Hals ablecken, gleichzeitig riss er unkoordiniert an ihrer Jacke ... Ben konnte

nur an eines denken: an ein Raubtier beim Fressen, wie er es aus Naturdokumentationen kannte. Inzwischen traten weitere Gestalten aus den Schatten und stürzten sich förmlich auf den Mann und Abby. Aber auch sie waren nicht gekommen, um diese Leichenschändung zu beenden ... In Bens Kopf formte sich nun endlich ein klarer Gedanke: Flucht.

Abzuhauen war das Einzige, was er jetzt tun konnte. Er drehte sich in Richtung seines Bootes, doch auch auf dem Pier schlurften inzwischen die schattigen Gestalten herum. Eine von ihnen stolperte gerade mit dem Kopf zuerst über die niedrige Reling und schlug mit einem lauten Krachen auf dem Deck auf.

Ben schaute sich hektisch um, der einzige Fluchtweg führte zu einer kleinen, eisernen Wendeltreppe, die an der Seite der Kanalbrücke nach oben auf den Fahrdamm führte. Kurzentschlossen rannte Ben darauf zu, und auch die Absperrung davor interessierte ihn herzlich wenig – er schwang sich über das kleine Metalltor und stampfte dann die Treppe hinauf, die unter seinem Gewicht verdächtig knarrte. Das machte Ben zusätzlich nervös, und als er oben angekommen einer weiteren Absperrung gegenüberstand, rutschte sein Standfuß zu allem Überfluss auf etwas Nassem aus. Nach vorne fallend griff er nach dem Metalltor und nutzte seinen Schwung, um darüber zu rutschen. Da sein Versuch, sich auf der anderen Seite elegant abzurollen, kläglich scheiterte, grüßte ihn stattdessen der kalte Asphalt.

Der Aufprall und die halbe Drehung benebelten zusätzlich seine Sinne, die sowieso schon von Panik getrübt waren. Hektisch und unkoordiniert rappelte er sich auf und schaute ruckartig in alle Richtungen, um sicher zu gehen, dass keine der Gestalten in seiner Nähe waren. Die Lage schien fürs erste in Ordnung, und so kam Ben langsam wieder zu Atem. Er

richtete sich vollends auf und blickte aus der erhöhten Position der Brücke in Richtung Innenstadt. Es dauerte einen Moment, bis Ben realisierte, was er dort sah.

Berlin brannte.



3.
TEMPELHOFER DAMM

17:37 Uhr



Das Panorama wirkte wie der Blick auf einen Kriegsschauplatz. Autos standen kreuz und quer auf dem Fahrdamm und sogar auf den Gehwegen, die Schaufenster der normalerweise belebten Geschäftsstraße waren zum großen Teil eingeschlagen. Überall loderten kleinere Brände, mittendrin verstreut lagen leblose Körper. Gegen den dunklen Himmel hoben sich zahlreiche Rauchsäulen ab. Ben konnte das, was er sah, einfach nicht verarbeiten, und in seinem Kopf legte sich ein Schalter um. So sehr er sich auch wünschte, dass dies nur ein Traum sei, schrie ihm jede Faser seines Körpers etwas zu: Sein Leben war in Gefahr. In sehr großer, sehr ernstzunehmender und vor allem sehr realer Gefahr.

Ohne weiter über das Warum und Weshalb nachzudenken, handelte Ben. Er registrierte Geräusche von der Metalltreppe. Er machte zwei große Schritte auf das Brückengeländer zu und schaute nach unten. Die Angreifer hatten bereits eine Traube um die Treppe gebildet und versuchten, nach oben zu kommen, doch zu seiner Erleichterung waren sie dafür zu unkoordiniert. Ein besonders kräftiger Mann in einem zerrissenen Jackett starrte zu Ben hinauf, legte den Kopf in den Nacken und schüttelte die Fäuste. Dann ließ er einen anhaltenden, kehligen Schrei der Frustration los. Dieser skurrile Anblick ließ ein verwundertes Lächeln über Bens Gesicht huschen, doch es entglitt ihm sogleich, als der Schrei aus einer anderen Richtung erwidert wurde. Bens Blick schnellte die Straße herunter, irgendwo bei den geparkten Autos am Ullsteinhaus kam Leben in die Schatten. Und wieder ertönte der Schrei, diesmal von dem U-Bahn-Eingang dort gegenüber. Bevor Ben vollends realisiert hatte, was das wohl zu bedeuten hatte, rannten seine Beine auch schon los.

Seine Schritte waren die eines gehetzten Tieres, das Herz schlug ihm bis zum Hals. Die kalte Herbst-

luft brannte in seinen Lungen und seine Muskeln verkrampften sich immer mehr. Er hatte kaum den Fuß der Brücke erreicht, als ihn schon schweres Seitenstechen durchzuckte.

Obwohl oder gerade weil ihn die Angst voran peitschte, bekam er seinen Körper einfach nicht unter Kontrolle. Unter diesen Schmerzen würde er nicht lange weitermachen können. An der nächsten Kreuzung rannte er auf den Eingang eines Wohnhauses zu und drückte panisch alle Klingeln – niemand reagierte. Ben schaute nach oben, mit dem Kopf weit im Nacken drehte er sich ungläubig um die eigene Achse wie ein Schlafwandler: Die meisten Fenster in der Straße waren dunkel. Als sein Blick wieder das Straßenniveau erreichte, fiel er auf eine Frau, die in einer dunklen Hofeinfahrt stand. Ben versuchte, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, und rief einfach »Hey!«

Doch sie reagierte nicht. Als Ben auf sie zu stolperte, fiel ihm auf, dass sie ihr Gesicht zur Wand gedreht hatte – es wirkte, als würde sie den Putz inspizieren. Ben ignorierte das für den Moment.

»Wohnen Sie hier? Haben Sie einen Schlüssel dabei?« Keine Reaktion.

»Wir müssen von der Straße runter! Wir... wir müssen Hilfe holen!«

Nichts. Ein kalter Schauer lief Ben den Rücken herunter, er bekam Gänsehaut an den Armen. Sein Körper hatte ihm etwas voraus, das sein Geist noch nicht begriff – es war, als würde ein Urinstinkt die Kontrolle übernehmen wollen. Alle Sinne klingelten und nachdem Ben kurz das Gefühl hatte, der Boden würde ihm unter den Füßen weggezogen, wurde seine Aufmerksamkeit zu hundert Prozent in die gegenwärtige Situation katapultiert – – –

Als Ben die Frau fast erreicht hat, betritt er den Messbereich eines Bewegungsmelders, der eine Lampe über dem Eingang anschaltet. Ben blinzelt

kurz, denn er wird geblendet, während das Gesicht der Frau immer noch vom Schatten der Einfahrt verdunkelt wird.

»Haben Sie ein Telefon?«, fragt Ben, als er die reungslose Frau an der Schulter packt. Langsam dreht sie sich um, und Bens Ohren registrieren ein tiefes Knurren, das er nicht einordnen kann. In den dunklen Schatten im Gesicht der Frau registriert er ein feuchtes Glitzern und er macht unwillkürlich einen Schritt zurück. Genau in diesem Moment stolpert sie auf ihn zu, ihre Zähne schlagen dabei laut klackend aufeinander – hat sie etwa nach ihm geschnappt? Bevor Ben sich diese Frage beantworten kann, gleitet der Kopf der Frau in den Schein der Türbeleuchtung.

Ihr Gesicht ist komplett blutüberströmt und von langen Schnittwunden durchzogen. Ihre Augen sind weit aufgerissen, doch die Iriden wirken stumpf und grau. Als sie ihren Mund wieder weit öffnet, ähnlich einem Fisch, der auf dem Trockenen liegt, stellt Ben mit Grausen fest, dass Teile ihrer Lippen fehlen. Die Frau brüllt ihn aus vollem Hals an und Ben taumelt rückwärts. Der Schrei hallt durch die Straßenschlucht und überall stimmen weitere, kranke Stimmen mit ein.

Ben rennt los.

4.
FRIEDRICH-KARL-STRASSE

17:52 Uhr



Instinktiv hat Ben die Richtung weg von den Stimmen gewählt und rennt nun die Friedrich-Karl-Straße hinauf. Es geht leicht bergauf, und wegen der zusätzlichen Anstrengung verflucht ein Teil seines Hirns diese Idee. Doch ein kurzer Schulterblick verrät ihm, dass er nicht nachlassen darf: Ihm ist ein regelrechter Mob auf den Fersen, der immer mehr an Tempo aufnimmt. Zwar wirken viele der Silhouetten träge und unkontrolliert, doch die immer wieder aufbellenden Schreie sorgen an jeder Ecke für neue Verfolger. Im Rennen mustert Ben jeden Schatten vor sich voller Angst, ein Schauer krabbelt ihm von den Haarwurzeln den Nacken herunter, folgt der Wirbelsäule und erreicht sein Steißbein. Sein Schließmuskel zuckt wieder. Bodenlose Panik überkommt ihn.

»Hilfe! HILFE!!!« ruft er.

Das Schreien kostet ihn noch mehr Energie, aber er weiß sich einfach nicht anders zu helfen. Die Seitenstiche kamen wieder, doch der drohende Zusammenbruch lässt seine Gedanken etwas klarer werden: Er wird kämpfen müssen. Kann er irgendetwas als Waffe verwenden? Seine Augen blicken hektisch umher. Nichts zu sehen. Ben tritt mit letzter Kraft vorwärts und blickt in düsterer Erwartung zurück. Tatsächlich, die Gestalten haben ihn fast erreicht.

»HILFE!!!« schreit Ben noch einmal. Seine eigene Stimme hallt zwischen den Hauswänden hin und her und er ist selbst erschrocken darüber, wie hoch und angsterfüllt sie klingt. Doch plötzlich ist da ein Geräusch von schräg vorne – etwa hundert Meter vor ihm öffnet sich eine Balkontür und eine Frau tritt ins Freie. Auf den zweiten Blick wirkt sie aus dieser Entfernung fast wie ein junger Mann – sie ist relativ klein und trägt burschikose Klamotten, eine Mischung aus Jeans-, Leder- und Army-Materialien sowie einen asymmetrischen Kurzhaarschnitt. Sie führt

ein Fernglas zu den Augen, fokussiert auf Ben und dreht sich dann blitzschnell in Richtung der offenen Tür:

»Hey, kommt mal her! Da lebt noch einer!«

Ben ist so überrascht von dem Anblick, dass er kurz vergisst, weiter zu laufen – doch dann besinnt er sich und rafft seine allerletzten Kraftreserven zusammen. Olympiareif setzt er zu einem Spurt auf das Haus an. Dort kommt inzwischen ein älterer, kräftiger Mann in einer Outdoorjacke auf den Balkon. Er begafft mit offenem Mund die Horde, die hinter Ben her ist. Das Mädchel drückt sich an ihm vorbei, greift ihm dabei blitzschnell an die Hose und zieht etwas heraus. Der Mann versucht, sie am Arm zu packen, doch sie ist bereits wieder im Dunkel der Wohnung verschwunden.

»Paula, du kleine Schlampe! Bleib stehen!«

Sein Ruf verhallt ohne jegliche Reaktion, und er macht kurz einen Ansatz, ihr zu folgen, gibt dann aber sofort auf. Stattdessen wendet er sich Ben zu:

»Verpiss dich!«, schreit er vom Balkon.

Doch Ben ignoriert ihn und rennt weiter so schnell er kann. Zu seinem Entsetzen sieht er aber, dass der Mann sich kurz bückt, und dann drohend eine Schrotflinte in die Höhe hält!

Obwohl Ben kurz ins Straucheln kommt, reduziert sich seine Geschwindigkeit kaum. Der Mann legt auf ihn an und schreit: »Keinen Schritt weiter, oder ich schieße!«

Diese Warnung klingt für Ben sehr überzeugend, er stoppt abrupt ab und hebt fast automatisch die Hände auf Schulterhöhe. Nach Atem ringend blickt er zurück auf den Mob, zu dem er immerhin einen gewissen Abstand gewonnen hat.

Eine Stimme bringt seine Aufmerksamkeit zurück nach vorne: Es ist Paula, die junge Frau, die ihm nun

an einer vergitterten Hofeinfahrt gegenübersteht. Auf diese Entfernung kann Ben einige Piercings in ihrem Gesicht erkennen.

»Hier, komm her!« ruft sie. Hinter ihr kommen ein hagerer Mann mit einer dicken Brille und eine ebenfalls intellektuell oder lehrermäßig wirkende Frau im roten Strickpulli aus dem Treppenhaus. Beide sind vielleicht um die vierzig Jahre alt und wirken extrem nervös. Die Frau spricht Paula zögerlich an, während die mit einem dicken Schlüsselbund hantiert.

»Jetzt... jetzt warte doch mal...« Paula ignoriert sie und auch Ben machte einen weiteren Schritt nach vorne, was den Alten mit dem Gewehr zu einer weiteren Drohung veranlasst:

»Ich meine es ernst! Ich knall' dich ab!«, schreit er vom Balkon. Ben hält wieder so abrupt an, dass er ins Wanken kommt, doch Paula gestikuliert wild in seine Richtung.

»Komm her! Die Knarre ist aus Plastik!«, ruft sie. Ben schaut nach oben zu dem Mann, der wutentbrannt das Gewehr sinken lässt und mit bösem Blick zu Paula herunter schaut. Ben fackelt nicht lange und setzte zu einem Sprint auf das Tor an, während der Mann oben loskrakeelt:

»Paula spinnst du? Kennst du den?«

»Fick dich!«, schreit Paula ohne mit der Wimper zu zucken oder auch nur ihren Blick von dem Schlüsselbund abzuwenden. Endlich hat sie sich einen ausgesucht und führt ihn zum Schloss. Der Mann mit der Brille kann sich auch endlich dazu durchringen, seine Lauerstellung aufzugeben und macht einen Schritt auf Paula zu.

»Wo ... wo hast du denn den Schlüssel her?«, stottert er. Auf dem Balkon fliegt derweil die vermeintliche Schrotflinte auf den Boden und Ben beobachtet, wie der tobende Frührentner in der Wohnung ver-

schwindet. Paula dreht derweil den Schlüssel um, was wiederum die Lehrerin zu einer Wortmeldung veranlasst:

»Jetzt warte doch erst mal...«

Doch Ben hat inzwischen das Tor erreicht.

»Bitte ... Hilfe ...«, stammelt er atemlos. Doch in dem Moment, wo das Schloss das erste mal klackt, weil sich der Riegel um eine halbe Länge zurückzieht, kommt der ältere Mann aus der Tür geschossen und rammt Paula aus vollem Sprint in die Seite. Mit der Luft, die dabei aus seinen Lungen gepresst wird, formt er ein Wort, das wie »Bissubescheuert« klingt.

Paula geht unter der Masse des fülligen Mannes zu Boden. »Mann Wolfgang, du Wichser«, zischt sie unter Schmerzen, die sie offensichtlich als einziges daran hindern, sofort wieder aufzuspringen. Stattdessen zieht sie sich langsam an den Eisenstreben des Tores hoch, während Wolfgang sich des Schlüssels bemächtigt und ihn wieder zurückdreht. Ohne Ben in die Augen zu schauen presst er an ihn gerichtet hervor:

»Hau ab! Hier ist kein Platz für dich!«

Ben schaut ihn flehend an. »Bitte! Ich kann nicht mehr!«

Paula versucht, sich den Schlüssel zu greifen, den Wolfgang nun fest in das Schloss drückt. Seine wulsigen, vom Schweiß glitschigen und starken Finger sind zu mächtig für Paulas kleine Hände. Er schaut sie triumphierend an, als Reaktion macht sie fassungslos einen halben Schritt zurück und gestikuliert in Richtung Ben.

»Ey, willst du den da verrecken lassen?«

Diese Worte stechen Bens direkt ins Herz, er blickt über seine Schulter und sieht, dass der tobende Mob nicht mal mehr 50 Meter entfernt ist. Seine Pupillen

verengen sich und springen zwischen einzelnen Gesichtern, die er im Schein der Straßenlaternen kristallklar erkennen kann, hin und her. Es sind von Muskelspasmen verzerrte und von verkrusteten Wunden gezeichnete Fratzen, die jegliche Anmutung von Menschlichkeit vermissen lassen. Geräusche vom Balkon lassen Bens Blick wieder nach oben schnellen, dort postieren sich zwei durchtrainierte Männer, vielleicht Anfang dreißig, mit klappernden Umzugskartons und schauen nach unten. »Wolfgang? Peter? Was ist los?«

Peter, der Brillenmann, geht mit ausgestrecktem Arm auf Paula zu und bedeutet ihr, zurück zu bleiben.

»Überleg doch mal! Das könnte eine Falle sein!«

»Ja, vielleicht hat der Komplizen und die wollen uns ausrauben«, stimmt seine mutmaßliche Kollegin hektisch mit ein.

»Ist mir so oder so scheißegal«, brüllt Wolfgang und deutet mit dem Kopf in Richtung der näher kommenden Meute.

»Schaut mal, wen der mitgebracht hat! Die Tür bleibt zu!«

Einer der Männer vom Balkon ruft herunter. »Was ist jetzt?«

»Die Tür bleibt ZU!!!«, wiederholt Wolfgang laut, den Blick dabei wütend auf den Boden gerichtet. Paula stößt sich nun von der gegenüberliegenden Wand ab und versucht, Wolfgang beiseite zu schieben, während Ben panisch an der Tür rüttelt, als könne er dadurch den Schlüssel bewegen. Aus dem Hausflur taucht inzwischen ein weiteres Paar auf, vielleicht noch etwas jünger als die beiden Männer auf dem Balkon. Der Mann ist offensichtlich südländischer Herkunft, die Frau ist sehr zierlich und ihr hervorstehender Bauch deutet auf eine Schwangerschaft hin. Beide blicken mit sorgenvollen Blicken

zwischen allen Beteiligten hin und her. Bens Blick fällt auf die hervortretenden, weißen Knöchel seiner Hände, die sich um das kalte Metall klammern, und eine unangenehme Wahrnehmung bricht in sein Bewusstsein. Da ist er wieder, dieser Geruch. Der Tod. Er kommt näher, und Ben kann ihn riechen. Die schnaufenden Gestalten haben ihn fast erreicht.

Wolfgang verpasst Paula nun mit der rechten Hand eine Backpfeife, während seine linke den Schlüssel fest umklammert hält.

»Papa...« setzt die Schwangere an, als Paula zurücktaumelt, doch Wolfgang schreit mit inzwischen hochrotem Kopf einfach nur:

»Schnauze, Melanie!«

Paula versucht kraftlos, ihm einen Tritt zu verpassen, doch schon im Ansatz der Bewegung bricht ihre Körperspannung zusammen, sie wirkt plötzlich richtiggehend verzweifelt. Ihre glitzernden Augen gucken an Wolfgang vorbei und suchen die Blicke der anderen Anwesenden.

»Mann, checkt ihr's nicht?«, fragt sie in die Runde. »Guckt mal, die da vorne, die mit der gelben Jacke! Und der Typ mit dem Schal!« Sie gestikuliert in Richtung einiger humpelnder Körper auf der anderen Seite des Tores. »Das sind alles welche, die wir weggeschickt haben! Und jetzt sind das welche von denen!«

Paulas Stimme überschlägt sich fast, und während sie schreit, sprüht ein feiner Nebel aus Feuchtigkeit aus ihrem Gesicht. Sie holt tief Luft, wobei ihre Augen auch kurz nach oben gehen, als wolle sie sicher gehen, dass die Männer auf dem Balkon sie auch hören können.

»Mann, wir haben die auf dem Gewissen! Wollt ihr das?«

Wolfgang und die Anderen starren sie fragend an. Ihre Blicke wandern zwischen Paula und den Krea-

turen hin und her – und fallen auch auf Ben, der vor Angst wie erstarrt wirkt. Die schwangere Melanie fasst Wolfgang an die Schulter.

»Papa das stimmt. Das Mädchen da«, sagt sie, und deutet auf eine junge Frau, deren halbes Gesicht unter frischem Blut verdeckt ist. Ihr Kopf und der rechte Fuß sind unnatürlich zur Seite geknickt. Mit abgehackten Bewegungen kommt sie auf das Tor zu.

Eine Welle der Erkenntnis geht durch die Anwesenden.

»Ich seh' die jeden Tag! Bei jeder Wache!«, schreit Paula.

»Die kommen immer wieder her – Noch so einen ertrage ich nicht!«

Wolfgang starrt sie mit offenem Mund an. Nervös trippelt er von einem Fuß auf den anderen, seine Aggression scheint für den Moment verflogen. Paula nickt ihm knapp zu und greift den Schlüssel, sie entriegelt die Tür so schnell sie kann. Ben kann sich immer noch nicht bewegen, er weiß, dass es zu spät ist. Er kann den Atem der Angreifer bereits spüren.

Wolfgang schaut ihm jetzt zum ersten Mal in die Augen, nach einer Schrecksekunde ruft er nach oben:

»Matze!«

Die beiden Männer auf dem Balkon fangen auf dieses Kommando hin an, Pflastersteine aus den Kartons zu nehmen, und werfen damit die vordersten Gestalten. Einige werden getroffen und stolpern, Nachfolgende fallen daraufhin über sie hinüber. Das verschafft Paula genug Zeit, die Tür zu öffnen, doch es bleibt knapp. Verdammt knapp. Ben schafft es nicht mal richtig, die Tür loszulassen - er wird nach vorne gerissen und stürzt förmlich nach innen, wo er zu Boden geht.

Melanie und die Lehrerin springen auf ihn zu, um ihm aufzuhelfen, während der jüngere Mann mit den

schwarzen Locken dem Brillenträger einen Besenstiel zuwirft, und seinen eigenen direkt durch die Gitterstäbe der Tür rammt. Als der Andere es ihm nach kurzem Zögern gleich tut, bemerkt Ben, dass die Enden angespitzt sind. Die Männer rammen sie in die Oberkörper der Angreifer, um sie am Näherkommen zu hindern. Doch die Gestalten lassen sich regelrecht gegen das Gitter fallen, ihre Arme schlagen wild hin und her, sie versuchen unkoordiniert, irgendjemanden zu erwischen. Der Druck gegen die immer noch offene Tür ist immens; Paula kann sie nicht mehr schließen, ohne sich in Gefahr zu bringen. Der Mann mit der Brille kreischt wie ein kleines Mädchen.

Einer der Steineschmeißer auf dem Balkon erkennt die Schwere der Lage und presst ein »Fuck!« zwischen den Zähnen durch. Er wirft noch einen der beiden Brocken, die er in der Hand hat, und flitzt dann nach unten.

»Matthias!« ruft ihm sein Kompagnon hinterher, doch nach einer kurzen Atempause greift er wieder in den Karton und setzt das Bombardement fort.

Ben versucht inzwischen, sich aufzurappeln, aber er steht kurz vor einem Kreislaufkollaps. Die beiden Männer halten mit ihren Besenstielen so gut es geht die wilde Meute ab, ohne sich in den Wirkungsradius ihrer Hände und Zähne zu begeben. Doch es sieht schlecht aus, einer der Angreifer ist kurz davor, sich durch den Türspalt zu quetschen. Als er sich gerade auf Paula stürzen will, trifft ihn ein Pflasterstein mit einem ungesunden Krachen am Kopf. Matthias kommt auf das Tor zu gerannt und schreit aus voller Kehle »Verpisst euch!« in die Meute. Er schubst den jetzt nur noch unkontrolliert Zuckenden und schwer am Kopf Blutenden zurück in die Mauer aus menschlichen Körpern und wirft sich ungeachtet der Gefahr gegen die Tür, so dass Paula endlich den Schlüssel umdrehen kann. Einen Sekundenbruchteil

später ist Matthias auch schon wieder zurückgesprungen und zieht Paula weg, bevor eine der blutigen Krallen sie erwischt. Melanie und die andere Frau, die Ben immer noch stützen, überzeugen sich gerade mit hektischen Blicken davon, dass alle okay sind – da drehen sich Bens Augäpfel nach oben und er bricht zusammen. Seine 80 Kilo sind zu viel für die beiden erschrockenen Frauen, sie können ihn nicht halten und sein Kopf schlägt auf die Türschwelle. Um ihn herum wird alles schwarz.

5.
WILLKOMMEN

18:25 Uhr



Bens Blick wanderte über die vielen Diplome an der Wand. Was für eine Zeitverschwendung, für ihn zählte nur eine Art von Scheinen, und die war deutlich bunter als das, was man an einer Uni kriegen konnte. Das Fenster daneben war leicht geöffnet, es war ein herrlicher Sommertag. Diese Frische in der Luft roch für ihn nach Zukunft. Stolz prüfte er den Sitz seiner neuen Manschettenknöpfe. Gold. Schön oldschoolig, edel – das war eine Investition, die sich gelohnt hatte. Warum war er nicht schon viel früher auf die Idee gekommen, einfach schon vorher das ganze Geld auszugeben, das er bald verdienen würde?

Herr Preuß räusperte sich leicht, anscheinend war er fertig mit den Unterlagen und wollte nicht, dass Ben den Moment verpasste, wo er unterschrieb.

»So, jetzt sind Sie dran«, sagte er und schob die Dokumente über den schweren Mahagoni-Schreibtisch. Ben grinste ihn breit an, er konnte einfach nicht anders, schnappte sich den edlen Federhalter und setzte lässig sein Autogramm darunter. Benjamin Jovan, ohne das »-ovic« hinten klang sein Nachname doch gleich viel internationaler. Und dass er die ungewohnte Schreibung gestern Abend noch geübt hatte wie eine nervöse Braut vor der Trauung musste ja niemand wissen. Schon gar nicht Herr Preuß, dessen Lippen nun ebenfalls ein leichtes Schmunzeln umspielte.

»Wissen Sie, warum ich Ihnen den Job gegeben habe?«, fragte er nun, und es klang ein wenig herausfordernd.

»Klar«, antwortete Ben lässig, »weil Sie genau wissen, dass ich Ihren Job haben will!«

Die beiden Männer lachten nun verschwörerisch, dabei rasselte etwas in ihren Lungen, es klang fast wie eine alte Registerkasse. Nein, es war ein Klang aus der Vergangenheit: der Türsummer aus der ers-

ten Vorrunde der Stelleninterviews. Ben erinnerte sich genau an den Moment: Die Tür ging auf, und Unruhe kam in die wartenden Bewerber. Frau Leier, die Assistentin von Preuß, zeigte sich, um den nächsten Kandidaten aufzurufen. Doch Ben, der kaum zwei Meter entfernt stand, machte einen Satz auf sie zu, streckte seinen Kopf durch die Tür und rief grinzend:

»Sekunde mal, Herr Preuß – Sie können eigentlich alle anderen gleich nach Hause schicken!«

Damals hatte Preuß verdattert den Kopf gehoben und nachdem er Ben einen Moment streng gemustert hatte, ebenfalls dieses anerkennende Schmunzeln aufgesetzt.

In seiner Erinnerung drehte sich Ben noch einmal siegessicher zu seinen Konkurrenten um, die ihn mit einer Mischung aus Verachtung, Angst und Neid angeschaut hatten.

Doch diesmal waren sie verändert. Ihre Gesichter waren geschunden und grau, die Augen weit aufgerissen, blutunterlaufen, und aus ihren Mündern lief unkontrolliert der Speichel.

Schockiert wich Ben zurück, doch sein Fuß trat ins Leere, er verlor das Gleichgewicht, versuchte, sich am Türrahmen festzuhalten – doch auch der war nicht mehr da. Hilflos stürzte er in die Tiefe, ins Bodenlose, dann schlug er hart auf.

* * *

»Hallo? Hörst du mich?« aus der Dunkelheit drang eine Stimme an sein Ohr. »Scheiße, ich glaube, der ist richtig K.O.!«

Ben spürte etwas Feuchtes an seinem Gesicht. Langsam öffnete er die Augen und sah ein Gesicht vor sich. Tanja? Nein, es war eine junge Frau mit

dunkelblondem Haar. Mitteleuropäisch-Asch, um genau zu sein.

»Nicht gerade die spannendste Haarfarbe, die man haben kann«, echote ein weiterer Gedanke aus einer fernen Vergangenheit durch Bens Schädel. Die Frau befeuchtete ihre Finger in einem breiten Glas voller Wasser und strich über seine Wangen. Als sie sich zu ihm vorbeugte, sah er ihren schwangeren Bauch, und langsam realisierte er, was passiert war. Schwindel überkam ihn wieder, er war auf den Knien, er musste sich abstützen! Doch seine Hände gehorchten ihm nicht – sie wurden festgehalten!

Ben blinzelte und drehte langsam den Kopf. Das schmerzte, und dazu knirschte es in seinem Schädel, als hätte er Sand in der Halswirbelsäule. Zu seiner Linken sah er einen starken Arm, der ihn packte, zu seiner Rechten eine etwas schwächere Version. Die Frau sprach ihn jetzt mit sanfter Stimme an:

»Bist du okay? Trink' erst mal was!«

Sie hielt ihm das Wasserglas hin, Ben wollte etwas sagen, doch er konnte nur trocken schlucken. Missmutig riss er an seinen Armen, der Mann an seiner Linken gab schließlich die Hand frei und er nahm das Glas. Den Schwung nutzend wollte er aufstehen, doch seine Muskeln versagten – er ließ stattdessen seinen Hintern auf die Fersen herab und stürzte das Wasser hinunter wie ein Verdurstender. Jetzt musste er husten, wobei ihm kurz schwarz vor Augen wurde.

»Vorsicht, vielleicht ist er gebissen worden«, hörte er eine dünne Frauenstimme sagen. Er riss die Augen wieder auf, und nun war sein Blick umso klarer. Sein Bewusstsein war wieder voll da, und er warf der komischen Lehrerfrau im roten Strickpulli, die zuletzt gesprochen hatte, einen hasserfüllten Blick zu. Die machte einen halben Schritt zurück, und Bens Aufmerksamkeit fiel auf die drei Männer, die sich in

bedrohlicher Pose vor ihm aufgebaut hatten und nun noch einen Schritt auf ihn zu machen. Der fette Alte im Unterhemd war doch der Schlüsselmeister, der Vater der Schwangeren – Wolfgang. Er hatte jetzt eine Art Feuerhaken in der Hand, flankiert wurde er von einem Unbekannten und dem komischen Studententypen, beide hielten lange Küchenmesser in den Händen, was auf Ben etwas albern wirkte. Als an seinem rechten Arm gerüttelt wurde, warf Ben einen mürrischen Blick auf den muskulösen jungen Mann an seiner Seite, Matthias hatten sie ihn gerufen.

»Steh auf, Mann! Was ist los mit dir?«, herrschte der ihn an, und bei Ben knallte irgendwo eine Sicherung durch. Er sprang auf, wobei die Lehrerin und die Schwangere instinktiv zurückwichen. Er schrie aus vollem Hals:

»Was los ist? Was mit mir los ist?!?«

Ben holte unnatürlich tief Luft, wobei ein komisches, pfeifendes Geräusch entstand, wie bei einem kaputten Ventil.

»Was ist mit EUCH los? WAS IST HIER LOS?!?«

Das eben noch kühlende Nass auf seinem Gesicht schien Ben nun kochend heiß zu sein, sein Kopf war knallrot. Ben merkte, dass sein Kreislauf immer noch nicht optimal funktionierte; schwarze Flecken tanzten durch sein Sichtfeld und er rang nach Luft. Als das Hämmern in seinem Schädel zurückwich, bemerkte er die Totenstille, die auf einmal herrschte. Er schaute in die Runde; alle starrten ihn mit offenen Mündern an. Der Alte fand als erster die Sprache wieder, seine Worte klangen, als wäre ihm eine unglaubliche Erkenntnis gekommen:

»Du hast überhaupt keine Ahnung, oder?«

Die Lehrertante protestierte entrüstet.

»Das kann doch aber nicht sein!« Ben kannte noch nicht mal ihren Namen und hasste sie schon von ganzem Herzen. Ihr Boyfriend mit dem peinlichen Küchenmesser sprang ihr zur Seite.

»Vielleicht ist das doch ein Trick...?«, mutmaßte er, wobei er versuchte, besonders schlau und kein bisschen ängstlich zu klingen. Zu seinem Erstaunen merkte Ben, dass die anderen seine Worte aufzunehmen schienen. Dabei hatte er selbst überhaupt keine Ahnung, wovon sie redeten, und was für einen Trick er angeblich in Planung haben könnte. Stattdessen wurde ihm mit dem Abfallen seines Adrenalinpegels nur wieder bewusst, was geschehen war. Sein Herz rutschte in die Hose und eine völlig ungekannnte Form der Verzweiflung überkam ihn.

»Hey, ich bin gerade eben erst angekommen, okay?«

Nachdem diese Worte seinen Mund verlassen hatten, merkte er sofort, dass die Anderen plötzlich an seinen Lippen hingen.

»Im Hafen«, fuhr er fort. Seine Zuhörer machten große Augen.

»Hier in Tempelhof?«, fragte jemand aus der Ecke hinter ihm.

»Genau, ich hatte mich mit meiner Freundin gestritten und bin abgehauen ... Drei Wochen auf meinem Boot ... Ohne Handy, ohne Radio ...«

Ben rang nach Worten, denn während er sprach, überkamen ihn merkwürdige Erinnerungen seiner Reise. Die anderen waren anscheinend sprachlos. Matthias erwachte als erster aus seiner Starre.

»Ich muss dich kurz kontrollieren«, sagte er, zog an Bens Kragen, schob seinen Pullover hoch und betrachtete flüchtig Bauch und Hüfte, dann tastete er noch schnell die Beine ab und richtete sich dann wieder vor Ben auf.

»Na dann: Willkommen zurück«, sagte er, und wandte sich dann dem Alten zu:

»Er scheint okay zu sein.«

»Wärste mal lieber weg geblieben«, knurrte der Angesprochene mürrisch.

»Warte mal«, sagte eine Stimme hinter Ben. Er drehte sich um und sah das punkige Mädchen, das allerdings gar nicht ihn angesprochen hatte, sondern den Alten.

»Wenn er mit 'nem Boot bis hierher gekommen ist, dann müsste man doch ...«

Der Mann schnitt ihr direkt das Wort ab. »Das haben wir oft genug durchgekaut. Wir bleiben hier und warten! Alles andere ist Selbstmord!« Grollend schaute er in die Runde, die anderen Anwesenden schwiegen pikiert, einige nickten pflichtbewusst. Dann richtete der Alte wieder das Wort an das Punkmädchen.

»Paula, der ist jetzt dein Problem. Und wenn's draußen wieder ruhig ist, muss er abzischen!«

Sie nickte frustriert und drehte sich weg, während Ben schwer schluckte. Obwohl er immer noch gar nichts verstand, wusste er, dass dies der schlimmste Tag seines Lebens war. Und dass es wahrscheinlich noch viel schlimmer werden würde.

6.
WASSER UND BROT

18:49 Uhr



Nachdem sie den immer noch zitternden Ben an einen alten, schweren Esstisch gesetzt hatten, ließen sie ihm erst einmal einen Moment zum Durchatmen, in dem er versuchte, sich einen Reim auf das Gesehene zu machen. Sein Glas stand auch vor ihm, momentan halbvoll, und als nächstes landete eine trockene Scheibe Toastbrot vor ihm. Paula setzte sich ihm gegenüber an den Tisch.

»Das Brot geht auf mich«, sagte sie, »Wie heißt du eigentlich?«

»Ben« antwortete der Angesprochene, und Paula hob die Augenbrauen – so als würde sie das nicht für seinen richtigen Namen halten – und Ben fühlte sich irgendwie ertappt.

»Okay, Ben... Ich bin Paula. Die meisten nennen mich Paule«, grinste sie.

Jetzt fiel etwas Anspannung von Ben ab. »Herzlichen Glückwunsch«, dachte er, und musste sich auf die Unterlippe beißen, um nicht zu lachen. Ein Jungename für so eine Punklesbe, das passte doch wie die Faust aufs Auge. Er nahm sie genauer unter die Lupe. Ihre kurzen Haare wirkten fettig und hatten viele Kanten, als wären sie vor kurzem selbst geschnitten worden. Könnte aber schlimmer sein. Eigentlich hatte sie schon ein mädchenhaftes, nicht unattraktives Gesicht mit einer sehr feinen Nase, wenig Kinn und fast schon asiatisch angeschrägte Augen. Die wirkten in diesem funzeligen Licht tiefschwarz, und als sie sie auf einmal weit aufschlug und Bens Blick voll erwiderte, fühlte er sich schon wieder ertappt. Eigentlich schade, dass sie ihren offenen Ausdruck mit diesen Piercings so verschandelte. Sie hatte einen kleinen silbernen Ring in der Unterlippe und einen in der rechten Augenbraue, nach Bens Geschmack die beiden absolut unattraktivsten Stellen für Gesichtsschmuck. Trotzdem starrte er sie immer noch an, und sie hob schon wieder so herausfor-

dernd die Brauen. Zum Glück trat jetzt die Schwangere an den Tisch, füllte wortlos sein Glas auf und stellte eine brennende, dicke Kerze auf den Tisch. Ben fragte sich, ob sie im Gastro-Bereich arbeitete, so flüssig wie ihre Bewegungen waren. Er schaute ihr mit großen Augen hinterher und bedankte sich artig.

»Das ist Melanie«, erklärte Paula, »die Tochter vom Wolfgang. Das ist der mit dem Plastikgewehr. Sozusagen unser Chef.« Sie rollte kurz mit den Augen. »Na ja, ist halt auch seine Wohnung hier.« Dann beugte sie sich ein wenig vor und fügte flüsternd hinzu: »Er nimmt das mit dem Patriarchat trotzdem ein bisschen zu ernst.«

Ben nickte fast automatisch. Paulas Lockerheit und ihr beiläufiger Ton irritierten ihn irgendwie, wollten sie doch einfach gar nicht dazu passen, dass hier ganz offensichtlich schreckliche Dinge im Gange waren. Doch jede Faser von Bens Verstand sträubte sich dagegen, sich mit diesen Gedanken zu beschäftigen, und so war er erleichtert, als Paula fortfuhr und in den Raum gestikulierte.

»Der Tarun da drüben, das ist Melanies Mann... Andrea und Peter haben im Hinterhaus gewohnt, genau wie ich.« Das waren die beiden komischen Intellektuellen, die nicht gerade Bens Favoriten in dieser zusammengewürfelten Truppe waren. »Da gab es dann aber ein Feuer, ist alles total verrußt jetzt«, sagte Paula, als wäre es das normalste der Welt. »Und Matze und Pille, das sind Studienkollegen von Melanie und Tarun. Die waren hier, um beim Umzug zu helfen ...« Sie suchte kurz nach Worten und schloss dann mit »...an dem Tag.«

Ben hob die Augenbrauen. Jetzt wurde es wohl interessant. »An dem Tag?«

»Ich nenne ihn den Tag X«, erklärte Paula, nun wieder im sachlichen Modus. »Der Freitag vor drei Wochen war das. Angefangen hatte es eigentlich

noch zwei Wochen früher, mit dieser komischen Krankheitswelle. Erst hieß es was von Tollwut ...«

Paula lehnte sich kurz seitlich über den Tisch und fischte eine abgegriffene Zeitungsseite aus einem Stapel mit Papieren hervor, der sich am Kopfende des Tisches befand. Sie schob Ben das Blatt zu, die Schlagzeile lautete »EPIDEMIE«.

»Das hab' ich auch noch mitgekriegt... aber...« Ben driftete in Erinnerungen an seinen letzten Landgang ab. Das hatten ihm die Einheimischen also damals sagen wollen. Aber Ben hatte keine Lust gehabt, sich mit ihrem Radebrechen und der Konversation über Hand und Fuß zu beschäftigen. Er hatte einfach seine Vorräte gekauft, während der Tank befüllt worden war, und hatte innerlich den Kopf über die vermeintlich Bekloppten geschüttelt. In diesen Hafenstädten hatte er schon viel Seemannsgarn gehört, und auf seinem Boot fühlte er sich sowieso unverwundbar. Paula beugte sich zu ihm vor und senkte ihre Stimme, was ihr sofort wieder Bens volle Aufmerksamkeit sicherte.

»Die Infizierten sind dann voll ausgerastet. Wie Tiere. Die fallen alles an, was sich bewegt, und beißen ... und dann kriegt man das auch. Das hat sich immer schneller ausgebreitet, und irgendwann war dann Sense. Tag X. Notstand, Kriegsrecht, alles zu spät.«

Ben hatte Mühe, ihre Worte für bare Münze zu nehmen, aber er konnte förmlich spüren, wie auch Paula um Fassung rang. Sie hatte das alles hautnah erlebt, daran hatte er keine Zweifel. Und sie hörte nicht auf, zu reden, als würde sie sich dadurch selbst beruhigen. »Kein Fernsehen mehr, kein Radio... die Handynetze sind auch zusammengebrochen. Aber Strom und Wasser gehen noch. Im Moment. Ist wohl alles automatisch.«

Ben dachte an die unbemannten Schleusen, die er auf dem Weg zurück in die Stadt passiert hatte, und die wenigen Schleusenwärter, die rückblickend betrachtet auch nervös schienen oder ihm sogar Dinge zugerufen hatten, die für ihn keinen Sinn ergaben.

Paula wirkte, als hätte sie den Faden verloren, ihr Redefluss kam ins Stocken. Melanie trat an den Tisch und legte ihr zärtlich die Hand auf die Schulter.

»Wir haben aber schon angefangen, Wasser zu sammeln. Sicherheitshalber«, sagte sie. In Bens Kopf formte sich langsam ein Gedanke, es war, als würde etwas anschwellen, das seinen Kopf zum platzen zu bringen drohte. Er merkte, dass er sich auf etwas anderes konzentrieren musste, dass er mehr erfahren musste. Er zwang sich, zu sprechen, und dabei möglichst cool zu klingen:

»Ähm... hast du gerade Kriegsrecht gesagt?«

Paula nahm den Ansatz dankbar an; sie atmete einmal durch und fuhr fort. »Ja, die Freaks gehen auf alles los, was sich bewegt. Nur gegenseitig lassen die sich in Ruhe. Deswegen herrscht der absolute Notstand.«

Jetzt war es so weit, in Bens Kopf knallte irgendwo eine Sicherung durch. Er sprang ansatzlos auf und gestikuliert in den Raum hinein.

»Und ihr sitzt hier alle einfach rum?«, rief er. »Wir müssen doch... irgendwohin, wo es sicher ist... 'ne Polizeistation oder so... wo die uns schützen können!«

Alle Anwesenden hielten inne und schauten Ben für einen Augenblick verwundert an, dann musterten sie sich gegenseitig, bis Wolfgang schließlich demonstrativ langsam aufstand. Er wandte sich an die Gruppe und sagte laut:

»Ich hab doch gesagt, der muss weg! So einen können wir hier nicht brauchen!«

Ben war irritiert, er wollte eigentlich noch etwas sagen, doch sofort merkte er, dass damit für die anderen schon alles gesagt war – sie kümmerten sich wieder um ihre Angelegenheiten; jedoch nicht ohne das eine oder andere Augenverdrehen oder Kopfschütteln. Nachdem sein kurzlebiger Adrenalinschub wieder wegbrach, sackte Ben hilflos in sich zusammen. In diesem Moment kam Mathias auf ihn zu und schob ihn wieder auf den Stuhl.

»Nimm es uns nicht übel, aber Wolle hat recht«, begann er. »Wir treten uns hier schon gegenseitig auf die Füße. Und die Vorräte halten auch nicht ewig.«

Ben schaute ihn immer noch begriffsstutzig an, und Paula übernahm das Erklären.

»In Polizeiwachen und Krankenhäusern gab es die größten Massaker. Da wollten die meisten Leute hin. Aber wo viele Leute sind, gibt's für die Freaks das meiste Fressen, verstehst du? Und deswegen sind da jetzt auch die meisten Infizierten. So etwas wie ›Sicherheitskräfte‹ gibt's nicht mehr. Die sind alle gebissen worden. Und der Konsens hier –«, an dieser Stelle machte sie eine Kunstpause und seufzte, »– ist, dass wir die Sache aussitzen sollten. Bloß nicht nach draußen gehen.«

Sie schaute Matthias konspirativ an. »Vor allem seit vorgestern, da ist Wolfgang fast von denen erwischt worden. Weil er nicht auf mich gehört hat.«

Matthias stieg nicht auf ihre Vorlage ein. »Er hat doch aber recht. Wir können nichts machen, außer warten, dass die Armee kommt... Und aufräumt.«

Bens Schädel pochte immer noch, sein kleiner Ausbruch hatte ihn völlig fertiggemacht, vor allem aber fühlte er sich so benommen, dass er eigentlich nur nachplappern konnte. Die Informationen wollten einfach nicht in sein Bewusstsein dringen.

»Wie, aufräumen... was meinst du?«

Mathias zuckte nur mit den Schultern und sagte lakonisch: »Die müssen alle Infizierten abknallen.«

Ben atmete tief durch. Das war alles sehr starker Tobak. Einfach absolut unreal. Doch der Druck in seinem Schädel nahm langsam ab und er atmete tief durch. Dabei fiel sein Blick auf einen Aufnäher, der mit großen Sicherheitsnadeln an Paulas Jacke befestigt war. Auf schwarzem Grund prangte dort ein weißer Totenschädel und die rote Aufschrift »Soldaten sind Mörder.« Wie die Zeiten sich ändern konnten. Ein gewisser Groll stieg in Ben auf.

»Hey sorry, ich weiß, ich komme aus dem Mustopf und so«, sagte er, »Aber das kann doch einfach nicht wahr sein! Ihr sitzt alle nur hier rum, als wäre nichts gewesen! Wir müssen doch irgendwas machen!« Damit traf er anscheinend bei Matthias einen wunden Punkt, denn der ging ihn sofort mit wütender Miene an.

»Pass' mal auf«, drohte er, wobei er Ben den Zeigefinger in die Brust bohrte, »Ohne uns wärest du tot, Freundchen!«

Paula atmete tief durch und hielt Matthias ihre aufgestellten Handflächen entgegen; ein Zeichen, dass er sich beruhigen sollte.

»Lass' mal gut sein, Matze«, sagte sie beschwichtigend. Dann wandte sie sich Ben zu: »Du hast echt keine Ahnung, was wir durchgemacht haben. Wahrscheinlich sind wir einfach schon abgestumpft. Uns ist das alles andere als egal, aber es fühlt sich an, als wäre man in Watte gepackt ...«

»Ja, so ist es vielleicht am Tag«, fiel ihr Matthias ins Wort, »Aber wenn man schläft ... das ist die reinste Folter.«

Bei diesen Worten meinte Ben, einen Funken von Wahnsinn in Matthias' Augen aufblitzen zu sehen, sein Blick fokussierte plötzlich einen Punkt außerhalb dieser Welt. Paula hingegen schien das ganz

anders wahrzunehmen, denn sie brach auf einmal in ein glucksendes Lachen aus und boxte Ben auf die Schulter.

»Hey, ich hab mir neulich im Schlaf ein Stückchen Zunge abgebissen«, erklärte sie. »Dann bin ich mit 'ner blutigen Fresse aufgewacht, und Matze hätte mir fast den Kopf abgehackt.«

»Was verpasst du mir auch so 'nen Schock«, stimmte Matze in das Gelächter mit ein. Das für Ben absolut absurde Geräusch echote durch seinen Schädel, es erinnerte ihn an etwas ... an jemanden. Uplötzlich klang das Gelächter wie unter Wasser, eine Erkenntnis traf ihn wie der Blitz und jagte einen langanhaltenden Piepton durch Bens Gehirn. Er hatte wieder das Gefühl, der Boden würde unter ihm weggezogen – seines Gleichgewichtes beraubt, kippte er ein Stück nach vorne und musste sich am Tisch abstützen.

»Alles okay?«, fragte Paula besorgt, als sie seinen ungesunden Gesichtsausdruck registrierte.

Matthias schaute Ben ebenfalls forschend an, wobei er die Stirn in Falten legte, da sprang Ben unvermittelt auf und murmelte: »Ich muss los.«

»Was«, fragte Paula erstaunt, während Matthias bereits zögerlich aufstand und Ben argwöhnisch im Auge behielt.

Bens Gedanken rasten, mit einer unnatürlich langen Verzögerung sagte er abwesend: »Ich muss zu meiner Freundin.« Er versuchte, sich abrupt wegzudrehen, doch Matthias hielt ihn am Arm fest, worauf Ben erst ihn, dann Paula fragend anstarrte.

»Ey, wir wollen dich ja loswerden, aber nicht jetzt sofort«, sagte Paula kopfschüttelnd. »Da draußen ist jetzt alles voll mit den Freaks«, gab Matthias zu bedenken. Doch der völlig weggetretene Ausdruck wich nicht aus Bens Gesicht.

»Ich muss sofort zu meiner Freundin«, sagte er jetzt lauter und mit einem sehr eindringlichen Tonfall.

»Hey, bitte nimm's mir nicht übel«, setzte Paula an, »aber die Chance, dass sie noch lebt ...«

Während sie nach einer möglichst schonenden Formulierung suchte, fummelte Ben geistesabwesend das Foto aus seiner Hosentasche. »Nein, ihr versteht das nicht...«, begann er, während er das geschundene Bild nervös glatt strich. »Meine Freundin...«, fuhr er fort, wobei seine Augen hektisch zwischen seinen beiden Gesprächspartnern hin und her sprangen, »sie ... sie ist schwanger!«

Ben schleuderte Paula und Matthias dieses Wort mit solcher Inbrunst entgegen, dass sie unwillkürlich zusammenzuckten. Auch Ben selbst wirkte erschrocken, es zu hören. Sein entschlossener Gesichtsausdruck fiel zusammen und zurück blieb nur Verzweiflung. Das machte seine Aussage umso eindrucksvoller, und Ben nutzte in seinem plötzlichen Drang zum Rückzug die Überraschung seiner Zuhörer, um sich loszureißen und auf den Balkon zu stürmen. Die übrigen WG-Mitglieder schauten ihm fragend hinterher, während Paula Matthias einen besorgten Blick zuwarf. Der zuckte bloß mit den Schultern, folgte Paula allerdings sogleich in Richtung Balkontür.

Ben stand zitternd am Geländer und starrte auf die flache Berliner Skyline. Er nahm gar nicht wahr, dass Paula und Matthias im Türrahmen erschienen. Nachdem sie ihn eine Weile beobachtet hatten, stieß Matthias ihr den Ellenbogen in die Seite und sie räusperte sich.

»Wie gesagt... Du musst vielleicht den Gedanken in Betracht ziehen, dass sie...« Sie suchte wieder nach rücksichtsvollen Worten, aber Mathias war weitaus weniger geduldig.

»Mindestens zwei Drittel der Menschen im Stadtkern sind tot«, platzte er dazwischen, »Und fast der gesamte Rest infiziert. Vielleicht fünf Prozent haben es geschafft, so wie wir.«

Paula war zunächst wenig begeistert von seinem gnadenlosen Vorstoß, wusste aber auch, dass er die Wahrheit sagte und im Prinzip das Beste für den Neuankömmling wollte – auf eine etwas unbeholfene Art. Während seiner Rede trat sie auf den Balkon hinaus und beobachtete Ben aufmerksam von der Seite. Der regte sich jedoch kein bisschen und schaute einfach nur hinunter auf den Fahrdamm, wo die Infizierten sich langsam verstreuten. Sie torkelten stöhnend und ziellos vor sich hin. Paula versuchte es noch einmal auf die sanfte Art.

»Am besten, du bleibst erst mal bis zum Sonnenaufgang hier ...«

Mathias dachte scheinbar immer noch ausschließlich in Parametern technischer Machbarkeit und dozierte weiter.

»Auch wenn viele von denen nicht gerade beweglich wirken ... Die haben ein super gutes Gehör und einen ebenso scharfen Geruchssinn. Da ziehst du im Dunklen auf jeden Fall den Kürzeren!«

Das schien nun doch Bens Interesse zu wecken, er richtete sich leicht auf, also stieg Paula mit ein. »Das stimmt. Jede dunkle Ecke, jeder Schatten kann 'ne tödliche Falle sein.«

Ben atmete tief durch, anscheinend beruhigte er sich langsam wieder. »Ich muss aber zu ihr. Ich muss doch wissen, was mit ihr ist ...«

Paula nickte verständig. »Versuch doch mal, sie anzurufen. Auf dem Festnetz, meine ich, das geht noch. Wir haben ein Telefon hier.«

Doch Ben antwortete: »Sie hat nur noch ein Handy.« Paula und Mathias schauten sich kurz an, als Ben zerknirscht hinzufügte. »Ich habe ihr gesagt, sie

soll das Festnetz kündigen. Wozu der Scheiß Telekom das Geld in den Rachen werfen ...«

»Wo wohnt sie denn?«, fragte Paula schnell, um Ben von dem Thema abzubringen.

»In Mitte. In der Nähe vom Hackeschen Markt.«

Bei dieser Ortsangabe machte Mathias große Augen, anscheinend fiel er aus allen Wolken. »Ey, das kannst du vergessen!«, ereiferte er sich, doch Paula gebot ihm mit einer Geste, nicht weiter zu sprechen. Stattdessen übernahm sie die weitere Erklärung:

»Wie gesagt, da wo die meisten Leute waren, sind jetzt die meisten Freaks. Und du müsstest zu Fuß durch die halbe Stadt ...«

Ben schaute sie fragend an und echote: »Zu Fuß?«

Wieder schaltete Paula in einen sachlichen Erklärmodus:

»Die Straßen sind total verstopft. Jeder, der ein Auto hatte, hat versucht, abzuhaufen, aber das funktioniert einfach nicht, wenn alle auf einmal losfahren.«

»Noch dazu sind die Tankstellen ausgeplündert«, ergänzte Mathias, »und Autos machen 'nen Höllenkrach. Das lockt die Freaks an wie nix.«

»Deswegen nehme ich zum Vorrätesuchen immer mein Fahrrad«, erklärte Paula. Nun war es Ben, der große Augen bekam, es sah fast so aus, als würde er gleich über Paula herfallen. Wie aus der Pistole geschossen sagte er:

»Dein Fahrrad? Das kaufe ich dir ab!«, doch sie hob nur verwundert die Augenbrauen.

»Wie soll das gehen?« Sie erwiderte Matthias' peinlich berührten Blick, als Ben nach seinem Portemonnaie kramte.

»Ich hab jede Menge Geld dabei. Müssten noch gute 500 Euro sein«, murmelte er gedankenverloren. Paula grinste ihn mitleidig an.

»Lass mich raten ... Du bist Banker? Manager? Broker?« Ben hielt inne.

»Wie hast du das denn erraten?«, fragte er überrascht.

Paula tat es anscheinend fast leid, dass sie recht hatte. »Das merkt man doch an deiner ganzen Art«, sagte sie mit abfälliger Körpersprache. »Du spielst gleich den Chef, hast 'n Boot, wedelst mit Geld... Wie so ein Yuppie halt.«

Ben erkannte an der Galle in ihrer Stimme, dass hier zwei sehr konträre Lebenseinstellungen aufeinander prallten. »Gut kombiniert«, giftete er zurück. »Du bist auch zufällig die erste Punk-Lesbe, die ich nett finde!«

Paulas Augen verengten sich, doch bevor sie einen gepfefferten Konter geben konnte, wiegelte Matthias ab.

»Hör' nicht auf sie. Es ist echt was anderes, wenn man große Pläne hatte. Ich zum Beispiel wollte 'nen Fahrradladen aufmachen.«

Paula verdrehte die Augen. Diese Geschichte konnte sie schon fast mitbeten, doch Matthias ließ sich von ihrem offen zur Schau gestellten Missfallen nicht abhalten.

»Ich habe mir den Arsch wundgearbeitet und hatte fast alle Puzzleteile beisammen. So kurz davor, Mann, ich konnte an gar nichts anderes mehr denken. Und jetzt diese Scheiße. Kein Mensch weiß, wie das alles ausgehen wird.«

»Fahrräder werden danach auf jeden Fall erst mal groß in Mode sein«, schloss Paula zynisch.

»Okay, alles ist scheiße, das habe ich verstanden«, ging Ben dazwischen. »Aber ich muss jetzt zu meiner Freundin, die ist schwanger, versteht ihr das nicht?« Beim Sprechen bebte seine Unterlippe, die komplette Muskulatur stand unter Hochspannung.

Paula versuchte es weiter mit Rason: »Du kannst ihr oder deinem Kind aber auch nicht helfen, wenn du tot bist! Glaub uns doch einfach, wir sitzen alle im selben Boot. Jetzt gerade, in diesem Moment, gibt es nichts, was du tun kannst!«

Ben schüttelte verächtlich den Kopf und versuchte, sich an Matthias vorbei in die Wohnung zu drücken, doch der stellte sich ihm demonstrativ in den Weg.

»Ey, du kannst da jetzt nicht rausgehen!«

Aus Bens Augen schoss pures Feuer. »Ihr wolltet mich doch unbedingt wieder loswerden. Und jetzt darf ich nicht gehen?«

»Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun«, sagte Matthias eindringlich. »Wir haben unser Leben für dich riskiert, Mann! Checkst du das nicht? Wir könnten alle tot sein! Das willst du jetzt einfach wegwerfen?«

Ben atmete tief durch. Die Situation war wirklich extrem heikel gewesen. »Dafür bin ich euch auch dankbar«, sagte er gepresst, »Wirklich sehr, sehr dankbar. Aber ich muss jetzt gehen!« Er drückte ein wenig in Matthias' Richtung, doch der schubste ihn auf einmal relativ unsanft zurück.

»Bist du taub?«, herrschte er Ben an. Sein Tonfall schien Paula zu alarmieren, denn sie ging sofort entschieden dazwischen.

»Mann Matze, krieg dich mal wieder ein!«, sagte sie energisch, doch Matthias war kaum noch zu bremsen.

»Mann, fick dich doch«, herrschte er sie an. »Ich will nur das Beste für die Gruppe, und ihr habt alle verdammt noch mal keinen Plan!«

Wutschnaubend zog er sich in die Wohnung zurück, und Ben wusste inzwischen nicht mehr, wie er die Situation einordnen sollte. Paula versuchte, es mit Humor zu erklären.

»Früher hättet ihr euch bestimmt super verstanden. Er will wahrscheinlich, dass du hier bleibst, um mit anzupacken. Für sein Befinden sind die meisten hier einfach zu lasch drauf.«

»Außer dir«, schätzte Ben.

»Richtig, ich bin ihm nämlich zu radikal«, grinste sie, »Weil ich eigentlich lieber hier abhauen würde.«

Sie sah ihn kurz nachdenklich an und fuhr dann fort.

»Also... Wie ist das mit deinem Boot? Passen wir da alle drauf?«

»Würde wahrscheinlich knapp werden«, überlegte Ben, dann sagte er: »Von der Anzahl der Leute her könnte es gerade so passen, aber dann könnte man sonst nichts mitnehmen.«

»Könntest du denn auch ein größeres Boot steuern?«, fragte sie gespannt. »Klar, ich habe schon als Teenie kleine Ausflugsdampfer gesteuert.«

»Wie kommt man denn an so was ran?«, wollte Paula verwundert wissen, doch Bens Miene verfinstert sich plötzlich.

»Meine Familie ... ganz schlechtes Thema«, knurrt er.

Paula legte die Stirn in Falten. »Die meisten von uns wissen nicht, was mit ihren Leuten ist... Ich hab' auch keine Ahnung, ob meine Eltern noch leben...« Sie machte eine nachdenkliche Pause. »Ist mir ehrlich gesagt aber auch egal. Leider.«

»Meine Familie ist mir auch scheißegal«, erklärte Ben aufbrausend. Sein Blick driftete in die Ferne ab und wurde noch düsterer, was Paula mit einem Lächeln aufzufangen versuchte.

»Siehste, dann haben wir doch was gemeinsam«, sagte sie, aber Ben schien sie gar nicht zu hören.

»Gegen meinen Stiefvater, den alten Sack, ist sowieso kein Kraut gewachsen«, murmelte er, »nicht mal die Katastrophe da unten.«

»Nimm das nicht zu leicht«, mahnte Paula, »Wir waren am Anfang noch ein paar Leute mehr. Jeder Schritt da draußen ist gefährlich. Entweder deine Freundin ist jetzt in guten Händen, oder es ist sowieso zu spät.«

»Was soll ich machen?«, fragte Ben, »Euer Sheriff will mich doch loswerden. Da kann es euch doch herzlich egal sein, ob ich nach Mitte gehe oder sonst wohin.«

»Wie gesagt, das grenzt an Selbstmord. Du könntest dir einfach hier eine Wohnung in der Straße suchen, das meiste steht ja eh leer. Nach ein, zwei Wochen würde Wolle dann schon einsehen, dass du 'ne Hilfe sein kannst. Und wenn dann immer noch keine Armee da ist... wer weiß, könnten wir vielleicht alle zusammen abhauen.«

Für einen kurzen Moment horchte Ben in sich hinein, dann zuckte er kraftlos mit den Schultern. »Es ist wirklich nett von euch. Aber ich muss wissen, was mit ihr ist.«

Ben zog das Foto aus seiner Hosentasche und hielt es Paula demonstrativ hin. »Ich kann einfach nicht anders. Ich hab' es total verbockt.«

Beim Anblick des geflickten Portraits legte Paula die Stirn in Falten. »Ihr habt euch gestritten und du bist abgehauen? Ey, wenn ihr nicht mal richtig zusammen passt, dann musst du dir das zweimal überlegen. Es klingt fies, aber es geht jetzt nur noch ums Überleben.« Bens strafender Blick ließ sie kurz stutzen, aber sie glaubte an das, was sie sagte.

»Wir sind doch hier auch nur 'ne Bande, die das Schicksal zusammengewürfelt hat«, fuhr sie fort, »Aber nichts anderes zählt im Moment. Wir müssen jetzt zusammenhalten. Wir müssen füreinander da sein.«

Diesen Standpunkt konnte Ben natürlich nachvollziehen, er schloss die Augen und nickte, überlegte kurz und wirkte danach deutlich klarer.

»Ich habe sie im falschen Moment im Stich gelassen«, erklärte er, »wenn ihr etwas passiert ist, habe ich das zu verantworten. Und deswegen habe ich keine Wahl. Ich könnte es mir sonst niemals verzeihen.«

Nun war Paula an der Reihe damit, zu verstehen, und sie schaute ihn einfach nur mit großen Augen an. »Außerdem, vielleicht gibt es dann gleich zwei Überlebende mehr«, schloss Ben hoffnungsvoll.

Paula schaute zu Boden, in ihrem Kopf arbeitete es, und Ben wartete regungslos auf ihre Antwort.

»Okay, ich hab 'ne Idee«, sagte sie schließlich. »Lauf' doch erst mal zum Südkreuz. Dann kannst du über die Schienen weiter, direkt bis nach Mitte. Dann ist schon mal die Hälfte der Strecke relativ gefahrlos.«

Ben nickte verständig. »Wo keine Leute waren, sind auch keine Infizierten«, fasste er das inzwischen Gelernte zusammen. Das schien Paula zu gefallen.

»Ansonsten halte dich an die großen Straßen...«, setzte sie an, und Ben ergänzte:

»...weil mein Vorteil ist: ich bin schneller als die, und so habe ich mehr Platz zum ausweichen.«

Paula musterte ihn für einen Moment mit einer Mischung aus Anerkennung und Sorge.

»Okay, ich würde sagen, mehr kann ich dir wohl nicht mit auf den Weg geben.« Sie warf einen prüfenden Blick auf die Straße, dann schaute sie Ben fest an. »Pass auf dich auf, Du weißt ja: Zusammenhalten. Überleben.«

Ben nickte stumm und Paula merkte, dass sie eine gewisse Ergriffenheit fühlte. Früher hätte sie einen Typen wie den einfach zum Kotzen gefunden, einen blöden Yuppie, der sich wichtig macht. Oder um es

mit den Worten der etwas verkrampfteren Leute in ihrer Clique zu sagen: ein Klassenfeind. Aber jetzt war es irgendwie egal. Er machte sich Sorgen um seine bessere Hälfte und war sogar bereit, sein Leben für sie aufs Spiel zu setzen. Das konnte man wohl kaum unsympathisch finden.

7.
TEMPELHOFER DAMM II

19:34 Uhr



Die kalte Luft half Ben, seine Gedanken zu sortieren. Wie er sich verabschiedet und das Haus verlassen hatte, war ihm schon gar nicht mehr bewusst, so wild ging es in seinem Kopf zu. Anscheinend reagierte sein Hirn mit einer ungeordneten Flut von Denkprozessen auf die völlig ungewohnten Überlebensinstinkte, die jede Zelle seines Körpers in Alarmbereitschaft versetzten. Es musste eine archetypische, genetische Programmierung sein, die das Kommando über all seine Sinne und Bewegungen übernehmen wollte, doch sein Verstand stemmte sich mit aller Macht dagegen. Das Ergebnis war allerdings jämmerlich. Mit jedem Schritt zuckten Ansätze, eine Erklärung für das alles zu finden, durch seine Synapsen, doch die Situation war einfach unbegreiflich. Bens gesamte Wahrnehmung tat deswegen ihr bestes, sich auf das Hier und Jetzt zu fokussieren, und die eisige Herbstluft war ein willkommener Verstärker. Noch nie hatte Ben die vielen Facetten wahrgenommen, wie Luft riechen konnte, wie sie schmeckte, wie die Kälte seine Schleimhäute reizte. Wie miniaturisierte Nadelkissen fühlte sich das an, Ben konnte jede Zelle spüren, jeden hintersten Winkel seiner Lungengeflechte, in die er den Sauerstoff bewusst hineinpresste.

Mit jedem Ein- und Ausatmen machte er vier Schritte – indem er mitzählte, konnte er die unbändigen Gedanken zumindest aus der obersten Schicht seines Bewusstseins verbannen. Es war ein Trick, den ihm damals sein Sportlehrer für Langstreckenläufe gesagt hatte – wenn die Kraft nachließ oder die Atmung Probleme machte, sollte er sich die Zahlen von eins bis vier riesig groß vor seinem geistigen Auge erscheinen lassen.

Das klappte gut, aber Ben musste feststellen, dass sein Gehirn wirklich zu Multitasking im Stande war, und in den tieferen Schichten rotierten weiterhin alle

möglichen Fragen und wenig hilfreiche Feststellungen.

Das Leben wirkte auf einmal so hyper-real, dass er es kaum einordnen konnte. War das, weil es im Moment unmittelbar bedroht war, und er es erst jetzt wirklich wahrzunehmen wusste? Oder war es der Kontrast zwischen der momentanen Situation und den Wochen auf dem Boot, wo er fast durchgängig betrunken oder verkatert gewesen war, und dem darauffolgenden Schock seiner Ankunft, der auch eine Form von Betäubung mit sich gebracht hatte? Oder war es einfach die Tatsache, dass er das, was hier passierte, gestern noch als pure Fiktion abgetan hätte, die sich aber nun als höchst real erwies? Diese Theorie fühlte sich intuitiv richtig an, zumal er schon in dem Gespräch mit den anderen Überlebenden auf einmal eine Ahnung davon bekommen hatte, dass sein voriges Leben in Wahrheit das irrealere, künstlichere war.

All diese Überlegungen halfen ihm jetzt aber nicht weiter, überhaupt nicht. In ihm bekämpften sich drei Kräfte: Seine Instinkte, sein Ego und eine überbordende Angst. Er musste mindestens einen dieser Faktoren unter Kontrolle bekommen, sonst hatte er keine Chance. Er brauchte eine Waffe, und zwar sofort.

Nachdem er das Haus verlassen hatte, war er auf schnellstem Wege auf den Tempelhofer Damm zurückgekehrt, der breitesten Straße in der Gegend, die nach Norden führte. Sie war in jede Richtung zweispurig und wurde in der Mitte von einem hüfthohen Metallgitter geteilt. Auch der Bürgersteig war angenehm breit, so dass Ben nicht in Verlegenheit kam, sich durch die überall verkeilt stehenden Autos zu schlängeln.

Stattdessen konzentrierte er sich auf sein aktuelles Ziel; er brauchte irgendetwas, mit dem er schlagen,

oder noch besser, stechen konnte. Eine Stange, einen Stab, es musste sich doch etwas zweckentfremden lassen. Doch alles, was in Frage kam, war zu unhandlich. An einem Mülleimer sah er dann eine leere Bierflasche stehen – gemäß der Berliner Tradition, Pfandflaschen nicht wegzuwerfen, sondern sie für mittellose Sammler gut sichtbar zu hinterlassen. Ben griff den Hals wie den Stiel eines Hammers, es war eine Halbliter-Flasche, und sie lag gut in der Hand. Für einen kurzen Moment dachte Ben daran, wie albern es eigentlich war, sich mit einer Glasflasche zu bewaffnen. Aber ihm war es egal, denn es beruhigte ihn sofort. Die nächsten Schritte machte er viel selbstbewusster, und in seiner direkten Umgebung schien alles ruhig zu sein. Von weit her drangen zwar Schreie an sein Ohr und etwas, das sich anhörte, wie Schüsse, aber er musste sich auf die Strecke konzentrieren, die vor ihm lag.

Die nächsten Blocks kam Ben gut voran. Die Straße war sehr gleichförmig, die Gebäude hatten überwiegend nur drei Obergeschosse, was für Berliner Verhältnisse schon fast dörflich wirkte. Ben versuchte jedoch, solche nutzlosen Gedanken aus seinem Bewusstsein fernzuhalten. Stattdessen konzentrierte er sich nun auf seine Schritte. Es war interessant, wenn er die Füße ganz bewusst aufsetzte, konnte er wirklich fast lautlos gehen, und das bei relativ hoher Geschwindigkeit. Außerdem hatte er das Gefühl, das wirklich aufmerksame Setzen seiner Schritte hielt seinen Verstand in Schach und er konnte sich besser auf seine Sinne konzentrieren, die auf Hochtouren arbeiteten.

So nahm er schon früh ein merkwürdiges Geräusch wahr. Erst war es eine Art rhythmisches Ploppen, das weit entfernt zu sein schien. Doch es wurde lauter, so dass Ben bald sicher war, ihm näher zu kom-

men, und es entwickelte einen metallischen Beiklang. Zunächst hatte Ben aber ein anderes Problem: Er erreichte eine Art Massenkarambolage, die komplette Fahrbahn war mit ineinander verkeilten Fahrzeugen versperrt. Auf den Bürgersteig auszuweichen schien ihm keine besonders gute Idee, denn der lag komplett im Schatten der Straßenlaternen und das Geräusch, dem er sich näherte, machte ihn nervös.

Er ging zu einem der Fahrzeuge, einem alten, mintgrünen Opel, der entgegen der Fahrtrichtung stand. Ben schaute hinein und prüfte auch die umstehenden Fahrzeuge, sie waren alle leer. Dann legte er eine Hand auf die Motorhaube und verlagerte sein Gewicht darauf – sofort gab das Blech nach und machte ein unangenehm lautes Geräusch. Über diese Autos hinüber zu klettern, schien keine gute Idee zu sein. Also ging er doch auf den schmalen Bürgersteig zu, der teilweise von einem weißen, stark verbeulten Renault-Lieferwagen blockiert war. Wahrscheinlich ein geparktes Fahrzeug, das durch den Unfall beiseite geschoben worden war. Jedenfalls war die Lücke zwischen der Hauswand und diesem Wagen nicht mal zwei Meter breit. Das gefiel Ben gar nicht, zumal sich kurz davor ein schattiger Hauseingang befand. Dahinter türmten sich irgendwelche Sachen auf, es sah aus wie Koffer und Taschen. Er schlich sich langsam heran, den ganzen Körper unter Spannung und die Flasche fest umklammert. Im Hintergrund immer noch dieses rhythmische Klappern.

Als Ben endlich den Hauseingang einsehen konnte, atmete er auf – dort war nur eine verschlossene Tür, niemand zu sehen. Doch dann erkannte er etwas in der Spiegelung des Sicherheitsglases und zuckte zusammen: Die Sachen, die am Ende des Lieferwagens ausgebreitet lagen, waren nicht nur Koffer und Taschen – zwischen ihnen lagen mehrere Körper! Ben

hielt den Atem an und ging langsam auf sie zu – ihm war klar, dass es der einzige Weg war, wenn er nicht über die Autos turnen wollte. Er musste sich zwingen, weiter zu atmen, was gar nicht so einfach war, denn der Leichengestank war bestialisch. Schließlich kam er bei einer Gruppe von fünf, sechs leblosen Körpern an, Männer und Frauen, die inmitten von ihrem Gepäck lagen.

Was war hier passiert? Waren sie beim Unfall verletzt worden? Hatten sie gekämpft? Waren sie wohlmöglich gebissen worden? Wieder rang Ben um die Kontrolle über seine Gedanken; er brauchte das nicht zu wissen. Er wollte auch gar nicht nach irgendwelchen Wunden oder ähnlichem gucken, er war auch nicht stolz darüber, die Totenruhe zu brechen – wenn es so etwas überhaupt noch gab – aber er musste hier durch. Das klappernde Geräusch wurde wieder lauter. Was zum Henker war das? Es war maximal noch 50 Meter entfernt, und es war garantiert kein gutes Omen.

Langsam näherte sich Ben der ersten Leiche, sie lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Gehweg, die Arme umklammerten einen schweren Aktenkoffer. Beim Näherkommen zeigte sich, dass der Körper in schlechtem Zustand war, er lag dort wohl schon eine ganze Weile. Der Leichengeruch wurde etwas intensiver, war aber bei weitem nicht so schlimm, wie Ben gefürchtet hatte. Ein Glück, dass es schon so kalt war, und kaum noch Insekten unterwegs waren.

Ben dachte an Fliegen, die Eier in die Körper von Toten legten, und ihm wurde direkt schlecht.

Er konnte immer noch nicht glauben, dass er heute dabei gewesen war, als jemand starb. Es war furchtbar, und nun stand er vor einem regelrechten Körperhaufen, der sich mit Rucksäcken, Taschen, verstreuten Kleidungsstücken und vollgestopften Plastiktüten mischte, als wären diese Menschen Ab-

fall. Jetzt musste Ben aber an sein Weiterkommen denken. Mit angehaltenem Atem trat er ganz dicht an ersten Leichnam heran und stieß leicht mit der Fußspitze gegen den Oberarm des Verblichenen. Nur um ganz sicher zu gehen – er wollte schließlich keine unliebsame Überraschung erleben. Doch es passierte erwartungsgemäß nichts. Nach einem weiteren, beherzteren Kontrolltritt holte Ben einmal tief Luft und stieg mit einem großen, ungelenken Schritt über den Körper. War doch ganz einfach.

Der nächste Tote lag leider auf dem Rücken, und der Blick in seine verzerrte Fratze machte Ben das Vorankommen nicht leichter. Es waren schon deutliche Verwesungserscheinungen sichtbar, vor allem an den Augen, die eigentlich kaum noch als solche zu erkennen waren. Da erübrigte sich ein Test, der war mausetot. Außerdem konnte sich Ben ganz nah an der Hauswand entlang pressen und kam der Leiche so nicht einmal in die Quere. Nun wurde es aber noch schwieriger: Ein Haufen Gepäck lag vor ihm, es war fast schon ein kleiner Hügel, und er grenzte direkt an den Lieferwagen an; es war die engste Stelle dieses morbiden Hindernisses. Als er sich ein bisschen streckte, erkannte Ben zu seinem Leidwesen, dass der Haufen auch noch mit einem weiteren Körper abschloss. Es würde schwierig werden, diese Hürde komplett in einem Satz zu überwinden, aber was blieb ihm anderes übrig?

Also klemmte er die Bierflasche in seine Gesäßtasche, hauchte kurz in seine kalten Hände und rieb diese gegeneinander. Dann nutze er den gesamten halben Meter Platz, den er hatte, für den Anlauf, und versuchte einen langen Sprung. Aber er schaffte es nicht. Und als er merkte, dass er in Richtung des leblosen Körpers stürzte, öffnete dieser ein Auge und starrte Ben genau an. Er wusste genau, dass er keine Möglichkeit der Welt hatte, seine Flugbahn jetzt noch

zu ändern, und dieser Augenblick schien sich plötzlich wie in Zeitlupe hinzuziehen. Todesangst durchflutete Ben, und wieder schalteten seine Sinne auf Alarmstufe Rot und ließen ihn jeden einzelnen Moment so präsent spüren wie selten zuvor – – –

Ben landet mit der Ferse auf dem Unterarm der Leiche, die sich daraufhin wie vom Blitz getroffen aufbäumt und anfängt, herumzuzappeln, wie ein Fisch auf dem Trockenen. Durch die unsaubere Landung ist Ben bereits aus dem Gleichgewicht geraten, und der Schock, der ihn durchzuckt, als die Arme der vermeintlichen Leiche in seine Richtung schwingen, haut ihn endgültig von den Füßen. Er knallt vornüber in den Lieferwagen, prallt ab und landet halb auf dem Rücken, wobei die Bierflasche einen stechenden Schmerz durch seinen Hintern jagt. Zum Glück ist sie aber nicht zerborsten.

Der Angreifer scheint zwar nicht aufstehen zu können, aber eine fahrige Hand packt Ben am Fußknöchel. Er ignoriert die Schmerzen und versucht, sich loszureißen, sich umzudrehen, aber er ist so ungünstig gelandet, dass ihm das zunächst einfach nicht gelingen will. Wie ein Käfer windet sich Ben auf dem Rücken, die Worte von Paula hallen dabei ununterbrochen durch seinen Schädel: »Wenn du gebissen wirst, kriegst du es auch«.

Als sich eine zweite Hand um Bens Fessel schließt, gelingt es ihm endlich, sich nach vorne zu wuchten, doch der Griff um seinen Knöchel ist fest wie ein Schraubstock. Mit seinem Schwung zieht er den fremden Körper einen guten Meter nach vorne, doch an ein Loskommen ist nicht zu denken. Ben renkt sich fast den Arm aus, als er seinen Oberkörper so weit es geht zur Seite rollt und die in seiner Tasche klemmende Bierflasche mit Gewalt herausreißt.

Mit einem Gemisch aus Erleichterung und Panik schwingt er nun nach vorne und schlägt mit aller Macht auf den Oberarm des Angreifers. Die dazugehörige Hand lockert sich kurz etwas, doch bis Ben die Flasche erneut erhoben hat, ist der Griff schon wieder fest.

Ein Gefühl von rasender Wut durchströmt Bens Körper, sein Gesicht wird ganz heiß und er prügelt nun einfach so fest er kann auf das von langen Haaren bedeckte Gesicht seines Widersachers ein. Wieder und wieder, bis der Druck um seinen Knöchel und damit auch sein Adrenalinpegel abrupt nachlassen. Jetzt sieht Ben, dass seine Hand voller Blut ist – die Flasche ist längst zersplittert, er muss sich selbst geschnitten haben.

Schockiert dreht Ben sich wieder auf den Hintern und rutscht einen guten Meter zurück, bis er an die Hauswand stößt. Doch es gelingt ihm nicht mal, seine Wunde genauer zu betrachten, denn sein Blick bleibt an dem blutüberströmten Gesicht der Frau hängen. Ja, es war eine Frau, die Ben am Bein gepackt hatte. Sie will etwas sagen; versucht mehrmals zu schlucken, aber ihr Mund ist viel zu trocken. Bens Blick verbohrt sich in ihrem, ihm bleibt die Luft weg. Ihre Augen sind klar, nicht so gräulich verschleiert wie die der Irren, die ihn vor ein paar Stunden verfolgt hatten.

Ein schrecklicher Gedanke keimt in Ben auf, als die Frau einen kurzen, kehligen Laut ausstößt. Es ist kaum mehr als ein Ausatmen, dann verdreht sie die Augen und ihr Gesicht klatscht auf den Bürgersteig. Ben bleibt die Luft weg, er ringt nach Atem. Schließlich wird ihm schwarz vor Augen.

* * *

Von unglaublicher Panik erfasst rannte Ben, er wollte einfach nur weg. Der schwarze Anzug, in den sie ihn gesteckt hatten, war viel zu groß und die notdürftig

improvisierte Fliege kratzte entsetzlich am Hals. Überall standen die Erwachsenen in seinem Weg, den Männern reichte er nur knapp bis zu den Oberschenkeln. Immer, wenn er die strumpfhosenbewehrten Beine einer Frau sah, umklammerte er sie schluchzend, bis sie sich zu ihm hinunterbeugte. Und immer wieder die gleiche entsetzliche Enttäuschung: Es war eine Fremde.

»Ich will zu meiner Mama! Wo ist meine Mama?«, hörte er sich immer wieder selbst sagen. Die Frauen schluckten dann, stotterten, manchen liefen gleich die Tränen herunter, niemand antwortete ihm. Was war das für ein grausames Spiel?

»Ich will meine Mama!«, schrie er aus voller Kehle, bis ihn eine behaarte Hand an der Schulter packte. Ein Mann beugte sich zu ihm herunter; es war Ilian, sein Stiefvater.

»Benjamin, mein Kind. Ich habe dir doch schon erklärt«, sagte er mit belegter Stimme, »Deine Mama ist nicht mehr da.«

»Aber wann kommt sie denn wieder?«, fragte Ben mit großen Augen. Wieder konnte er regelrecht spüren, wie den Umstehenden der Atem stockte.

»Sie ist leider gestorben, mein Junge«, antwortete Ilian sanft.

»Aber wann kommt sie denn dann wieder?!?« echote Ben in böser Vorahnung, seine Stimme überschlug sich fast. Irgendwo musst ein Licht ausgegangen sein, der Raum fühlte sich auf einmal dunkler an.

»Nie mehr. Sie kommt nie mehr wieder. So ist das, wenn man tot ist.« Bens Kopf drohte auf einmal zu explodieren, er fühlte sich wie von tausend Nadeln gestochen.

»Warum kannst du dann nicht lieber tot sein?«, schrie er mit unnatürlich hoher Stimme. Für einen Moment herrschte Totenstille und Ilian schaute ihn

an, als hätte ihm jemand das Herz herausgerissen. Dann rutschte ihm die Hand aus, die Backpfeife war so heftig, dass Bens Kopf zur Seite geschleudert wurde.

* * *

Abrupt war Ben hellwach, er musste aus seiner sitzenden Position weggerutscht sein und konnte sich gerade noch abstützen, bevor sein Kopf auf die Pflastersteine traf. Sein Blick fiel auf seine blutende Hand und die Erinnerung überkam ihn. Wie von der Tarantel gestochen sprang er auf die Füße und rannte los – vollkommen konfus – bis er die Massenkarambolage ein Stück hinter sich gelassen hatte, dann plagten ihn auch schon wieder die Seitenstiche. Und sobald er seinen Schritt verlangsamt hatte und sich zu einer ruhigeren, gleichmäßigen Atmung zwang, hörte er auch wieder dieses Geräusch. Verdammt, das Rennen war möglicherweise zu laut gewesen. Der Schall reiste viel weiter als sonst in dieser totenstillen Stadt, und auch das merkwürdige Klappern konnte er jetzt ganz deutlich hören. Es musste maximal zehn, zwanzig Meter vor ihm entstehen, und klang irgendwie metallisch. Ben musste an Kochtöpfe und eine Küche denken, und begutachtete aufmerksam die Ladenzeile vor sich. Ja, das war es: Eine Dönerbude mit offenem Verkaufsfenster. Unwillkürlich nahm Ben eine gebückte Haltung an und schlich langsam weiter. Er presste sich an die Hauswand, um bloß nicht in das Sichtfeld des Krachmachers zu geraten. Das Geräusch war ziemlich regelmäßig, aber auch nicht komplett rhythmisch. Aus dieser Nähe klang es tatsächlich wie Metallgeschirr, das aufeinander geschlagen wurde.

Ben war fast an der Durchreiche angekommen und ging langsam, an die Hauswand gelehnt und tief

gebückt, vorwärts. Das Geräusch kam ihm nun fast ohrenbetäubend laut vor. Er hätte einfach vorbeiziehen können, doch eine unnatürliche Neugier überkam ihn. Zudem überkam ihn durch den Geruch verdorbenen Dönerfleisches der Gedanke an die riesigen Messer, die in den eher klassisch orientierten Kebabläden noch benutzt wurden, um das Fleisch zu schneiden. Das wäre eine imposante Waffe, die schon ein gewisses Risiko wert war.

In Zeitlupentempo richtete Ben sich auf, bis seine Augen sich auf Höhe des silbernen Tresens befanden. Das Geräusch war jetzt ganz nah, es kam eindeutig aus dem Küchenbereich direkt vor ihm, doch er konnte noch nichts erkennen. Es musste sich unterhalb seiner Kopfhöhe befinden, also richtete er sich widerwillig immer weiter auf. Je mehr er seinen Kopf hob, umso mehr fragte er sich, ob das eine gute Idee war. Schließlich sah er die Quelle des unangenehmen Schepperns und wich vor Schreck wieder einen halben Meter zurück: Auf dem Boden lag ein Mann, das Gesicht nach unten, im Rücken hatte er eine Art Küchenbeil. Von Kleidung und Hautfarbe her sah er nicht so aus, als hätte er hier gearbeitet – aber vielleicht war sein Rückenmark durchtrennt oder was auch immer, jedenfalls konnte er sich ganz offensichtlich nicht mehr normal bewegen. Seine Arme schlugen unkontrolliert hin und her wie bei einem epileptischen Anfall, immer wieder stieß er gegen eine Ansammlung aus Töpfen, Backblechen, Kellen und Besteck, die um ihn herum lagen.

Ben lehnte sich auf den Tresen und sah sich in dem Laden um. Große Messer waren nirgends zu sehen. Wahrscheinlich hatten sie schon einen neuen Besitzer gefunden, und das in dem Rücken steckende Küchenbeil war für ihn tabu, es war das Risiko nicht wert. Nach dem letzten Erlebnis wollte er nur noch weg, und ging langsam ein paar Schritte rückwärts.

Doch auch das triggerte sofort wieder seinen Überlebensinstinkt, der ihm sagte, dass das eine verdammt schlechte Idee war. Er fuhr herum, doch weit und breit war keine Bewegung auszumachen. Eigentlich auch kein Wunder, denn dieser Krach musste im Umkreis einiger hundert Meter alles anlocken, was krecht und fleucht. Dementsprechend konnte er eigentlich relativ sicher sein, dass hier niemand außer ihm und dem nicht sehr beneidenswerten Küchenbewohner war. Musste er diese Kreatur von ihrem Leid erlösen? Er hätte nicht gewusst, wie. Allein schon der Gedanke ließ ihm einen Schauer über den Rücken laufen, und er konzentrierte sich wieder darauf, lange aber möglichst geräuschlose Schritte zu machen und Richtung Norden zu kommen.

Als nächstes erreichte er das Tempelhofer Rathaus. Wie viele Berliner Bezirksrathäuser war es ein eckiger, schmuckloser, aber dennoch kraftvoll wirkender Bau, der garantiert aus den dreißiger Jahren stammte, um es vorsichtig auszudrücken. Deutlich wichtiger als die düsteren Kapitel der deutschen Geschichte war Ben in diesem Moment jedoch der düstere Park, der dem Rathaus gegenüberlag. Er konnte es nicht einordnen, aber die meisten Parks in Berlin waren ihm schon immer irgendwie unheimlich oder unangenehm gewesen, teilweise sogar am Tage. Und dieses Exemplar in dieser Situation führte ab sofort seine Top Ten der fiesen Parks an. Gut, dass vor dem Rathaus ein geräumiger und momentan ziemlicher leerer Parkplatz war, so dass er auf dem Bürgersteig laufen konnte. Dadurch hatte er die maximale Entfernung zu dem bedrohlichen, dunklen Gestrüpp, ohne den Überblick seiner unmittelbaren Umgebung einzuschränken. Ein Fuß vor den anderen, so machte er Boden gut.

Wenige Minuten später näherte er sich einem weiteren Etappenziel seiner internen Routenplanung:

Der großen Kreuzung zur Straße Alt-Tempelhof. Bevor er seine Aufmerksamkeit der unübersichtlichen Ansammlung von Fahrzeugen widmete, die verkeilt zwischen Imbissbuden und Baumreihen standen, fiel ihm etwas ins Auge. An einem Balkon hingen zwei weiße Bettlaken nebeneinander, auf die jemand mit roter Lackfarbe etwas geschrieben hatte:

ÜBERLEBENDE – KOMMT ZUM MARIENDORFER DAMM 135.

Ben musterte dieses improvisierte Banner eine Weile. Eine interessante Möglichkeit der Kommunikation in dieser Situation. Wahrscheinlich hatten sich einige Menschen organisiert und sich etwas weiter in den Süden der Stadt zurückgezogen. Er fragte sich, ob seine neuen Bekannten aus der unfreiwilligen Wohngemeinschaft davon wussten. ›Das war schon eine komische Bande‹, dachte er, und seine Gedanken schweiften ab.

»Wir müssen zusammen halten« hatte Paula gesagt, und zum ersten Mal an diesem schrecklichen Abend dachte Ben weiter in die Zukunft.

Was, wenn er Tanja erreicht hatte?

Was sollten sie dann tun?

Auf das Eingreifen der Armee warten?

Wie lange würde das dauern?

Woher würden sie etwas zu Essen und zu Trinken bekommen?

Ben spürte wieder diese bodenlose Panik in sich aufkeimen und drängte den Gedanken mit aller Macht zurück. Er musste jetzt praktisch denken; Handeln war gefragt. Also zog er einen Stift aus der Innentasche und schrieb sich die Adresse auf einen alten Kassenbon, den er in seiner Hosentasche fand. Dann ging er langsam auf die Kreuzung zu.

8.
ALT-TEMPELHOF

20:09 Uhr



Die Straße Alt-Tempelhof war an der Stelle, wo sie auf den Tempelhofer Damm stieß, sehr breit. Die Mittelinsel war ein ausgewachsener Grünstreifen, auf dem sogar Bäume Platz hatten. Eine der beliebtesten Dönerbuden hatte dort ihren Stammpplatz, es war tatsächlich eher ein Mini-Bungalow als eine Bude. Zu jeder Tages- und Nachtzeit hatte man hier eine ernstzunehmende Menschenschlange vorgefunden, jetzt lag die Glastür in Scherben und es war niemand weit und breit zu sehen. Zum Glück.

Ben warf kurz einen Blick durch das Servierfenster, aber der Laden war bereits komplett ausgeräumt worden. Ein paar Reste vertrockneten Rotkohls waren auf dem Tresen verteilt, anscheinend hatte man auch hier Hals über Kopf dicht gemacht. Also brachte er wieder etwas Abstand zwischen sich und den Pavillon und bog dann in die Straße Richtung Schöneberg ein. Zu seiner linken hatte er nun den dicht bewucherten Grünstreifen, dessen immergrüne Büsche das Gebiet für seinen Geschmack viel zu schattig und auch unheimlich machten. Also lief er inmitten der zweispurigen Straße, doch im Gegensatz zum Tempelhofer Damm war hier nicht viel Platz. Er hatte vielleicht gerade mal drei Meter Abstand jeweils zu den geparkten Autos auf der rechten und dem uneinsehbaren Bewuchs auf der linken Seite.

Nervös schaute Ben andauernd hin und her, das einzig Gute an dieser Stresssituation war, dass seine Gedanken komplett im Hier und Jetzt blieben. Es ging unmittelbar um sein Überleben, so dass sämtliche Stimmen in seinem Kopf schwiegen. Endlich hatte er die nächste Querstraße erreicht, wo der Grünstreifen erst einmal für etwa 10 Meter unterbrochen war und wenig später ganz aufhörte. Doch bei einem Kontrollblick auf das Eckhaus durchzuckte ein Schreck seinen Körper: Auf einem der Holzstühle einer Restaurant-Terrasse saß eine Gestalt!

Ben musste sich regelrecht daran erinnern, weiter zu atmen. Er kniff die Augen zusammen und schritt langsam voran. Ja, es gab keinen Zweifel, da saß jemand an einem der Tische. Der Rücken war aufrecht, die Unterarme auf die Tischplatte gelegt. Als würde gleich das Essen serviert. Es gab bei dieser Kälte nur zwei Möglichkeiten: Entweder war es eine Leiche, oder einer von denen. Die Schmerzen in seiner Hand lösten Bilder vor seinem geistigen Auge auf, die er nicht sehen wollte, und er biss die Zähne zusammen. Es nützte nichts, sich darüber Gedanken zu machen, wer oder was diese Silhouette war. Genau wie der schwarze Umriss eines Raubvogels auf einer Glascheibe signalisierte sie Gefahr, welcher Form auch immer. Die logischste Option war es deswegen, in der Einmündung auf die andere Seite des Grünstreifens zu wechseln, gar kein Problem. So hatte er komfortablen Abstand zu allen Gefahrenquellen, er konzentrierte sich weiter auf seine Atmung und den kleinen Abschnitt bis zur Kreuzung Manteuffelstraße.

Direkt davor lag der Berlinckeplatz, ein ziemlich hochtrabender Titel für so eine bessere Verkehrsinsel. Ben wusste allerdings, dass dort ein Supermarkt war, und da wollte er einen Blick riskieren. Paula hatte doch davon gesprochen, dass sie zum »Essen holen« ihr Fahrrad benutzte. In der Situation hatte Ben überhaupt nicht darüber nachgedacht, aber wo und wie holte sie Essen? Wenn er Tanja erreichte, durfte er jedenfalls nicht wieder wie der letzte Depp dastehen. Er musste für alles Antworten haben. Irgendwann würde dann auch eine Geburt auf dem Programm stehen – wieder ein Gedanke, der Ben sofort aus dem Gleichgewicht brachte.

Und wieder traf ihn in einem Moment der Unachtsamkeit ein alle Muskeln durchzuckender Schock, als

ein alarmierendes Geräusch durch die Stille peitschte: Reifenquietschen, gefolgt vom Aufheulen eines Motors. Der Schreck wandelte sich schnell in die Hoffnung, vielleicht doch etwas schneller als befürchtet in Mitte anzukommen. Der Lautstärke zufolge war das Fahrzeug auf der Manteuffelstraße in Richtung Norden unterwegs. Er musste sich beeilen und rannte auf die Kreuzung zu, den Blick suchend Richtung Süden geheftet. Es quietschte erneut, und als Ben die Bäume des Berlinickeplatzes passiert hatte, sah er ein Paar Scheinwerfer aufblitzen.

Der Wagen war eben noch auf der Gegenfahrbahn unterwegs gewesen und rutschte nun auf die andere Spur, um einigen liegengebliebenen Fahrzeugen auszuweichen. Das Ausbrechen des Autos musste den Fahrer überrascht haben, denn er blieb für einen Augenblick fast quer zur Fahrbahn stehen. Im Licht der Straßenlaternen konnte Ben das Modell perfekt erkennen, es war ein weißer Porsche Boxster, das alte Modell mit der Nummer 986. »Fast genau so uncool wie der wassergekühlte 911er der Zeit«, dachte Ben kurz, bevor er sich selbst für diesen fast schon neurotisch-zwanghaften Gedanken ohrfeigen wollte. Es ging jetzt nicht mehr darum, ne dicke Hose zu machen, dieses Auto war möglicherweise sein Ticket zu Tanja! Mit durchdrehenden Reifen nahm die Kiste jetzt wieder Fahrt auf und kam direkt auf ihn zu, denn Ben hatte es geschafft: Er stand jetzt mitten auf der Kreuzung. Als das Licht der Scheinwerfer ihn traf, rannte er dem Wagen entgegen und fing mit den Armen zu wedeln.

»Hallo!«, schrie er, »Hallo, anhalten!«

Doch ihm wurde schnell klar, dass der Fahrer keine Anstalten zu machen schien, langsamer zu werden – stattdessen trat er wohl eher das Gaspedal durch. Unsicher, was zu tun sei, blieb Ben abrupt stehen.

»HEY, STOPP!«, rief er, was sein Gegenüber mit wildem Hupen quittierte. Was sollte das? Der musste ihn doch mitnehmen! Zumindest musste er anhalten; man konnte doch nicht einfach Leute überfahren. Ben war bereit, alles auf eine Karte zu setzen. Dieses »Angsthasen-Spiel« kannte er doch aus Filmen: Zwei Autos rasen aufeinander zu, und wer die Nerven behält, gewinnt. Doch er hatte keine Knautschzone, und kurz bevor es zu spät war durchzuckte ein Gedanke Bens Kopf: Was, wenn der Fahrer ihn gar nicht verstehen konnte über das Motorgeräusch? Was, wenn seine Rufe nur wie die Schreie der Freaks klangen? Und natürlich könnte er auch gebissen worden sein.

So oder so, der Porsche würde nicht anhalten, das war Ben auf einmal klar. Um wegzulaufen war jedoch keine Zeit mehr – die Situation war quasi ein umgekehrter Elfmeter: Er konnte nur noch einen Hechtsprung in eine Richtung machen und musste darauf hoffen, dass der Andere sich für die entgegengesetzte Richtung entscheiden würde. Ben entschied sich für links, und obwohl er am liebsten die Augen geschlossen hätte, blieb sein Blick wie bei einem Reh im Scheinwerferlicht auf dem Wagen kleben. Den Fahrer konnte er nicht erkennen, doch als seine Unterarme auf dem Asphalt aufschlugen, sah er ein Paar Fäuste am Lenkrad, die das Steuer in die andere Richtung herumrissen. Im Bruchteil einer Sekunde schoss der Wagen an Ben vorbei und seine Erleichterung wurde nur durch den Schmerz des Aufpralls getrübt. Als würde es dadurch besser, sprang Ben sofort auf die Füße und schaute den kleiner werdenden Rücklichtern hinterher.

»MAAAAAAAN!«, schrie er aus vollem Hals mit einer Mischung aus Wut, Enttäuschung und Adrenalin und dachte kurz an die alte Volksweisheit, dass sowieso alle Porsche-Fahrer Arschlöcher seien.

Den Gedanken, dass er selbst immer geplant hatte, lieber früher als später selbst so einen in der Garage stehen zu haben, konnte er gar nicht mehr zu ende führen, denn ein erneutes Geräusch ließ ihn herumwirbeln. Es war eine Antwort auf seinen Schrei, und sie klang ungefähr wie ein kehliges »Mööööööhhh«.

Unter allen anderen Umständen hätte Ben das vielleicht lustig oder originell gefunden, aber was er jetzt sah, jagte ihm eine Riesenangst ein. Die Schatten wurden wieder lebendig, überall sah er Bewegung. Klar, das Auto hatte einen Scheißkrach gemacht. Kein Wunder, dass der Typ nicht anhalten wollte. Und Ben schrie hier auch noch rum, ein böser Fehler. Während er sich selbst verfluchte, fing er auch schon an zu sprinten, die Schmerzen seiner frisch aufgeschlagenen Knie und die Erinnerung an sein schlechtes Kräfte-Management bei der letzten Flucht zwangen ihn allerdings dazu, wieder etwas langsamer zu werden.

Überhaupt hatte Ben in dieser Situation ein Déjà-vu, dieses Mal würden ihn aber wahrscheinlich keine Fremden retten. Trotzdem hatte er unbewusst das Gefühl, dass die Lage diesmal nicht ganz so kritisch war wie beim letzten Mal. Er schaute über die Schulter zurück, tatsächlich hatte er wieder einige Verfolger, aber es waren längst nicht so viele, und sie wirkten auch nicht ganz so aggressiv und kraftvoll. Allerdings würde er ihnen nicht ewig davon laufen können, es musste also schnell eine Idee her, und kämpfen kam gegen diese Überzahl nicht in Frage.

Der Zufall spielte Ben in die Hände, denn eines der ersten Häuser in der Schöneberger Straße war mit einem Gerüst verkleidet. Er gab noch einmal alles, um ein bisschen mehr Abstand zwischen sich und die Gestalten zu bringen. Als er fast da war, suchte er die Konstruktion hektisch mit den Augen ab und sah schließlich eine Leiter, die gerade noch in

einer greifbaren Höhe hing. Wahrscheinlich konnte man sie irgendwie herunterlassen, aber für technische Details hatte er jetzt keine Zeit. Er sprang hoch, packte die unterste Sprosse, und versuchte, sich hochzuziehen. Keine Chance. Seine Füße hingen frei, er schaukelte wie wild vor und zurück und konnte sich kaum halten. Er versuchte, schnell umzugreifen und die nächste Sprosse zu packen, rutschte jedoch ab und knallte unsanft auf den Boden. Wieder schmerzte es höllisch, aber zum Jammern war jetzt keine Zeit: Die Kranken kamen immer näher.

Ein zweiter Versuch könnte zu riskant sein. Konnte er vielleicht eine Stange aus dem Gerüst ziehen und sie als Waffe benutzen? Stattdessen fiel sein Blick auf eine umgekippte Mülltonne. Ohne die herannahenden Verfolger aus den Augen zu lassen, riss er die Tonne hoch und zerrte sie zu der Leiter, dann klappte er den Deckel zu, hielt sich an einem der Stützrohre des Gerüsts fest und stieg so auf den Müllbehälter. Selbst das war viel schwieriger, als er es sich hätte träumen lassen. Das Plastik des Deckels waberte und drohte zu kollabieren – schnell griff er die Leiter und kletterte nach oben. Gerade noch rechtzeitig, denn einer der geifernden Freaks setzte für den letzten Meter zu einem Hechtsprung an, verpasste aber Bens Fuß um ein paar Zentimeter und knallte voll in die Tonne, die daraufhin mit viel Getöse umstürzte.

Erschrocken schaute Ben nach unten, der nächste Infizierte stolperte über den Ersten, die Nachzügler hingegen hatten ihre Blicke schon auf Ben gerichtet, reckten Arme und Hände hoch und stöhnten sehnüchtig. Ihre ekelhaften Fratzen und die stumpfen Augen waren ein unangenehmer Anblick, plötzlich war sich Ben auch gar nicht sicher, wie geschickt sie eigentlich waren. Konnten sie vielleicht auch klettern? Um kein Risiko einzugehen stieg er noch eine

Etage höher in den zweiten Stock und versuchte, in den Fenstern etwas zu erkennen. Doch es war alles dunkel. Was sollte er nun machen? Er musste wohl ein Fenster zertrümmern – nur wie, ohne sich selbst übel zu schneiden? Er zerrte am Gestänge des Gerüsts, aber das war alles stabil verbaut. Gegen das Glas zu treten schien ihm zu gefährlich. Also zog er sich die Lederjacke aus und wickelte sie um seine rechte Faust. Mit der linken packte er das Fensterkreuz, um seine Schlagkraft besser dosieren zu können und schlug zu.

»Aaaah!« entfuhr es ihm, die Scheibe knirschte nicht mal.

»Müüüüüüüh!«, antwortete eine der Kreaturen auf der Straße, andere stimmten in das Stöhnen mit ein. Verdammt, sie würden mit ihren Geräuschen wahrscheinlich noch weitere Artgenossen anziehen. Also biss Ben die Zähne zusammen und schlug nochmals zu, diesmal bekam die äußere Scheibe wenigstens einen ordentlichen Sprung. Er setzte nach und ein rautenförmiges Stück Glas brach aus dem Fenster heraus. Seine Hand schmerzte aber bereits stark; er zog sie aus der Jacke und sah, dass sie komplett blutverschmiert war. So ging das nicht. Also packte Ben die Rohre über sich, hielt sich gut fest und drückte nun doch mit der Schuhsole die zweite Scheibe ein. Nachdem er noch einige Glasränder weggetreten hatte, konnte er die Fensterknäufe erreichen und so die Flügel öffnen, um gefahrlos in die dunkle Wohnung zu kommen. Als Ben in die Schwärze blickte, atmete er noch einmal tief durch, um sich Mut zu machen. Dann ließ er sich in die Dunkelheit gleiten.

9.
EINDRINGLING

20:35 Uhr



Als sich Bens Augen an die Finsternis gewöhnt hatten, stellte er fest, dass er sich in einer Küche befand. Soweit er das sehen konnte, sah sie ziemlich verwahrlost aus – Geschirr und leere Konserven türmten sich überall auf.

›Typische Singlewohnung‹, dachte Ben, bis eine ernstere Stimme in seinem Kopf ihn an die Gesamtsituation erinnerte: Überall lauerte Gefahr, und deswegen horchte er angestrengt in die Dunkelheit. Außer dem langsam abflauenden Gemurmel seiner Verfolger konnte er aber keine Geräusche ausmachen. Matthias hatte ja gesagt, dass die meisten Berliner tot waren – wäre ja auch komisch, wenn er ausgerechnet in der Wohnung eines Überlebenden gelandet wäre. Größer war allerdings die Möglichkeit, dass hier ein Infizierter eingesperrt war. Wie lange konnten die wohl ohne Nahrung überleben? Er musste sich auf jeden Fall wappnen.

Da er sich zumindest in diesem Raum alleine wähnte, schaltete er seine Mini-Taschenlampe an und leuchtete die Küchenzeile ab. Wenigstens ein brauchbares Messer sollte sich hier doch finden lassen... und tatsächlich, hinter einer leeren Schachtel Cornflakes stand ein gut bestückter Messerblock. Als Bens Hand sich um den ersten Griff schloss, hielt er einen Moment inne.

Ihm wurde bewusst, dass er eben in eine völlig fremde Wohnung eingedrungen war, und sich nun über das Inventar hermachte, als sei es das Selbstverständlichste der Welt. Wie schnell das gegangen war! Aber vielleicht war das einfach die Natur der Menschen, die sie für die letzten paar tausend Jahre zur dominanten Spezies gemacht hatte – auch wenn dieser kometenhafte Aufstieg im Moment einen leichten Dämpfer bekommen hatte.

Paula hatte es schließlich schon angedeutet, das Ziel war Überleben, und da warf man doch gerne sämtliche Bedenken über Bord. Eine vernünftige Waffe würde seine Chancen drastisch erhöhen, also zog er das Messer heraus. ›Eine Niete‹, dachte er, als er die Klinge eines Brotmessers erkannte. Der nächste Griff war aber ein Volltreffer, ein schön wuchtiges Chefmesser. Da würde er schon aufpassen müssen, wie er es transportierte, um sich nicht selbst zu verletzen. Wer weiß, vielleicht hatte ja der Rest der Wohnung noch andere brauchbare Dinge zu bieten. Ein vernünftiger Verband für seine verletzte und inzwischen wieder blutig geschlagene Hand wäre zum Beispiel eine feine Sache. Es war also Zeit, nach dem Badezimmer zu suchen.

Als er die Klinke der Küchentür in der Hand hatte, zuckte er jedoch zusammen – da war ein Geräusch. Ein Zischen. Nach einer kurzen Schrecksekunde wurde ihm allerdings klar, dass es ein kontinuierliches Rauschen war. Das konnte ja eigentlich nichts schlimmes sein, vielleicht ein offener Wasserhahn? Es war jedenfalls definitiv nicht das Fauchen eines Infizierten. Trotzdem, Vorsicht konnte nicht schaden, also schaltete er die Lampe erst einmal aus und drückte die Klinke wie in Zeitlupe herunter. Schon durch den kleinsten Spalt der sich öffnenden Tür fiel ein unruhiges, bläuliches Licht herein, und Ben erkannte den Ursprung des Geräusches: Es war ein laufender Röhrenfernseher, der kein Signal mehr hatte und bloß Schnee zeigte. ›Ameisenkampf‹ hatte sein Stiefvater das immer genannt. Diese Erinnerung war Ben unangenehm, ein Vorbote für weitere tausend Nadelstiche, die seine Haut überrollten, als er realisierte, dass jemand im Fernsehsessel saß!

Die Person regte sich nicht, die Beine waren ausgestreckt, der Kopf in den Nacken gelegt. Ben umklammerte das Messer. Schief der? Oder es? War es

ein Infizierter? Ben fingerte nervös mit der linken Hand die Lampe hervor und machte einen Schritt nach vorne. Der Sessel war etwa drei Meter entfernt, eigentlich müsste er sich problemlos von hinten anschleichen können. Er machte einen weiteren Schritt und zuckte zusammen – hielt etwas seinen Schuh fest? Nein, mit einem Schmatzen löste sich die Sohle, sie hatte am Boden festgeklebt, und Ben stolperte nach vorne, wobei er eine Blumenvase streifte, die krachend zu Boden fiel. Ben hielt den Atem an, seine Muskulatur krampfte, als er zur Salzsäule erstarrte, doch die Person regte sich nicht.

Erleichtert atmete Ben durch und knipste die Lampe an. Der Lichtkegel fiel zunächst auf die rechte, untere Seite des Sessels und den schlaff herunterhängenden Arm des Mannes. Da glitzerte etwas in seiner Hand... Es war ein ausgeklapptes Rasiermesser. Ben schwenkte den Lichtstrahl in seine Richtung, der Boden war mit einer teerartigen Lache bedeckt: Blut. Schauerhaft, aber Ben spürte bei weitem weniger Ekel, als er es erwartet hatte. Es war so ein trauriges Bild. Er wollte sich gar nicht vorstellen, was dieser Mann erlebt haben musste, um diesen Ausweg zu wählen. Langsam ging er um den Sessel herum, wobei er versuchte, die unappetitlichen Schmatzgeräusche zu ignorieren. Wenigstens stank es hier nicht so, die Leiche musste wohl schon lange ausgedünstet haben.

Als Ben das Gesicht beleuchtete, wünschte er jedoch gleich, das nicht getan zu haben. Die Augen des Mannes waren grotesk verdreht, weit aufgerissen starrten sie in unterschiedliche Winkel der Zimmerdecke. Ben schluckte, dann klemmte er sich das Messer an den Gürtel und streckte zögerlich den Arm aus. Er wollte die Lider schließen, so machten sie es doch in Filmen, um den Toten ihre letzte Ruhe zu ermöglichen. Auf das, was jetzt passierte, hatte ihn

jedoch kein Hollywood-Schinken vorbereiten können: Die Augäpfel waren so aufgeweicht und mit Sekret bedeckt, dass Bens Daumen fast seitlich in die Augenhöhle hineinrutschte. Angewidert riss er die Hand zurück, wobei das Auge allerdings kleben blieb und mit einem ekelregenden Ploppen aus seiner Verankerung gerissen wurde. Ben schüttelte wie von einem Elektroschock erfasst unkontrolliert seine Hand, das Auge fiel zu Boden, er schnappte nach Luft – die ganze Bestürzung und der Ekel, den sein Bewusstsein eben noch verdrängt hatten, trafen ihn jetzt wie eine Tsunamiwelle und fegten ihn von den Füßen. Er fiel auf die Knie, mitten in die klebrige Blutlache, und mit dieser Realisation schoss sein Mageninhalt ohne jegliche Vorwarnung aus seinem Rachen auf den Boden vor ihm. Als ihm schwarz vor Augen wurde, hatte er gerade noch so viel Kontrolle, sich zur Seite fallen zu lassen, um wenigstens nicht in seiner eigenen Kotze zu landen.

* * *

Tanjas Hand strich über sein Gesicht. »Bleib am besten einfach liegen, dann kannst du wenigstens kein Unheil mehr anrichten.« Ben verdrehte die Augen, so weit es ging. Überall um ihn herum nur weiß. Die Kacheln des Bodens kühlten seine linke Wange, während Tanja die rechte küsste.

»Ich brauch noch'n Bier«, nuschelte Ben, was Tanja zum Lachen brachte. »Das bleibt doch eh nicht drin. Hier, ich mach dir 'ne Aspirin.« Sie stand auf und öffnete den Wasserhahn.

»Wieso lieg' ich eigentlich halb unter 'nem Klo?«, fragte er.

»Anscheinend dachtest du, das wäre bequem.«

»Wie lange liege ich denn schon hier?«

»Ungefähr eine Viertelstunde?«, schätzte sie amü-

siert, während sie eine Brausetablette ins Wasser fallen ließ. »Mein armer kleiner Benny«, fügte sie hinzu.

Plötzlich war Ben wieder völlig klar, zumindest schoss ihm das Blut in den Kopf und er fing an zu schreien: »Ich hab dir schon tausendmal gesagt, du sollst mich nicht Benny nennen! Kackschlampe!« Er zappelte erfolglos auf dem Boden herum, um Blickkontakt mit Tanja herzustellen, doch für sie war der Spaß nun auch vorbei.

»Jetzt hör mal zu, ich hab dir schon tausendmal gesagt, so redest du nicht mit mir! Was fällt dir ein? Ich musste dich halb nach Hause tragen und musste zweimal dafür sorgen, dass du nicht verprügelt wirst, weil du irgendwelche Passanten angeschnauzt hast!«

»So nennt mich aber nur Ilian, der blöde Wichser«, nuschelte Ben schuldbewusst. Tanja atmete tief durch, stemmte eine Hand in die Hüfte und hob das Wasserglas vom Waschtisch. Ben ließ seinen Kopf wieder auf den Boden sinken.

»Pass mal lieber auf, dass du dir nicht den Kopf stößt«, flötete Tanja, »...mein Bennylein.«

»Schnauze, Votzel!«, stieß der hervor, woraufhin er seinen Medikamentencocktail mit voller Wucht ins Gesicht geschüttet bekam. Erschrocken schnellte er hoch und schlug seinen Hinterkopf ungebremst in den Toilettensims.

* * *

In seinem Kopf widerhallte es, als hätte er ihn gegen einen riesigen tibetischen Gong gerammt. Ben hielt sich die Stirn, wo war er? Es stank nach Galle, es schmeckte auch danach, und nun dämmerte es ihm. Sein Blick fiel auf den Toten und eine weitere, zum Glück nur leichte Welle von Übelkeit überkam ihn. Ein kurzer Blick in den Flur verriet ihm, wo das Ba-

dezimmer war, also schleppte er sich auf wackligen Knien dort hin und schaltete das Licht an. Es überraschte ihn nicht einmal, wie scheiße sein Spiegelbild aussah; genau so fühlte er sich nämlich.

Nachdem er sich den Mund ausgespült hatte, wühlte er sich durch ein paar Schubladen und fand immerhin ein abgelaufenes Erste-Hilfe-Set, wahrscheinlich Autozubehör, das für den TÜV aussortiert werden musste. Er schnappte sich eine Mullbinde, umwickelte seine rechte Hand und klebte den Verband umständlich zu. Der Anblick der verarzten Hand beruhigte ihn spürbar, auch wenn das Ergebnis alles andere als professionell aussah. Endlich hatte er mal etwas geschafft.

Anschließend griff er sich das größte weiße Handtuch im Schrank und ging zurück ins Wohnzimmer, wo er es, ohne genauer hinzuschauen, über den Toten breitete. Die fiese Geruchsmischung aus verrottem Fleisch und frisch Erbrochenem erinnerte ihn daran, dass er immer noch einen sehr ekligen Geschmack im Mund hatte. Zahnpastatuben von anderen Leuten hatte er schon immer widerlich gefunden, also ging er stattdessen in die Küche. Die Külschranktür musste er sofort wieder zuschlagen, noch bevor er erkennen konnte, was für ein ehemaliges Nahrungsmittel diese beeindruckenden Schimmelblüten trieb. Im Eisfach fand er allerdings eine dreiviertelvolle Flasche Wodka. ›Eigentlich erstaunlich, dass der Verblichene die nicht wenigstens noch ausgetrunken hatte‹, dachte er. Nun würde sie wenigstens nicht verkommen. Er nahm einen kräftigen Schluck. Eigentlich nicht sein Ding, es schmeckte kratzig und brannte vor Schärfe, gab ihm aber auch das Gefühl, dass die Kotzrückstände regelrecht atomisiert wurden. Und im Abgang hinterließ die kalte Flüssigkeit ein sehr reinigendes Gefühl von Frische. Er nahm noch einen großen Schluck, dann ließ er die

Flasche in seine geräumige Innentasche gleiten und trottete zur Wohnungstür.

Im Treppenhaus versuchte Ben, möglichst geräuschlos die Stufen hinunterzukommen – dies war jedoch ein fast unmögliches Unterfangen, da das alte Holz überall knarzte. Schon von der ersten Etage aus konnte Ben das Gestöhne der Infizierten hören, und durch die Milchglasscheibe in der Haustür sah er sie. Mindestens vier oder fünf von ihnen hatten hier verharret, vielleicht in der Hoffnung, dass er wieder herauskäme? Diesen Gefallen würde er ihnen auf keinen Fall tun. Stattdessen ging er in den Hinterhof, eine ziemlich triste Betongrube, die durch einen morsch aussehenden Verschlag voller Müllcontainer noch enger gemacht wurde. Er rüttelte an der Tür zum Hinterhaus, doch die war verschlossen. Verdammte. Was blieb ihm jetzt noch übrig?

Nach ein paar Schritten zurück Richtung Vordereingang kam er zu dem Schluss, dass er eigentlich keine Wahl hatte. Nachdenklich betrachtete er das Küchenmesser, doch der pure Gedanke an einen Kampf mit diesen Kreaturen ließ ihn erschauern. Das war es also, er steckte in einer Sackgasse. Wütend trat er gegen einen der Müllcontainer, der laut klapperte. Anscheinend waren da alte Flaschen und irgendwelche Metallteile drin, doch eines der Geräusche passte räumlich irgendwie gar nicht in diese Klangcollage. Noch bevor Ben darauf kam, was es war, ließ ihn eine Stimme herumwirbeln: »Hey!«

Ben erwartete, jemanden direkt vor sich stehen zu sehen, doch da war bloß eine nackte Betonwand. Dann klickte es, und sein Blick schnellte nach oben. In der ersten Etage hatte ein älterer Herr mit schütterem Haar das Fenster aufgemacht, das war das Geräusch gewesen, das er zuerst gehört hatte.

»Zisch ab«, herrschte der Mann Ben an, »Hier gib'ts nichts zu holen!«

»Würde ich liebend gerne machen«, argumentierte Ben. »Aber ich komm' hier nicht mehr raus! Da draußen is 'ne riesige Meute!« Bei diesen Worten drehte er sich und gestikulierte Richtung Straße, wobei dem Fremden offenbar die Flasche ins Auge sprang, die aus seiner Innentasche hervorlugte.

»Was haste denn da? Was zu saufen?«, raunzte er interessiert. Ben war etwas irritiert, schaltete aber schnell. Vielleicht war das sein Ticket nach draußen, auch wenn ihm der Typ nicht ganz geheuer war. Er hielt die Flasche demonstrativ in die Höhe.

»Wodka.«

»Wart' mal«, sagte der Mann, nachdem er mit großen Augen geblinzelt hatte. Der Kopf verschwand aus dem Fenster, einen Augenblick später ging im Treppenhaus das Licht an. Als die Tür aufgeschlossen wurde, war Ben schon etwas mulmig. Nervös umklammerte er den Griff des Messers an seinem Gürtel, doch als sich die Hoftür öffnete, fühlte er sich trotzdem stark benachteiligt. Der Mann, der eine Art Jogginghose mit einem Feinripp-Unterhemd und Hosenträgern kombiniert hatte, hielt in seiner Hand eine fast schon unanständig große Machete. Sein Gesicht wirkte faltig und doch gleichzeitig aufgedunsen, er hatte definitiv Übergewicht. Das, was von seinem fusseligen, grauen Haar übrig war, wirkte ungepflegt – das Schlimmste waren jedoch die Augen. Sie waren klein, blutunterlaufen und glasis. Ob er wohl infiziert war?

»Hast du 'ne Waffe?« fragte der Fremde und beendete damit Bens Überlegungen fürs Erste. Er nickte zögerlich und drehte dem Mann seine rechte Seite zu, so dass er das Messer sehen konnte. Sein Gegenüber gestikulierte Richtung Boden.

»Dann leg' det mal da hin«, forderte er mit rauer Stimme, schob dann aber immerhin ein »Bitte« nach.

Ben zog langsam das Messer hervor, ging in die Knie und legt es vor sich hin – das alles, ohne den Blick von den Augen des Mannes abzuwenden. Als Bens Hand in den Lichtschein aus dem Treppenhaus gelangte, machte der Mann einen halben Schritt zurück und hob die Machete.

»Hat dich einer gebissen?«, herrschte er ihn an.

»Das gleiche wollte ich Sie auch schon fragen«, gab Ben schnippisch zurück. Doch diese Antwort kam gar nicht gut an.

»Keine Spielchen, du Hund! Ich hab' nicht so lange durchgehalten, um jetzt einen Anfängerfehler zu machen! Verpiss dich!« Er hatte schon die linke Hand am Türknauf doch Ben machte eine entwaffnende Geste und stellte auch die Wodkaflasche in den Lichtkegel.

»Bitte – ich bin nicht gebissen worden. Mich hat eine am Knöchel gepackt ...« Er zögerte kurz, holte tief Luft und sagte dann mit zittriger Stimme: »Ich hab mit ner Flasche draufgehauen, immer wieder, bis ...« Ben rang nach Worten, dann schaute er den Fremden wieder an, was ihn irgendwie erdete. »... ich glaube, die war gar nicht infiziert«, beendet er resigniert seinen Satz.

Der Mann gab seine angespannte Haltung auf, irgendwie hatte Ben mit seiner Beichte wohl einen Nerv getroffen. Er ließ die Machete sinken und zog die Tür weiter auf. Mit einer Geste bedeutete er Ben, näherzukommen.

»Komm' erst ma rein. Und vergiss' dein Messer nich.« Ben brauchte einen Moment, um sich zu sammeln, dann nickte er, nahm das Messer und ging auf den Eingang zu.

10.
HAMSTERKÄUFE

21:11 Uhr



Der Treppenaufgang des Hinterhauses war in deutlich schlechterem Zustand als sein Gegenstück vorne. Offensichtlich war hier seit den Sechzigerjahren nichts mehr gemacht worden, das braune Linoleum wirkte wie von einer Wachsschicht überzogen.

»Ich bin Georg«, sagte der Mann, der beim Aufstieg in den ersten Stock schon leicht ins Schnaufen kam. Ben wartete, bis sie oben angekommen waren und stellte sich dann vor – unsicher, ob man sich in so einer Situation die Hand gab – aber Georg nickte nur und verschwand in der Wohnung.

Schon im Flur war alles mit Kartons vollgestellt, und das änderte sich auch nicht, als Georg ihn ins Wohnzimmer führte. Alle möglichen Verpackungen waren dort aufgetürmt, von Umzugskartons bis hin zu originalverpackten Küchengeräten, in erster Linie schienen es jedoch palettenweise haltbare Nahrungsmittel zu sein. Georg deutete auf einen kleinen Tisch, der zu zwei Dritteln mit einem Stapel Brettspielen zugestellt war. Zögerlich setzte sich Ben auf den einzigen Stuhl und beobachtete, wie Georg sich einen Karton heranzog, und sich darauf setzte.

»Warum bist'n du unterwegs, am Plündern gewesen?«, fragte der Ältere.

Ben war die Frage, genau wie die ganze Situation, etwas unangenehm. Georg und seine Schätze waren ihm definitiv nicht ganz geheuer. »Nee ... ich muss zu meiner Freundin, nach Mitte«, antwortete er.

Georg schaute ihn mit großen Augen an, als würde er dieses Vorhaben für irrsinnig halten – oder vielleicht war das auch nur Bens Interpretation, die noch von Paulas Reaktion geprägt war. »Sie ist schwanger«, fügte er sicherheitshalber hinzu. Da klingelte etwas bei Georg, er sprang sofort auf und sagte begeistert: »Darauf müssen wir anstoßen!«

Er verschwand kurz und kam wenig später mit zwei angedrehten, ehemaligen Senfgläsern zurück,

die er auf dem Tisch platzierte. Als er Bens skeptischen Blick bemerkte, hielt er inne.

»Ernsthaft? Schwanger?«, fragte er, wobei er seine fusseligen Augenbrauen weit hochzog. Bens Nicken war für ihn das Signal, ihm an die Jackentasche zu greifen und die Wodkaflasche herauszuziehen. Nachdem er sich sein Glas befüllt hatte, wollte er auch Ben einschenken, doch der winkte ab.

»Danke, ich hab schon«, erklärte er. Wieder schaute Georg ihn ungläubig an.

»Aber du musst doch jetzt für zwei trinken!«, rief er unnatürlich laut, fügte dann ein »Prost« hinzu und stieß sein halbvolles Glas gegen das leere auf dem Tisch. Dann nahm er gierig einen großen Schluck, wobei er Ben an eine verdurstende Comicfigur erinnerte. Tatsächlich fing er jetzt an, das trübe Glas auszuschlecken. Etwas beschämt wand Ben seinen Blick ab und schaute sich in dem Zimmer um. Es waren tatsächlich sehr viele Kartons mit Inhaltsangaben wie »Gulaschsuppe« bedruckt, zwischendrin lagen aber auch immer wieder Brettspiele in allen möglichen Stufen der Abnutzung.

Als Georg mit seiner Schnapsverkostung fertig war, bemerkte er Bens Blick. »Ja, ich bin ganz gut bestückt, wa?«, fragte er. Ohne eine Antwort abzuwarten fuhr er fort: »Ich geh' schon seit Jahren kaum noch raus. Aber ich hab auch keinen mehr, weißte? Keinen, der mir was bedeutet, oder so.«

Damit spielte er wohl auf Tanja und das Baby an, dachte Ben. Vielleicht steckte auch mehr dahinter, denn Georgs Stimmung schien augenblicklich ernster zu werden. Er musste sich räuspern und goss dann Wodka nach.

»Nur der Sprit is mir jetzt leider knapp. Geht weg wie nix.« Er registrierte einen Hauch von Vorwurf in Bens Blick und stutzte kurz.

»Weißte, das ganze Haus hab ich gesäubert«, fügte er als Rechtfertigung hinzu. Doch Bens Blick machte deutlich, dass er jetzt noch weniger verstand. Georg schluckte.

»Na so, wie du vorhin meintest. Draufhauen, bis 'se hinüber sind«, sagte er, wobei seine Stimme etwas brüchig wurde. Die beiden Männer guckten sich wortlos an. Das war es also, was die beiden verband, dämmerte es Ben mit Unbehagen.

»Ich bin da auch nicht stolz drauf. Aber die waren alle infiziert.«

»Vielleicht wird ja noch ein Heilmittel gefunden«, sagte Ben ohne groß zu überlegen. Das gefiel Georg gar nicht.

»Wer soll das denn bitte finden, und vor allem wann?«, tobte er. »Du hast doch selber einen plattgemacht!«

»Eine Frau«, berichtete Ben ihm kleinlaut.

»Völlig egal in dem Stadium«, ereiferte sich Georg weiter. »Hör mal: Lieber die, als wir. Du hattest keine Wahl. Und ich auch nicht. Eine zweite Chance kriegt man nicht.«

Dieser Argumentation konnte Ben nichts entgehen, er nickte traurig. Eine deprimierende Stille füllte den Raum, bis Georg seufzte und die beiden Gläser voll machte. Ben nickte stumm, sie stießen an und schütteten das Feuerwasser hinunter. Die folgende Hitzewelle, die Bens Schädel durchflutete, klärte seine Gedanken.

»Wissen Sie was vom Mariendorfer Damm 135?«, fragte er. Georg verschluckte sich fast.

»Junge, die ganze Welt geht vor die Hunde, und du siezt mich noch? Mann, Mann, Mann ...«

Ben schmunzelte etwas verdutzt. »Nee, aber am Ma-Damm, was soll da sein?«, fragte Georg.

»Genau weiß ich es nicht, aber anscheinend sammeln sich da Überlebende«, erklärte Ben. »Da könn-

ten...« – er musste sich kurz unterbrechen, um nicht wieder ›Sie‹ zu sagen – »...Leute wie du doch gebraucht werden.«

»Ach weißte, ich bin schon so lange alleine ...«, setzte Georg an, dann lächelte er abwesend. »Ist schon witzig irgendwie. Früher, da fühlte ich mich bloß allein... oder anders; ich lebte allein... und jetzt bin ich wirklich allein. Es ist einfach keiner mehr da.«

»Aber... was ist denn mit den ganzen Spielen hier?«, fragte Ben.

»Ach, die Spiele... die find' ich einfach toll, weißte. Wie Leute sich so was ausdenken, und so. Ich sammle die. Ich hab halt nur keine Mitspieler.« Er sagte das so, als sei es auch absolut nebensächlich. Dann atmete er tief durch.

»Vielleicht hab ich sie auch bloß, um mich an das zu erinnern, was hätte sein können«, stellte er resigniert fest. »Weißte, seit der Sache hier sehe ich irgendwie alles viel klarer.« Jetzt legte Ben die Stirn in Falten. Georg fuhr fort.

»Früher, da hatte ich auch mal 'ne Freundin ... die ist auch schwanger geworden ... Mann. Was hab ich mir damals bloß gedacht.« Georgs Blick schweifte in die Ferne, dann schützte er sich Wodka nach, während Ben aufhorchte. Noch mehr Gemeinsamkeiten. »Du... du wolltest das Kind nicht?«, fragte er zögernd.

»Genau das frage ich mich immer wieder. Jeden Tag vielleicht, inzwischen ... Weißte, wenn du alt wirst, dann haste nur noch deine Kinder. Oder, du hast eben keine. Dann bist du allein. Und dir bleibt nur noch... das Warten.«

Ben musste schwer schlucken, während Georg sich wieder sammelte und mit seinem Glas Richtung Ben gestikulierte.

»Aber du hast jetzt noch die Wahl – mach was draus!« Seine Mahnung traf bei Ben absolut ins

Schwarze, er wurde von erdrückenden Schuldgefühlen überschwemmt.

»Sag mal... hast du ein Telefon? Festnetz?«, fragte er unvermittelt. »Klar, ganz hinten im Flur!«, antwortete Georg.

Ben stand auf und ging zu dem alten, verstaubten Telefon. Es hatte zwar eine Zehnertastatur und keine Wählscheibe mehr, sah ansonsten aber aus, wie aus den 70ern. »Amtsgrün« nannte man die Farbe nach Bens Wissen. Er nahm den Hörer ab, atmete einmal tief durch und schloss die Augen. Als er keine Luft mehr in den Lungen hatte, die er herauspressen konnte, blickte er auf das Tastenfeld und tippte blitzschnell eine sehr vertraute Nummer ein. Es tutete eine ganze Weile, und Ben war schon kurz davor, aufzugeben. Ein Gefühl absoluter Verlorenheit kroch von den Füßen ausgehend seinen ganzen Körper hoch. Doch Plötzlich hob jemand am anderen Ende der Leitung ab.

»Marinoff?«, fauchte es aus dem Hörer. Die kratzige Stimme mit ihrem unverkennbaren Akzent brachte sofort Bens Blut in Wallung, doch er blieb ruhig, fühlte sich geschlagen.

»Hallo ... Hallo Ilian«, stotterte er, »Hier ist Ben.«

»Ich glaube es ja nicht, hörst du Jutta?« Die Stimme klang mit jedem Wort erregter und wurde immer lauter. »Es ist Benjamin! Was fällt dir ein, um dieser Zeit zu stören?«

Ben musste die Muschel von seinem Ohr weghalten, um nicht taub zu werden. »Schön, dass ihr selbst noch in der Apokalypse eure Rituale pflegt«, sagte er schnippisch.

»Schön, dass du noch immer kein Respekt hast, selbst bei Weltuntergang!« Der ungespielt enttäuschte Klang in der Stimme brachte Ben wieder in die Defensive.

»Ich ... ich wollte nur wissen, wie's euch geht«, rechtfertigte er sich.

»Uns geht's beschissen«, brüllte sein Stiefvater und fügte grollend hinzu: »Du wolltest dich doch nie wieder melden, hast du schon vergessen?« Damit war für Ben der Bogen überspannt, sein Schuldbewusstsein wurde wieder durch Zorn überlagert.

»Ich ruf' auch bestimmt nicht wegen dir an, gib' mir mal –« Er wurde mitten im Satz unterbrochen.

»Dafür ist zu spät! Die verdammte Seuche hat meine Familie kaputt gemacht ... von was du übrig gelassen hast. Warst du nicht mal für deine eigene Schwester da! Und jetzt verpisse dich! Du bist ein Schandfleck!«

In der Leitung klickte es. Ben war sprachlos. Nach einer Weile ertönte ein Besetzzeichen aus dem Hörer, was Ben aus seiner Starre riss. Gedankenverloren legte er auf und schlurfte halb benommen zurück zum Wohnzimmer.

»Die Familie kaputt gemacht« – was hatte er damit gemeint? Ein Gefühl von Ohnmacht übermannte Ben. Dann fiel sein Blick auf Georg und ihm wurde klar, dass der bei dieser Lautstärke auf jeden Fall etwas von dem Gespräch mitbekommen haben musste – selbst in seinem Blick konnte Ben erkennen, dass er peinlich berührt war.

»Schlechte Nachrichten?«, fragte er ernst. Ben war kreidebleich.

»Ich weiß nicht genau. Meine Halbschwester ... die ist vielleicht nicht mehr am Leben«, erklärte er.

Georg verzog das Gesicht. Es war deutlich, dass er keine Ahnung hatte, wie er mit dieser Information umgehen sollte. Er kannte Ben so gut wie gar nicht und seine Halbschwester noch weniger. So stand hier ein menschliches Wesen vor ihm, das gerade einen schweren Schicksalsschlag zu verdauen hatte, und er konnte rein gar nichts dazu beitragen. Zumindest

schossen diese Gedanken durch Bens Kopf, vielleicht wurde Georg auch nur durch seine Anspannung nervös. Er wollte versuchen, die Situation für den Fremden wieder etwas abzuschwächen.

»Also... biologisch bin ich eigentlich gar nicht mit ihr verwand ...«, begann er, merkte aber gleich, dass er sich damit auch nicht besser fühlte.

»Mann, mein Stiefvater ist so ein Arschloch!«, platze es aus ihm heraus, dann schrie er ein »FUCK!!!«, hinterher und schlug mit der flachen Hand auf die Tischplatte. Georg schaute mitleidig zu ihm auf und suchte nach Worten.

»Tja ... das ist wohl der Vorteil, wenn man so einsam ist wie ich. Dann kann man auch keinen verlieren.«

Vielleicht hatte er diesen Satz auch mehr für sich selbst gesagt, Ben schien ihn jedenfalls gar nicht gehört zu haben. Seine Unterlippe bebte, er war definitiv mit seinen Gedanken ganz woanders. Schließlich kam Georg eine Idee.

»Hey, ich hab hier noch was für dich«, sagte er aufmunternd, »tausche ich dir ein, wenn du den Wodka hier lässt!«

Er griff an seinen Gürtel und zog eine kleine Camping-Axt hervor, die er demonstrativ vor Ben auf den Tisch legte. Sie war glänzend verchromt und der gebogene Griff war mit einer rutschfesten Gummierung überzogen, die Ben an einen Fahrradlenker erinnerte.

»So ein Messer ist schon 'ne gute Waffe«, erklärte Georg, während er aufstand und an seinem Gürtel herumnestelte. »Du brauchst aber was mit mehr Reichweite. Wenn dich einer packen will: Zack, rein in den Schädel!«

Er zog sich jetzt ein Neopren-artig aussehendes Etwas vom Gürtel, das anscheinend die Klinge der

Axt schützte und als Halterung zum Tragen fungierte. Er schnappte sich die Axt und hielt sie dagegen, um die Funktion zu demonstrieren. Dann zog er die Axt hervor, als wäre es der Colt eines Pistoleros. Ein Blick mit einem Touch von Besessenheit manifestierte sich auf Georgs Gesicht.

»Und Zack! Und Zack!«, rief er, während er auf imaginäre Gegner einschlug. Ben musste schlucken, irgendwie konnte er sich dem Gefühl nicht erwehren, dass Georg hier eine Szene aus der jüngeren Vergangenheit nachspielte. So standen die beiden Männer nun da. Der eine hatte mit den Infizierten »aufgeräumt«, der andere hatte wohlmöglich seine Halbschwester Daniela an diese Seuche verloren – wer weiß unter welchen Umständen. Trotzdem glaubte Ben, dass Georg wohl richtig gehandelt hatte. Die Kranken, denen er bisher begegnet war, hatten einfach jegliche Menschlichkeit verloren. Es war schwer, sich vorzustellen, dass man diesen Prozess mit Medikamenten umkehren konnte. Endlich war Georg mit seiner Performance fertig und hielt Ben grinsend die Axt entgegen. Jetzt erst sah Ben die vielen tiefen Kratzer in der Klinge.

»Glaub mir, das Ding wird dir noch gute Dienste leisten, wenn du wirklich nach Mitte willst«, sagte Georg.

»Danke« sagte Ben artig und überspielte sein Unbehagen, indem er den Gürtel öffnete und seinerseits die Schlaufe für die Axt dort befestigte. Georg nickte, das Ergebnis schien ihm zu gefallen. Er gab Ben einen Klaps auf die Schulter und ging Richtung Flur.

»Und jetzt zeige ich dir, wie du hier wieder rauskommst«, rief er ohne sich umzudrehen. Ben folgte ihm.

11.
SCHÖNEBERGER STRASSE

21:47 Uhr



Ben ließ sich den letzten Meter fallen und krachte auf einen komischen, kleinen Schuppen. Er schaute auf zu Georg, der ihn aus dem Fenster heruntergelassen hatte.

»Nicht vergessen: Du hast keine Chance, also nutze sie!«

Ben nickte. »Ich wünsch' dir auch viel Glück! Wenn das hier vorbei ist, trinken wir einen drauf!«

»Kieken wir mal und dann sehen wir schon«, rief Georg, doch sein Lächeln konnte er nicht lange halten. Ben konnte es ihm nicht verübeln, doch er musste unbedingt daran glauben, dass er es schaffen würde. Er hörte, wie sich das Fenster über ihm schloss und schaute sich um.

Die kleine Bude, auf der er stand, lag inmitten eines überwucherten, kleinen Hofes. Links um die Ecke musste das Baugerüst stehen, über das er in das Haus gelangt war. Seine Position war von der Straßenseite zum Glück durch struppige Hecken, einen dicken Baum und eine sehr baufällig aussehende Mauer kaum einsehbar. Die Kranken lungerten hoffentlich entweder noch vor dem Gerüst herum oder hatten sich inzwischen verzogen. Trotzdem versuchte Ben, sich möglichst leise von der Konstruktion auf den Boden hinunterzulassen. Das Wellblech, auf dem er gestanden hatte, war natürlich nicht nur eiskalt, es fühlte sich auch noch extrem eklig an. Durch fortgeschrittenen Verfall und tief eingezogenen Dreck hatte er das Gefühl, tausende von minikleinen Partikeln würden in seine Haut eindringen. Doch wenn er ehrlich war, hatte er gerade ganz andere Probleme, als sich um seine feinen Künstlerhände zu sorgen. Stattdessen schlich er also zu der klapperigen Gartentür, und trat hinaus.

Er befand sich nun in einer wirklich sehr kleinen Straße, die spitz auf die breite Schöneberger Straße zulief. Der Zipfel dieser Kreuzung war eine Art Mik-

ro-Park, lustlos begrünt und in sehr verwahrlostem Zustand. Das war typisch Tempelhof, Ben konnte einfach nicht verstehen, warum die hier ansässigen Altberliner so stolz auf ihren Bezirk waren. Der scheinbare Gegensatz von arm und spießig wurde hier in einer unglaublichen Perfektion zusammengebracht. Vielleicht war es anders, wenn man hier aufgewachsen war – Ben war ja kein Berliner, er war nicht einmal in Deutschland geboren worden. Aber das brauchte niemand zu wissen. So oder so hatte die Gegend durch den Ausbruch dieser Seuche noch mal deutlich an Attraktivität verloren.

»Nichts wie weg hier«, dachte Ben und lief Richtung Kreuzung. »Borussiastraße« stand dort auf dem Schild; so nannte sich also dieses Kleinod kurz vor dem industriellen Niemandsland, das zwischen Tempelhof und Schöneberg lag. Der Gedanke gefiel Ben, denn wo wenig Leute sind, sind auch wenig Infizierte. So lief er etwas entspannter weiter und hatte das Gefühl, unter den tief hängenden Wolken auch schon die Lichter des Bahnhofes Südkreuz sehen zu können. Er war vielleicht noch einen Kilometer entfernt.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite fiel ihm wieder ein Banner ins Auge: »Überlebende – kommt zum Mariendorfer Damm 135«. Wer auch immer die waren, sie hatten fleißig Werbung gemacht. Jedoch konnte er diese Leistung nicht weiter würdigen, da ihn ein merkwürdiges Geräusch irritierte. Es war eine Art Summen, als ob Nachbarn ihre Waschmaschine angeworfen hatten. Doch er befand sich quasi auf freiem Feld, von daher musste die Geräuschquelle viel lauter sein. Weit und breit war aber nichts zu sehen, also setzte Ben seinen Weg fort. Doch das Summen wurde mit jedem Schritt lauter und bekam eine merkwürdige vokale Qualität – wie ein bestimmter Akkord ähnelte es dem Stimmen der In-

strumente in einem Orchester. Auch die Richtung konnte Ben schließlich orten: Es kam aus einem Supermarkt, der zu seiner linken lag. Ein riesiger, brauner Pavillon aus Backstein mit einem sehr künstlich aussehenden, ziegelgedeckten Dach. Die Innenbeleuchtung war eingeschaltet, trotzdem wirkten die beiden großen Fenster, die Ben jetzt sehen konnte, dunkel – weil sie von einer Menschentraube fast komplett abgedeckt wurden!

Schon an ihren Bewegungen erkannte Ben, dass es allerdings keine Menschen im herkömmlichen Sinn mehr waren. Er zuckte unwillkürlich zurück, was seinen lockeren Laufschrift abrupt stoppte, doch dann wurde ihm klar, dass sich die Kreaturen natürlich auf der anderen Seite der Scheibe befanden. ›Hoffentlich hält die dicht,‹ dachte Ben, aber eigentlich konnte er davon ausgehen. Wenn so viele von denen dort drin festsäßen, gab es wohl keinen Weg nach draußen. Sicherheitshalber verlangsamte er trotzdem seinen Schritt und ließ die Scheiben nicht aus den Augen.

Dutzende von Pupillen hafteten nun auf ihm und ließen ihn nicht mehr los. Ein beklemmendes Gefühl, Ben kam sich vor wie ein laufender Mittagssnack. Endlich hatte er den Markt fast passiert und konnte den Eingangsbereich sehen. Ein Lieferwagen war fast parallel in die Tür hineingefahren, wobei er eine der Tragesäulen des Vordaches mitgenommen hatte, das nun schief herunterhing. Die Beifahrertür des Wagens stand offen, die Szene erweckte den Eindruck, er wäre absichtlich dort platziert worden. Auf dem Parkplatz lagen mehrere Leichen verstreut, oder zumindest hoffte Ben ganz stark, dass diese Personen nicht noch einmal aufstehen würden.

Er konnte dabei die Frage nicht abschütteln, was sich hier abgespielt haben musste. Der Gedanke, mit einigen oder mehreren dieser Kreaturen in einem

Discounter eingesperrt zu sein, war auf jeden Fall der Stoff für Albträume. Wobei Ben direkt Zweifel aufkamen, ob er nach dieser Nacht überhaupt noch jemals ruhig schlafen können würde. Was wiederum die Frage aufwarf, ob er noch lange genug leben würde, um überhaupt noch einmal schlafen zu können. Alle Ängste führten zu diesem einen Ende: dem Tod. Er konnte es sich jetzt aber nicht leisten, in eine Panikstarre zu verfallen, und schob den Gedanken mit Gewalt zur Seite und konzentrierte sich dann auf seinen Weg.

Immerhin lag nun eine sehr ruhige Passage vor ihm. Den Supermarkt hatte er hinter sich gelassen, das Stöhn-Konzert wurde leiser, und vor ihm lagen jetzt nur noch ein Autohaus und ein Schnellrestaurant mit einem schwedischen Möbelbunker dahinter, danach kam erst einmal nur Autobahn. Das bedeutete für ihn ein hoffentlich ungestörtes Fortkommen.

Tatsächlich war die Straße ab der Auffahrt Richtung Süden relativ leer. Das wunderte ihn eigentlich, denn bei der Fluchtwelle, von der Paula und Matthias gesprochen haben, hätte hier doch eigentlich ein unglaubliches Verkehrschaos ausbrechen müssen. Die Stadtautobahn lag an dieser Stelle unter ihm, und in der Dunkelheit der Rampe glaubte er auch, einige Autos erkennen zu können. Licht gab es jedoch nicht und er tat sein bestes, genau in der Mitte der Straße zu bleiben. Denn an dieser Kreuzung lagen sich ausgerechnet ein McDonald's und ein McFit genau gegenüber. Zwei hochfrequentierte Publikumsmagneten von ziemlich gegensätzlicher Ausrichtung, die jedoch durch die schottisch klingenden Namen bei den deutschen Konsumenten eine Assoziation zu Geiz aufkommen ließen. Diese Konstellation wäre sicherlich ein Aufhänger für gesellschaftspolitische Doktorarbeiten, doch Ben hatte einzig und

allein das Interesse, keinem der ehemaligen Kunden dieser Institutionen über den Weg zu laufen.

Glücklicherweise war keine Menschenseele zu sehen und Ben war froh, die Kreuzung hinter sich zu lassen. Damit hatte er bis zum nächsten, entscheidenden Wegpunkt seiner Reise erst einmal jegliche Zivilisation hinter sich gelassen. Vor ihm lag in einigen Metern Höhe eine Bahntrasse und einige Meter unter ihm kreuzte die Stadtautobahn den Sachsendamm. Die Landschaft, die er jetzt vor sich hatte, sah ebenfalls so aus, wie man es von längeren Bahn- oder Autofahrten kannte: Flach, eine künstliche Schneise durch ein Nichts aus karger Vegetation. Die Straßenlaternen hier oben waren merkwürdigerweise fast alle ausgefallen, während von unten ein heller Schein durch den leichten Nebel drang.

Ben wunderte sich immer noch über die wenigen Fahrzeuge hier, nur eine Handvoll stand herrenlos auf den Bürgersteigen, die meisten davon waren anscheinend zuletzt Richtung Süden unterwegs gewesen – logisch, wenn man versuchte, von hier aus die Stadt auf kürzestem Wege zu verlassen. So hielt Ben sich an die komplett freie rechte Fahrspur. Als er schließlich die Brücke über die Autobahn betrat, warf er aus Neugier einen kurzen Blick hinunter Richtung Fahrbahn und bekam dann doch einen Schrecken. Das war wirklich ein Anblick, den man nicht jeden Tag hatte, und definitiv einer, der nichts Gutes verhieß. Mit stockendem Atem lief Ben die wenigen Meter bis zum Geländer und hielt sich daran fest. So weit das Auge reichte, breitete sich dort unten eine Blechlawine aus. Doch es war kein ordentlicher Stau, viele Fahrzeuge standen quer, waren ineinander verkeilt oder hatten sich sogar überschlagen. Überall lagen Habseligkeiten und Körper zwischen den Autos, hier und da schien sich sogar etwas zu bewegen – sehr, sehr langsam.

Diese Szenerie war zudem in das typische, orangefarbene Tunnel-Licht getaucht, so dass die Farben der einzelnen Fahrzeuge kaum zu erkennen waren; es gab nur helle und dunkle. So schob sich diese Karawane der Vergänglichkeit in den entfernten Bodennebel, während im Hintergrund die flache Silhouette von Südberlin vor sich hin blinkte, als wäre das alles ganz normal.

Ben musste sich regelrecht losreißen und verfiel dann in einen Laufschrift. Die erste Meter strauchelte er ein wenig, schüttelte immer wieder seinen Kopf, als könnte er diese Bilder und die dazugehörigen Gedanken so loswerden. Wie viele Autos mochten das gewesen sein? War die gesamte Stadtautobahn so dicht mit Wracks gepackt? Es war gespenstisch. Zum ersten Mal wurde Ben so richtig bewusst, was es bedeuten würde, wenn Matthias recht hatte – wenn 90% der Berliner Bevölkerung tot oder infiziert waren, vielleicht über drei Millionen Menschen ...

Einen Fuß vor den anderen; Einatmen; Eins, Zwei, Drei, Vier; Ausatmen.

12.
SÜDKREUZ

21:59 Uhr



Endlich erreichte Ben den Ballonfahrerweg, eine kleine Zufahrtsstraße, die wahrscheinlich extra beim Bau des Bahnhofes Südkreuz angelegt worden war. Von hier aus deutete sich der Bahnhof nur durch die Lichtsäule an, die er in die neblige Nacht warf. Das Gebäude selbst war durch einen künstlichen Wall verdeckt, auf dem oben eine Bahntrasse entlangführte. Von der gegenüberliegenden Seite hingegen war der Bahnhof riesig, er sah aus wie ein gelandetes Ufo.

Ben erinnerte sich, wie er Anfang 2006 mal hier vorbeigekommen war und dieses Monstrum zum ersten Mal gesehen hatte. In relativ kurzer Zeit war der absolut bedeutungslose S-Bahnhof Papestraße zum internationalen Fernbahnhof umgebaut worden und die fast 200 Meter breite Halle wirkte wie eine kleinere Version des neuen Berliner Hauptbahnhofes. Schon damals fand Ben dieses Projekt gleichzeitig beeindruckend, aber auch lächerlich. Die Gegend hier war absolutes Niemandsland und selbst wenn man von hier in anderthalb Stunden nach Leipzig fahren konnte, wer würde sich schon extra auf den Weg machen, um von hier aus zu starten? In Bens Welt war das paradox. Und auch wenn er die bauliche Leistung imposant fand, einfach mal aus dem Nichts ein so massives Bauwerk aus dem Boden zu stampfen, schien es ihm in der aktuellen Situation noch viel sinnloser.

Wenigstens war es nun beruhigend, dass der Bahnhof nie wahnsinnig viel Laufkundschaft angezogen hatte. Seit dem Ausbruch der Epidemie waren Wochen vergangen und in der Zwischenzeit sollten sich sämtliche Pendler, oder was von ihnen übrig war, in alle Winde zerstreut haben.

Bedenklicher kam ihm die dunkle Gleisunterführung am Ballonfahrerweg vor. Es lagen mindestens 10 Meter absolute Finsternis vor ihm, und das gefiel ihm gar nicht. Wobei ihm allerdings gleichzeitig der

Gedanke kam, dass er im weiteren Verlauf seiner Reise noch mehrere Kilometer unterirdisch zurücklegen musste. Nur war in einem Bahntunnel am allerwenigsten mit der Anwesenheit von Infizierten zu rechnen. Zumindest hoffte er das. Ben zog seine Taschenlampe aus dem Gürtel und überlegte. Wie die Kranken auf Licht reagieren, hatte ihm bisher noch niemand erklärt. Würde er mit der Lampe Aufmerksamkeit erregen? Nach seinen eigenen Beobachtungen ignorierten sie technische Begebenheiten komplett. Auf laute Geräusche reagierten sie definitiv, aber in der Stadt herrschte auch eine gespenstische Stille. Lichter dagegen waren noch überall zu sehen. Straßenlaternen, Verkehrsampeln, Leuchtreklamen. Es war wohl an der Zeit, es herauszufinden. Sicherheitshalber nahm er die Campingaxt in die rechte Hand und hielt die Lampe in der Linken. Dann betätigte er den Schalter.

Mit erhöhtem Puls schwenkte Ben den Lichtkegel durch die Dunkelheit – am Ende des Durchganges lagen zwei Körper, doch soweit er das erkennen konnte, mit dem Gesicht nach unten. Schnell knipste er die Taschenlampe wieder aus und wollte sich gerade auf den Weg machen, als er vor Schreck erstarrte: Einer der Schatten richtete sich auf, die Silhouette hob sich nun auch ohne Taschenlampe vom Ausgang des Tunnels ab.

Ben wagte kaum zu atmen, als die Gestalt sich umzusehen schien. Ein Schnüffeln war zu hören, würde sie jetzt seine Witterung aufnehmen? Doch auf einmal stieß der unheimliche Schattenriss ein Schnaufen aus und ließ sich anscheinend auf die Knie fallen, so dass Ben nichts mehr sehen konnte. Ein krachendes Geräusch ertönte – kam die Kreatur jetzt im Dunklen auf ihn zu? Hektisch schaltete Ben die Taschenlampe an, und was er sah, verschaffte ihm eine gewisse Erleichterung – auch wenn der An-

blick gleichzeitig verstörend war. Die Person war jetzt auf allen Vieren über den anderen Körper gebeugt, der Kopf hob und senkte sich – er fraß, ernährte sich von einem Toten! Während ein kalter Schauer Bens Rücken hinunterlief, machte er die Lampe wieder aus und ging langsam rückwärts. Zumindest hatte er eine neue Erkenntnis über die Infizierten erlangt: Lichtquellen schienen sie nicht zwingend mit Nahrung zu assoziieren.

So oder so war der Weg aber versperrt, und als Ben seinen Sicherheitsabstand für groß genug hielt, drehte er sich um und beschleunigte seinen Schritt. Am Sachsendamm ging er weiter in die ursprüngliche Richtung und dann gleich wieder rechts, vorbei an einem einzelnen Mietshaus, das den Umbau des Bahnhofs irgendwie überlebt hatte. Was mussten das für Leute sein, die freiwillig jahrelang den Baustellenlärm und nun die Züge von zwei Hauptverkehrsachsen ertragen? Jetzt hatten sie auf jeden Fall Ruhe.

Ben erklimmte den leichten Anstieg der Zugangsstraße und erreichte die Gleise. Diese waren normalerweise nur durch ein Geländer auf Brusthöhe vom Publikumsverkehr getrennt, doch jetzt war ein Bauzaun an das Geländer gekettet. Ben konnte nicht sagen, ob es eine normale Umbaumaßnahme war, oder ob es etwas mit dem Ausbruch der Seuche zu tun hatte. Jetzt stand er jedenfalls in einer spitz zulauenden Betonschlucht, sowohl links als auch rechts von ihm waren Glastüren.

Die rechte führte in die Haupthalle, allerdings hatte Ben nicht vor, dort hineinzugehen. Es hatte da nämlich mal eine Zeit gegeben, in der er seinen Führerschein für drei Monate losgewesen war. Dazu noch 500 Euro Strafe, und das nur, weil bei einer eigentlich routinemäßigen Verkehrskontrolle Kokain in seinem Blut nachgewiesen worden war. Das konnte so ein mieser kleiner Straßencop natürlich nicht

verstehen, dass er es in seiner Firma niemals weiterbringen würde, wenn er das Angebot vom Chef, eine Line mitzuziehen, ablehnen würde. Immerhin wusste er durch die ungeliebten Fahrten im öffentlichen Nahverkehr, dass es in diesem Bahnhof einen Supermarkt, eine Drogerie, zwei komplette Schnellrestaurants sowie mindestens zwei Cafés sowie diverse Geschenke- und Zeitschriftenläden gab. Wenn dort auch Kunden eingesperrt wurden, wie in diesem Discounter vorhin, dann gute Nacht.

Somit war seine bevorzugte Wahl die linke Tür: Ein Treppenaufgang, der zum Parkdeck führte, aber auch gleichzeitig einen Zugang zu den Gleisen ermöglichte. Ben hatte zwar auch nicht sehr viel Lust auf dieses Treppenhaus mit seinen vielen Vorsprüngen und toten Winkeln, aber immerhin funktionierte die Beleuchtung noch. Die Tür war auch nicht verriegelt. Doch kaum hatte er sie geöffnet, gleich der nächste Schreck: Dumpfe Schläge waren von oben zu hören. Ben umklammerte instinktiv seine Axt und machte sich zum Rückzug bereit, doch da sah er auch schon die Geräuschquelle: Der Fahrstuhl steckte zwischen zwei Etagen in seinem gläsernen Schacht fest. Genau unterhalb der Decke konnte Ben in die Kabine hineinschauen und sah zwei Füße in unnatürlich abgeknickten Winkeln, die sich vor- und zurück bewegten. Ein leises Stöhnen drang unter den klatschenden Schlägen an sein Ohr; es war also eine von diesen Kreatur dort eingesperrt. Keine Gefahr für ihn, hoffte er.

Also fasste Ben sich ein Herz und machte sich auf den Weg nach oben. Und tatsächlich, in der ersten Etage sah er dann den Kopf eines sehr ungesund aussehenden, bärtigen Mannes, der immer wieder gegen die Glastür schlug. Seine Augen waren stumpf und Blut war sein Gesicht hinuntergelaufen. Ben musste kurz schlucken, packte seine Axt noch ein

bisschen fester und ging dann mit schnellen Schritten vorbei. Ob der Mann gewusst hatte, was mit ihm geschehen würde, und dann mit Absicht den Not-Halt betätigt hatte, um sich selbst einzusperren und damit andere zu schützen? So viel Altruismus traute Ben eigentlich niemandem zu. »Man soll nicht von sich selbst auf andere schließen«, nörgelte eine kleine Stimme in seinem Kopf. Ganz unrecht hatte sie nicht.

Ben musste sich wieder auf die Gegenwart konzentrieren, denn er hatte das obere Ende der Treppe erreicht und kam auf dem Parkdeck an. Ein kalter Wind fegte über die hell erleuchtete Betonfläche und vor ihm lag ein unangenehm abgeschatteter Durchgang zu den Gleisen. Ben wartete kurz und horchte in die Dunkelheit. Es war aber nichts auszumachen, nur das leichte Summen irgendwelcher Generatoren. Selbst die dumpfen Schläge aus dem Fahrstuhlschacht hatten wieder aufgehört. Also fasste Ben sich ein Herz und nahm gleich die nächstgelegene Treppe zu Gleis sieben und acht, das war ja auch völlig egal. Er musste nur auf den Bahndamm gelangen, und dann hätte er erst einmal seine Ruhe. Ein beißender Geruch drang an seine Nase; nach einer kurzen Irritation erkannte Ben, dass es nur alter Urin war. Diesen Gestank hatte das Treppenhaus wahrscheinlich schon immer verströmt. ›Armselig‹, dachte Ben, mit Wildpinkeln zeigte man doch bloß, dass man weder Disziplin noch Kontrolle über seinen Körper besaß ...

Mit diesem Gedanken kam er auf dem Gleis an und blickte sich um. Für einen kurzen Moment überkam ihn eine Illusion von Normalität. Auf diesen Fernbahngleisen war selten viel Betrieb gewesen, alle Lichter waren an, die Fahrkartenautomaten blinkten... und dann der Höhepunkt; eine automatisierte Durchsage tönte aus den Lautsprechern:

»Bitte beachten Sie das Rauchverbot.«

Alles genau wie immer.

Ben war, als fiel ihm eine schwere Last von den Schultern, er hatte jetzt wirklich einen Meilenstein seiner Reise erreicht und dieser Bahnhof strahlte ein Gefühl von Vertrautheit und Sicherheit aus. Seine innere Stimme wollte gerade eine Warnung aussprechen, doch Ben schob sie beiseite und peilte das Ende des Bahnsteiges an. Noch vielleicht 150 Meter, bis er für eine ganze Weile keine dunklen Ecken mehr fürchten musste, keinen Hinterhalt und keine eingesperrten Infizierten. Und auf diesen 150 Metern konnte er sich zudem fühlen, wie ein ganz normaler Reisender. Ein tolles Spiel, breitschultrig schritt Ben die Plattform ab und stellte sich vor, der Griff seiner Axt wäre in Wahrheit der Bügel eines Rollkoffers. Sein Blick fiel auf eines der Displays über dem Gleis: »Kein Zugverkehr.«

Nun gut. Das stand da wahrscheinlich auch sonst oft. Es war ja auch schon abends, vielleicht wäre er gerade aus dem letzten Zug auf diesem Gleis gestiegen. Riechen konnte man die Lok schließlich noch, der Geruch von Diesel und ein klein wenig verbranntem Gummi war immer noch präsent.

Aber da war noch etwas anderes, etwas Fremdes...

In Bens Kopf wurde ein Schalter umgelegt; in seinem Ohr ploppte es, als er von einer Traumwelt jäh in die Realität zurückgeholt wurde, die so absolut unreal erschien. Die Bewegung, die sein Unterbewusstsein lange vor ihm wahrgenommen hatte, ließ seinen Kopf so heftig nach links schnellen, dass in seinem Nacken ein Wirbel knackte. Hinter einer Säule kam ein Infizierter mit ausgestreckten Armen hervor und für Ben verlangsamte sich alles zu einer endlos scheinenden Zeitlupe. Seine Sinne musterten den Angreifer dermaßen schnell, dass es ihm wirklich so vorkam, als würde sich die Welt verlangsamen ...

Jedes Detail springt Ben jetzt gleichzeitig ins Bewusstsein: Es ist ein Mann, der auf ihn zukommt; das Alter vielleicht zwischen vierzig und fünfzig, das dreckverschmierte, stoppelbärtige und verzerrte Gesicht lässt sich nicht genauer schätzen. Die Augen sind weit aufgerissen und an den Außenrändern knallrot unterlaufen, die Iriden wirken stumpf, als wären sie von einer schleimigen Hautschicht überdeckt. Ben kann sogar so eine Art Flaum erkennen, vielleicht ist es auch ein Pilz oder eine ähnliche Wucherung. Die Haut wirkt ebenfalls unnatürlich grau und ungesund, teilweise ist sie von Pickeln übersät, im Halsbereich sind viele davon voller Eiter.

Der Mund des Mannes ist genauso weit aufgerissen wie die Augen, er schreit wohl aus voller Kehle, aber Ben hört nur das Piepen in den Ohren und seinen eigenen Herzschlag. Der erste Herzton ist so laut und tief wie die Subwoofer auf einem Konzert, ein Bass, der ihm in die Magengrube schlägt. Während der Ton langsam ausklingt, spürt Ben mikroskopische Einschläge auf seiner Gesichtshaut, das müssen Speichelpartikel des schreienden Angreifers sein.

Bens Augen springen jetzt in ihrem Fokus ganz weit nach vorne, er schielt fast, als er die Hände des Mannes fixiert, die auf seine Kehle zustürzen. Sie sind übersät mit verkrusteten, blutigen Schnitten. Die Nägel sind zerschunden und gelb, darunter ebenfalls Blutkrusten, doch vermutlich stammt dieses Blut von jemand anderem. Und gleich wird Bens Blut daran kleben, gleich werden diese Nägel sich in seine Haut bohren. Ben horcht in die Stille nach dem ersten Herzschlag, doch da kommt nichts mehr. Millimeter um Millimeter nähert sich der Angreifer.

Hat Bens Herz schon aufgehört zu schlagen?

War es das?

Wird er Tanja nie mehr wieder sehen?

Wie wird es sein, wenn er tot ist?

Doch er wäre nicht gleich tot. Erst würde er mit dieser Kreatur ringen müssen, sie würde sein Fleisch zerreißen, seine Knochen brechen.

Das will Ben nicht. Es gefällt ihm gar nicht. Dieser Mann soll verschwinden, er soll weg; er soll ihn einfach in Ruhe lassen. In diesem Moment spürt Ben, wie sich der zweite Herzton ankündigt. Er weiß, dass er heller und noch lauter als der erste sein wird. Ein Grollen baut sich tief in seinem Inneren auf, und als dieser Paukenschlag im Begriff ist, sich mit seiner vollen Kraft zu entladen, spürt Ben, wie seine rechte Hand lang ausgestreckt angefliegen kommt. Sie beschreibt einen Halbkreis, die maximale Reichweite seines Armes, und in seiner fest zusammengepressten Faust steckt der Axtgriff.

In dem Moment, als sein Herz losdonnert, schlägt die Klinge mit voller Wucht in die Schläfe dieses widerlichen Kerls ein. Ben erwartet nun wieder einen Zeitlupenregen aus Blut und Eiter, doch stattdessen geht auf einmal alles ganz schnell:

Der Angreifer klatscht gegen die Wand, als hätte ihn eine Lokomotive erwischt. Bei diesem zweiten Aufprall verkantet sich die Axt und ein markerschütterndes Krachen dringt an Bens Ohr, das seine Funktion offenbar wieder aufgenommen hat.

Er verliert fast das Gleichgewicht, fängt sich aber, indem er mit der linken Hand ebenfalls den Axtgriff packt, um den Aufprall abzufedern und sich zu stabilisieren. Der Mann kippt vornüber und rutscht wie ein gefälltter Baum Richtung Boden. Die Axt steckt jedoch immer noch fest, so dass Ben ebenfalls nach vorne gerissen wird und fast auf dem Infizierten landet wäre. Doch im letzten Moment reißt er sein rechtes Knie nach oben, das dann auf der Brust des Mannes landet, so dass Ben sich abstützen kann. Die Wucht des Aufpralls nutzt er, um die Axt freizube-

kommen. Dann stößt er sich mit dem rechten Bein ab, springt über den geborstenen Schädel und rennt so schnell er kann bis zum Ende des Bahnsteiges, ohne noch einmal zurückzuschauen.



13.
BAHNDAMM

22:04 Uhr



Bens Herz schlug immer noch bis zum Hals. Er war von der Plattform einfach auf die Gleise gesprungen und lief nun neben einem Schienenpaar im Gleisbett. Es war großflächig mit kastaniengroßen, hellgrauen Steinen bedeckt, was das Vorankommen etwas beschwerlich machte, da mit jedem Schritt der Boden nachzugeben schien. Es war ein bisschen, wie auf Sand zu laufen, nur dass die Füße hier unsanfter abgelenkt wurden und es die ganze Zeit dieses merkwürdige Geräusch gab. Er musste dabei irgendwie an Miniatur-Felslawinen denken. Aber dass er die aufgewühlten Steine überhaupt so deutlich hören konnte zeigte, wie ruhig es hier war. Das war im wörtlichen Sinne beruhigend.

Links und rechts wurde das breite, achtspurige Gleisbett von Hängen mit viel Gestrüpp eingedämmt. Der Geräuschteppich der Apokalypse, der den Abend bis hierher geprägt hatte, schwebte zwar immer noch wie eine Glocke über ihm, war aber nun bis an die Wahrnehmungsgrenze gedämpft. Offensichtlich war die große Schlacht aber auch schon eine Weile vorbei, er mochte sich gar nicht vorstellen, wie es sich hier vor ein, zwei Wochen angehört haben musste. Aber warum passierte jetzt nichts mehr? Wahrscheinlich war es so, wie Paula und Matthias sagten, und es wurde irgendwo eine großangelegte Militäraktion vorbereitet. So etwas brauchte schließlich sorgfältige Planung, vor allem bei so einer unglaublich hohen Zahl von Gegnern, also den Infizierten. Oder vielleicht war auch genau das der Grund, warum es so lange dauerte: Man hatte es ja nicht mit Terroristen oder Verbrechern zu tun, sondern mit Kranken. Da musste man schon aus humanitären Gründen erst einmal alle Optionen abwägen – bestimmt wurde momentan mit Hochdruck an einem Heilmittel geforscht.

Würde man die Kranken heilen können? Mit Grauen dachte Ben an die Frau zurück, an den Mann, die Beiden, die durch seine Hand gestorben waren. Aber es war doch Notwehr gewesen. Trotzdem, der bloße Gedanke daran machte es Ben fast unmöglich, weiterzugehen. Er musste sich zusammenreißen und schaute auf seine Füße, konzentrierte sich auf jeden einzelnen Schritt und die klackernden Steine. Der Blick auf das Gleisbett erinnerte ihn an diese komischen Zen-Gärten. Er hatte nie verstanden, was daran sein sollte, solche Kiesel mit einem Rechen in irgendwelche Spiralen und Wellen zu formen, nur um dann nach ein paar Tagen wieder etwas Neues zu machen. Was sollte das?

Nun beobachtete er die Steine im Wirkungsbereich seiner Schritte etwas genauer – ein paar wurden beiseite geschoben, manche kamen ins Rollen, manche sprangen regelrecht durch die Gegend. So hinterließ er leichte Abdrücke, eine Spur ... allerdings eine, die man kaum sehen konnte, und die schon bald wieder komplett verschwunden sein würde. Vielleicht war das ein Bild für sein eigenes Dasein auf dieser Erde. Würde er auch spurlos verschwinden? War das der Hintergrund bei den Zen-Gärten?

Ben schaute auf, irgendetwas irritierte ihn. Er blickte nach vorne, unter den tiefhängenden Wolken waren bereits die Lichtersäulen des Hauptbahnhofes zu erkennen. Es war noch ein weiter Weg, aber da war sie wieder, diese Irritation. Etwas stimmte nicht mehr mit dem Klang der Steine, da war irgendein komischer Widerhall, der immer deutlicher wurde.

Das konnte nur eines bedeuten, und Ben erschauerte: Es bewegte sich etwas im Gleisbett! Er hielt inne und lauschte in die Dunkelheit. Tatsächlich, auch wenn er stehen blieb, ging das Klackern und Rieseln der Steine weiter. Dieses Geräusch ließ sich

leicht orten, es kam von schräg links vor ihm und war leider nicht einmal zehn Meter entfernt. Vielleicht war es ein Tier?

Ben konzentrierte sich auf das Geräusch und kam zu dem Schluss, dass es vom Klang her schon ein ziemlich großes und schwerfälliges Tier sein müsste. Er löste mit der rechten Hand die Axt aus ihrer Halterung und mit der linken die Taschenlampe. Er atmete einmal tief durch, schaltete sie an und leuchtete in die Richtung, aus der das Geräusch kam.

Doch da war ... nichts! Und jetzt hörte er auch nichts mehr. Ben legte die Stirn in Falten, das Ganze fühlte sich ganz und gar nicht gut an. Er machte einen Schritt nach vorne, was ihm nicht ganz lautlos gelang, und wie als Antwort klackerte es auch wieder vor ihm. Aber da war nichts! Er machte noch einen etwas energischeren Schritt und diesmal folgte ein sehr deutliches Geräusch, es klang fast, als würde jemand in dem groben Kies zappeln. Bens Muskulatur krampfte sich zusammen, als er plötzlich ein Stöhnen vernahm; es war also doch ein Mensch, höchstwahrscheinlich ein Infizierter!

In diesem Moment erwischte der Lichtkegel einen Fremdkörper im Kies, viel näher als gedacht. Vor Schreck machte Ben einen Satz zurück und schwenkte die Lampe nach unten. Keine fünf Meter von ihm entfernt kroch eine groteske Gestalt im Gleisbett! Als Ben den ersten Schock überwunden hatte, realisierte er, dass die Kreatur keine Beine mehr hatte! Der Körper endete einfach kurz unter der Hüfte. Ein skurriler Anblick. Die Person, ein etwas älterer, leicht ausgehungertes Mann mit schütterten, dunklen Haaren wurde anscheinend von der Taschenlampe geblendet.

Die trüben Augen spiegelten das Licht wider und der fragende, klägliche Gesichtsausdruck ließ Ben erschauern.

Die Kreatur stöhnte müde und streckte die Arme in seine Richtung aus. Sicherlich hatte sie Hunger und versuchte, näher zu kommen, doch im Kies fanden die ungeschickt greifenden Hände einfach keinen Halt. Der Körper wand sich und schlug mit den Armen, das hatte etwas von Frustration, auch etwas rührend Hilfloses, aber das kehlige Fauchen, dass das Wesen zwischen seinen Zappelattacken ausstieß, verriet Ben, dass Mitleid hier fehl am Platze war. Vor ihm lag nichts anderes als eine potenziell tödliche Bestie, und er würde sein eigenes Leben nicht aufs Spiel setzen, um ihr Leid zu beenden.

Angewidert starrte Ben auf den grotesken Körper; der Anblick war wie der sprichwörtliche dreibeinige Hund, den man eigentlich gar nicht anschauen möchte, gleichzeitig aber nicht wegsehen kann. Schließlich riss er sich los und drehte sich mit einem Rückwärtsschritt weg, als ihn eine Stimme fast von den Beinen riss.

»W-Witzig, oder?«, sagte ein junger Mann, der völlig unerwartet vor ihm stand. Als er sah, wie Ben die Augen aufriss und reflexartig mit der Axt ausholte, erschreckte er sich genauso heftig und riss die Hände hoch.

»Nicht!!! Tu mir n-nichts, ich bin n-n-normal!«, stotterte er. Ben ließ die Axt sinken und musterte den Kerl mit einer Mischung aus Erleichterung und Wut. Was für ein Trottel. Er sah aber auch ziemlich mitgenommen aus, war vielleicht ende zwanzig; heruntergekommen gekleidet. Abgerockter Parka, darunter ein komischer Strickpulli und eine undefinierbar graubraune Hose. Aber das prägnanteste war definitiv der unangenehme Geruch, der Ben schnell dazu veranlasste, unauffällig durch den Mund weiter zu atmen.

Abgesehen davon war der Typ fast einen Kopf kleiner als Ben, hatte ein rundliches Gesicht und eine

kleine Nase, auf der eine notdürftig geflickte Brille saß. Vom Typ her erinnerte Ben ihn an den verklemmten Streber aus seiner Klasse, den sie immer gehänselt hatten. Und sein Gegenüber schien diese Gedanken zu erraten.

»Also, n-normal bin ich vielleicht auch nicht. Aber keiner von d-d-denen!«

Ben blickte über die Schulter und leuchtete noch einmal mit der Taschenlampe auf den stöhnenden Infizierten.

»Voll w-witzig, der Kleine«, meinte der stinkende Strebertyp.

»Witzig? Ich weiß nicht ... war das ein Zug?«

»Nee, der war bestimmt schon vorher R-Rollifahrer. Ein Behinderter. S-Spasti.« Der Kerl kicherte wie ein kleines Kind in sich hinein.

»Ich dachte, dem hat vielleicht ein Zug die Beine abgefahren«, erklärte Ben.

»Wie, ein V-Verseuchter ohne Beine, der würde doch verbluten... g-genau wie wir.«

Ben hob eine Augenbraue, aber sein Gegenüber kannte sich anscheinend aus. »Das sind doch k-keine Ausgeburten der Hölle oder so was, das g-gibt's doch nicht! Gott bewahre.«

Jetzt zuckte er zusammen, als hätte ihn jemand geschlagen, und die Erklärung ließ nicht lange auf sich warten:

»Sch-scheiße, hab ich G-G-Gott gesagt? V-verfluch' euch, Eltern!« Er stand jetzt steif wie ein Brett da und hob langsam eine zitternde Faust, wie ein durchgedrehter Prediger.

»Euer sch-scheiß Gott! Euer V-Votzengott! Gott-votze!«

Mit diesen Worten gab er seine Pose auf und fiel lachend in sich zusammen. Er amüsierte sich offensichtlich königlich über das ›böse Wort‹ und konnte gar nicht mehr aufhören, zu lachen. Als er auch noch

anfang, hin- und her zu hopsen, war Ben sich endgültig sicher, dass er geistig zurückgeblieben war. Für debilen Smalltalk hatte er jetzt aber keine Zeit.

»Du, äh, ich will nicht unhöflich sein, aber...«, setzte er an. Der junge Mann schnappte sofort wieder in eine Art Habachtstellung.

»Ja, sch-scheiße auch! Stimmt ja!« Er reckte dem verdutzten Ben überschwänglich seine Hand entgegen. »Ich b-bin der St-t-tefan!«

Ben verdrehte die Augen; sein Wink mit dem Zaunpfahl war ganz offensichtlich nicht wahrgenommen worden. Aber was sollte er machen, er schlug ein und stellte sich vor: »Ben.«

So viel Höflichkeit musste nun aber reichen, ohne auf eine Reaktion zu warten drehte er sich weg und setzte sich wieder in Bewegung Richtung Norden. Stefan beeilte sich, ihm zu folgen.

»G-Glaubst du denn?«, fragte er. »Also, an G-G-Gott, mein ich.« Er schaute Ben gespannt von der Seite an. Dass keine Antwort kam, nahm er als Stichwort, sich weiter zu echauffieren: »Das s-sind doch bloß Geschichten, z-zum Angstmachen. H-Himmel, Hölle, alles Votzenscheiße.«

Langsam bekam Ben schlechte Laune. Er hatte wirklich besseres zu tun, als sich irgendwelche wirren Theorien anzuhören. Stur startete er auf das Gleisbett, das unter seinen Füßen vorbeizog, doch Stefan kannte keine Gnade.

»W-Wir sind nur Säcke aus F-Fleisch. Aber wir wissen das. D-Dass wir s-sterben müssen. Dafür braucht man keine s-scheiß B-B-Bibel. Scheiße.«

Ben warf ihm über die Schulter einen genervten Blick zu. Er gab zwar selbst nicht viel auf Religion, aber rein um dieser Nervbacke eins auszuwischen, musste er jetzt Kontra geben.

»Vielleicht ist es doch aber ganz gut ... wenn man solche Geschichten hat. Die einem Hoffnung geben«,

gab er zu bedenken. Sein Plan trug anscheinend sofort Früchte, denn Stefans Augen weiteten sich, er atmete so plötzlich ein, dass er sich fast verschluckte.

»H-hey, pass ma auf, meine Eltern w-waren richtige Bibelvotzen!«, wetterte er weiter. »V-Verprügelt ham die mich, immer wieder ... Haben gesagt, v-vom Satan kommt mein Stottern!« Da hatte Ben wohl einen Volltreffer gelandet, aber sein Ziel trotzdem nicht erreicht. Denn Stefan redete nun wie ein Wasserfall. »Und w-wenn ich endlich glaube, haben die gesagt, dann würd' es w-weggehen ...«

Stefans Stimme wurde plötzlich brüchig, anscheinend ging ihm das Thema sehr nah. »Aber ich bin weggegangen«, fuhr er fort, »weggerannt bin ich... v-vor meinen eigenen Eltern ... Votzen!

Gut, er war definitiv gestört, aber langsam ahnte Ben, warum das so war. Es war eine Sache, wenn einem das Schicksal so ins Leben pfuschte, aber dann auch noch mit völlig inkompetenten Eltern – oder in seinem eigenen Fall: Ersatz-Eltern – gestraft zu sein, das war wirklich die Höchststrafe. Als Kind war man dem schließlich wehrlos ausgeliefert, und dann auch noch mit Fanatikern als Eltern ... übel. Jetzt tat ihm der Knabe wirklich ein wenig leid. Er blieb abrupt stehen und drehte sich zu Stefan, der – durch den plötzlichen Stopp überrascht – ein wenig ins Straucheln kam und Ben dann erwartungsvoll anschaute. Mit dem aufrichtigsten Tonfall, den Ben in dieser Situation aufbringen konnte, sagte er: »Tut mir leid für dich. Das muss echt mies gewesen sein.«

Stefan wirkte überrascht. Wahrscheinlich hatte er seine Geschichte schon oft erzählt, aber noch nie jemanden getroffen, der einen emotionalen Bezug dazu herstellen konnte. Wieder entfuhr ihm ein glücksendes Kichern. Er schaute einmal nach links und rechts, als würde er sichergehen wollen, dass niemand ihm einen Streich spielte.

»Wir w-wohnen da drüben«, sagte er und deutete auf ein abbruchreifes Bahngelände, das sich gerade noch wahrnehmbar von der Dunkelheit der Böschung des Bahndamms abhob. »Willste nicht mitkommen?«

Ben kniff die Augen zusammen und konnte erkennen, dass durch die dreckigen Fenster ein schwacher Feuerschein drang. Trotzdem sah diese Hütte alles andere als einladend aus, im besten Fall erinnerte sie ihn an einschlägige Teenie-Horrorfilme.

»Danke, 'n andermal vielleicht«, blockte er ab. »Ich hab's eilig.«

Das Grinsen wich abrupt aus Stefans Gesicht, als Ben sich wieder Richtung Norden drehte und seinen Weg fortsetzte. Während er sich entfernte, trippelte Stefan nervös auf der Stelle und ballte seine Hände zu Fäusten, als würde er die Kraft heraufbeschwören, noch etwas zu sagen.

»D-Die sind dann g-g-gestorben, meine Eltern«, sprudelte es dann aus ihm heraus. »Schon v-vor Jahren. Ich w-wollte doch nochmal nach H-Hause.« Niedergeschlagen ließ er die Schultern sinken, er war nicht mal mehr sicher, ob Ben ihn noch hörte. »W-wollte mich doch v-vertragen«, schloss er halblaut.

Zu seiner Überraschung blieb Ben jetzt plötzlich stehen und kam sogar ein paar Schritte zurück. »Du wolltest dich mit deinen Eltern vertragen? Obwohl die dich verprügelt haben?«, fragte er fassungslos. Stefan schaute ihn mit großen Augen an und zuckte mit den Schultern.

»Waren doch immer noch meine Eltern«, sagte er, und die Aufrichtigkeit, mit der er diesen Satz ohne den Ansatz eines Stotterns über die Lippen brachte, ließ Ben fast erschauern. Er hatte Stefan direkt als minderwertig abgetan, und doch hatte der Knabe ihm wohl mindestens in einer Hinsicht etwas voraus. Und eine gewisse Antenne für Empathie hatte er an-

scheinend noch dazu, denn schon wieder las er aus Bens Reaktion mehr, als dieser eigentlich preisgeben wollte.

»Du v-verstehst mich, oder?«, freute sich Stefan.
»S-sind d-deine Eltern... a-auch...?«

»Meine Mutter, ja ... die ist schon gestorben, als ich noch ganz klein war ...«, erklärte Ben. Stefan hörte mit großen Augen zu »... und meinen Papa hab ich nie kennen gelernt«, fuhr Ben fort. »Mit meinem Stiefvater hab ich kaum noch Kontakt.« Stefans Blick verriet ihm, dass er nicht nur zuhörte, sondern auch wirklich versuchte, mitzufühlen.

Nach einer kurzen Denkpause, in der er wie eingefroren wirkte, verzog Stefan das Gesicht, als hätte er gerade die Pointe eines schweinishen Witzes verstanden.

»D-du hasst ihn voll, oder?«, fragte er, »deinen V-Votzenvater!« Ben fühlte sich für einen Moment vollkommen überrumpelt von dieser idiotischen Begriffsbildung, doch als Stefan wieder sein breites, schelmisches Grinsen aufsetzte, musste er selbst unwillkürlich lächeln.

»Ja, hast Recht... Er ist n' echter Votzenstiefvater!«, sagte er.

Daraufhin klatschte Stefan total kindisch, aber aufrichtig begeistert in die Hände!

»Jetzt kommste doch mit!«

Und wieder ein Satz ohne Stottern. Was konnte er dazu sagen?

Ben atmete tief durch, und mit einem amüsiert-resignativen Kopfschütteln folgte er Stefan, der ohne eine Antwort abzuwarten schnurstracks in Richtung der Hütte marschierte.

14.
GASTFREUNDSCHAFT

22:16 Uhr



Stefan hielt an der halboffenen Tür des verfallenen Backsteinbaus nicht mal an, doch Ben blieb etwas skeptisch auf der Schwelle stehen und warf erst einmal einen Blick hinein. In der Mitte des großen Raumes stand eine alte Badewanne, in der ein Lagerfeuer brannte. Sein Blick folgte der Rauchsäule, die direkt durch ein riesiges Loch in der Decke in den Himmel entschwand. Anschließend musterte er zögerlich die Gestalten, die aneinander gekuschelt am Feuer saßen. Es waren wettergegerbte und dreckverschmierte Obdachlose, deren Alter schwer auszumachen war. Während Stefan immer noch eine gewisse Aufgekratzttheit ausstrahlte und sich mit ausladenden Bewegungen hinsetzte, schauten seine Kollegen wie in Zeitlupe erst ihn an und musterten dann Ben, der etwas peinlich berührt wirkte und nicht so richtig zu wissen schien, wo er mit sich hin sollte.

»Komm ruhig ran, Junge«, sagte der Älteste aus der Gruppe, der mit seinem zotteligen, weißen Bart ein bisschen aussah wie eine Obdachlosen-Version von Karl Marx. »Du musst jetzt keine Angst mehr vor uns haben!«

Ben war etwas verwundert. »Keine Angst mehr haben?« plapperte er nach.

»Jetzt tu nicht so, du siehst doch, was wir sind«, entrüstete sich der Mann, »wir sind Penner!«

Ben schaute verlegen zu Boden und schüttelte den Kopf. Irgendwie fühlte er sich schon wieder ertappt, und schon wieder brachte ihn eine entwaffnende Ehrlichkeit zum Grinsen. Also betrat er endlich die Hütte und setzte sich, hielt allerdings erst mal einen gewissen Respektabstand und platzierte sich auf der anderen Seite der Wanne. Er nickte dem Ältesten zu, sagte dann:

»Ich heiße Ben« und nickte anschließend in die Runde.

»Horst«, lautete die selbstbewusste Antwort, während der andere Mann und die Frau etwas schüchterner wirkten.

»Heinz« und »Trude« murmelten sie halblaut. Ben musste daran denken, dass er mal gelesen hatte, dass der erste Schritt zum Leben auf der Straße oft irgendwelche psychischen Erkrankungen waren. Aber an Stefan hatte er ja schon gesehen, dass man Bücher nicht nach dem Umschlag beurteilen sollte.

Horst zumindest nahm die entstehende Stille als Einladung, seine Gedanken weiter auszuführen: »Weißte, für uns hat sich hier kaum wat geändert«, sagte er in seinem schweren Berliner Dialekt. »Früher mussten wir uns unser Essen aus'm Müll sammeln, heute müssen sich alle ihr Essen aus'm Müll sammeln. Da haben wir quasi 'nen Heimvorteil!«, erklärte er. Heinz und Trude nickten nun zustimmend, es gab keinen Zweifel daran, dass Horst der Chef in dieser merkwürdigen Wohngemeinschaft war.

»Aber eins ist gleich geblieben: Normalos wie du kieken immer noch auf'n Boden, wenn sie uns sehen«, fuhr er fort. »Bloß keinen Blickkontakt!«

In diesem Punkt musste Ben definitiv auf ›schuldig‹ bekennen und fühlte sich schon wieder ertappt, während die anderen sich köstlich auf seine Kosten amüsierten.

»Jedenfalls wenn sie dich sehen, Hotte!«, brach der eben noch so schüchterne Heinz die Stimmung auf. Wieder lachten alle, und diesmal musste auch Ben grinsen. Heinz hatte einen Dreitagebart und schlimme Pockennarben. Ben fragte sich, wie er es hier überhaupt schaffte, sich zu rasieren. Dabei wurde ihm klar, dass er über das Leben auf der Straße überhaupt nichts wusste. Doch diesmal war es Stefan, der die Konversation am Laufen hielt.

»W-wo willst du eigentlich hin?«, fragte er.

»Ich muss zu meiner Freundin, nach Mitte.«

Bei dieser Antwort weiteten sich die Augen von Horst.

»...Ouuuh ...«, stöhnte er bedeutungsschwanger, doch Ben fiel ihm direkt ins Wort; er wollte zeigen, dass er inzwischen auch wusste, wie der Hase lief:

»Ja, ich weiß... Da wo die meisten Menschen waren, sind jetzt die meisten Infizierten... Aber ich habe keine andere Wahl!«

»Nee, weißte was viel schlimmer ist?«, korrigierte ihn Horst, »Da wo die meisten Menschen waren, sind immer noch die meisten Menschen!«

Ben schaute ihn fragend an, aber Heinz sprang in die Bresche, die Gedanken seines Chefs zu erklären.

»Die Kranken, die sind halt wie Tiere. Wild, aber dumm. Normalos sind da viel gefährlicher!«

»Dann bin ich jetzt auch gefährlich?«, fragte Ben erstaunt.

»Wie gesagt«, seufzte Horst, »Für uns ist det alles nichts Neues. Wir selber hatten nie was. Und deswegen ham' wir jetzt auch nichts zu verlieren.«

Diesmal war es Trude, die seine Rede fortführte – in Penner-Angelegenheiten herrschte anscheinend Konsens, dachte Ben.

»Wir hatten schon vorher keine Zukunft. Jetzt hat keiner mehr eine.« Hier musste Ben anerkennend nicken, das hatte schon fast etwas Philosophisches. Und das hätte er nicht erwartet.

»Nur, dass die damit nicht klar kommen«, legte Horst noch einen drauf. »Die killen sich gegenseitig für den letzten Schokoriegel. Wir dagegen sind det ja gewohnt, Scheiße zu fressen.«

Während die anderen Zustimmung bekundeten und durcheinander vor sich hin murmelten, fragte Ben sich noch, wie wörtlich das mit dem Scheiße fressen gemeint sein konnte. Wieder roch Stefan sofort Lunte.

»Apropos Scheiße«, sagte er und schaute erwartungsvoll in Richtung Horst. »Ich h-hab mir was überlegt ... Wie wir ihm helfen könnten!«

Ben hob gespannt die Augenbrauen – wie sie jetzt von ›Scheiße‹ auf ›ein Ticket nach Mitte‹ kommen wollten, interessierte ihn doch sehr. Und ehe er es sich versah, lief er hinter Horst und Stefan her, bis sie an eine vermooste Mauer kamen, vor der einige kleine Erdhügel aufgeschüttet waren. Davor waren Betonfassungen freigelegt worden, in deren Mitte ein großes Rohr von etwa eineinhalb Meter Durchmesser zu sehen war, in dessen Oberseite ein riesiges Loch prangte. Es stank bestialisch.

»Det is' unser Badezimmer«, erklärte Horst. »Wir waren mal die einzigen Penner mit Wasserklosett.« Auf Bens fragenden Blick erklärte er: »Det is' früher ein Abwasserrohr gewesen. Lief den ganzen Tag durch. Da haben wir immer reingemacht und sofort war allet weg. Aber seit 'ner Woche kommt nichts mehr.« Ben rümpfte die Nase.

»Na wat soll sein«, zuckte Horst mit den Schultern. »Wenn man muss, muss man eben. Wir machen immer noch da rein.«

»Super ... Und?«, fragte Ben. Er hatte so eine ganz grobe Idee, wo die Reise hingehen könnte, aber es gefiel ihm gar nicht. »Ich soll jetzt hoffentlich nicht da durchkrabbeln, oder?«

»Ach wat!« Horst winkte ab. »Wie gesagt, die Normalen kieken uns normalerweise nicht mal mit'm Arsch an. Und auch det hat sich mit den Kranken nich geändert. Ick denke mal, det liegt am Geruch.«

»Du meinst, wenn man stinkt, lassen die einen in Ruhe?« Das wäre allerdings eine höchst hilfreiche, wenn nicht sogar lebensrettende Entdeckung.

»Na, nicht bloß irgendwie stinken«, schränkte Horst ein. »Det muss schon richtig rott stinken. Alt, verwest. Wie die reinste Pest, halt. Pennermäßig.«

»Ich soll jetzt also meine Klamotten mit eurer Scheiße einschmieren?«, fragte Ben, wobei er seine mangelnde Begeisterung nicht wirklich verbergen konnte.

»Es sei denn, Eurer Hoheit ist det makellose Erscheinungsbild wichtiger als det unangeknabberte Wohlbefinden!«, erklärte Horst mit einer angedeuteten höfischen Verbeugung.

»Tja, das ist ein Argument«, stimmte Ben zu. Dann zog er seine Lederjacke aus und warf sie in den Dreck, begleitet von Stefans hysterischem Kichern.

Keuchend beugte sich Ben hinunter und zog den Rücken der Jacke sowie die Ärmel mehrmals durch das fast randvoll gefüllte Loch im Rohr. Er hielt dabei mit einer Hand den Kragen und mit der anderen die Ärmelsäume sowie den Bund, damit er beim Anziehen wenigstens keinen direkten Kontakt mit dieser wirklich übelst stinkenden Jauche haben würde. Der Geruch ließ ihm die Tränen in die Augen steigen, und er musste gleichzeitig zugeben, dass eine gewisse Verwandtschaft zu diesem süßlich-beißenden »Geruch des Todes« bestand, den er erst seit wenigen Stunden kannte. Stefan kriegte sich allerdings überhaupt nicht mehr ein und Ben hoffte ganz stark, dass sie sich nicht einfach nur einen total gemeinen Scherz mit ihm erlaubten. Horst nickte jedoch zuversichtlich.

»Det müsste reichen!«

Ben nickte ihm zähneknirschend zu und zog die Jacke dann noch ein wenig durch den Sand, damit sie wenigstens nicht tropfte. Als er sie anschließend überstreifte wurde auch Stefan wieder etwas ernster, was Ben ein wenig beruhigte.

»S-siehste, jetzt kann man dich von w-weitem kommen riechen!«, versuchte Stefan sich an einem kleinen Wortspiel. Ben fand diese Aussage allerdings eher irritierend.

»Dann nehmen die mich ja noch früher wahr«, protestierte er. Aber Horst klärte das Ganze auf: »Je früher, desto besser. Dann kommen sie nämlich erst gar nicht so nah ran, dass sie dein süßes Blut riechen!«

»Verstehe«, nickte Ben. Er klatschte in die Hände und schaute die beiden Männer erwartungsvoll an.

»Ick kann dir jetzt nur noch Glück wünschen«, stellte Horst fest.

»U-und ich b-bring dich noch zum Tunnel«, sagte Stefan.

Schweigend schritten Ben und Stefan die Gleise ab. Eigentlich war es Ben ganz recht, dass er nicht weiter zugequatscht wurde, doch immerhin kannte er Stefan mittlerweile schon gut genug um zu wissen, dass dies kein normales Verhalten für ihn war. Sollte er seine Schweigsamkeit deswegen als schlechtes Omen werten? War es eine pietätvolle Stille, weil er wusste, dass Ben sowieso keine Chance hatte? Oder hatte er ihn schon so ins Herz geschlossen, dass er traurig wegen der unmittelbar bevorstehenden Trennung war? In beiden Fällen wäre es nicht verkehrt, über die Zukunft zu sprechen.

»Hast du vom Mariendorfer Damm 135 gehört?«, fragte er Stefan unvermittelt. Der zuckte ein wenig mit dem Kopf, bevor er eine Antwort herausbekam: »H-Hab die P-Plakate gesehen. Aber H-Heinz sagt, keinem trauen!«

»Läuft ja auch eigentlich alles gut bei euch. Never change a running system.«

Stefan schaute ihn mit großen Augen an. »D-das war Englisch.« Ben überlegte kurz, wie man diese Weisheit am besten übersetzen konnte.

»Man soll nicht reparieren, was nicht kaputt ist«, sagte er dann.

»G-guter Spruch«, sagte Stefan, »das hätte mal jemand meinen E-Eltern sagen müssen.« Er schaute

sich kurz um und zeigte dann auf eine Baumreihe am Rand der Gleise. »Wir m-müssen jetzt da rüber!«

»Wieso das denn?«, fragte Ben überrascht. Vor ihnen lag mindestens noch ein Kilometer Gleis, bis der Tunnelleingang kommen würde.

»D-du musst zur S-Bahn«, erklärte Stefan und zeigte erneut in die Dunkelheit links von ihnen.

»Aber der andere Tunnel ist doch sicherer«, protestierte Ben, »das sind nur halb so viele Stationen!«

»G-gab aber ein F-F-Feuer da«, stotterte Stefan. Ben überkam der Gedanke, dass er irgendwas im Schilde führen könnte. »BÄM!« schrie Stefan, »Riesen F-F-Feuer... schwarzer Rauch, t-tagelang hat das ge-b-b-brannt.«

»Okay«, gab Ben zu, »das klingt nicht so gut. Wenn da drin ein Zug entgleist ist...«

»Und erst der g-ganze Ruß! K-Kreberregend!«, sagte Stefan mit großen Augen, bevor er sich wendete und zwischen den Bäumen verschwand. Kopfschüttelnd folgte Ben ihm und fragte sich, ob man sich in der aktuellen Situation noch ernsthaft Gedanken über langfristige Gesundheitsschädigungen machen konnte.

Auf der anderen Seite der Baumreihe fiel ihm zur Linken ein Lichtschein ins Auge, er sah die letzte S-Bahn-Station vor dem Tunnel, die sie bereits passiert hatten.

»Y-Yorckstraße«, kommentierte Stefan seinen Blick. »W-wir sind f-fast da!« Ben schaute nach vorne, das Gleisbett fiel nun ab und in etwa 100 Metern Entfernung klaffte bereits die pechschwarze Tunnelöffnung. Stefan lief ein Stück vor, seine großen, galoppierenden Schritte erinnerten Ben an einen herumtollenden Hund. Etwa 30 Meter vor dem schwarzen Loch drehte er jedoch ab und blieb abrupt stehen. Nun zog er also den Schwanz ein. Er blieb wie an-

gewurzelt stehen und rieb sich aus Verlegenheit die Oberarme warm, bis Ben ihn erreicht hatte. Dann zeigte er an den rechten Rand des Gleisbettes.

»Pass auf da drin. Die S-Stromschienen! BbbZZzzzt!!!« Er gab pantomimisch eine Elektroktion wieder und hatte anscheinend Schwierigkeiten, damit wieder aufzuhören.

»Ich glaube, über die mache ich mir am wenigsten Sorgen...«, erklärte Ben. Stefan war überrascht.

»D-Das ist ja genau das Problem! Nie unterschätzen, die G-Gefahr!«

»Okay«, sagte Ben. Dann schob er ein »Und vielen Dank« hinterher.

»V-vielen Dank für Speis' und G-Gestank«, kicherte Stefan. Irgendwie war er ja wirklich schon ein kleiner Komiker, dachte Ben, auch wenn sein Stottern nicht gerade hilfreich für das Timing der Pointen war. Doch jetzt wurde Stefan ernst.

»Viel G-Glück«, wünschte er aufrichtig. Ben schaute ihn an, wusste aber nicht mehr so recht, was er noch sagen könnte. Der düstere Tunnel schien eine Kälte auszustrahlen, die ihn frösteln ließ. Stefan warf ebenfalls einen nervösen Blick in die Richtung, dann knallte er die Hacken zusammen und ließ die rechte Faust hochschnellen, wie zum kommunistischen Gruß. Und dann rannte er zurück Richtung Yorckstraße, ohne noch einmal zurückzublicken.

Ben seufzte, atmete tief durch und ging auf den schwarzen Schlund zu.

15.
DER TUNNEL

22:49 Uhr



Schon die ersten Schritte in den Tunnel wirkten auf Ben sehr desorientierend. Es war absolut finster, in vielleicht 20 Meter Entfernung brannte eine einsame Lampe, die die Dunkelheit aber eher noch dichter erscheinen ließ. Ben fummelte etwas umständlich seine Taschenlampe hervor, doch bevor er sie anschaltete, drehte er sich erst noch einmal um. Zu seiner Überraschung war er vielleicht gerade einmal fünf Meter in den Schacht gelaufen. Und wie hell die Nacht da draußen war, erstaunte ihn ebenfalls. Von Stefan war weit und breit nichts mehr zu sehen. Also knipste Ben die Lampe an und setzte seinen Weg fort. Die beiden Gleise, die komischerweise beengend schmal wirkten, wurden auf den ersten Metern nur von Säulen getrennt, doch es zeichnete sich bereits ab, dass diese in eine solide Trennwand übergingen. Ben entschied sich dafür, auf dem linken Gleis weiterzulaufen. Er wusste nicht genau, wieso, vielleicht war es ein Überbleibsel aus der Verkehrs-erziehung, denn einen entgegenkommenden Zug würde er früher wahrnehmen, als einen, der von hinten kam. Doch er war sich ziemlich sicher, dass hier sowieso nichts mehr fahren würde, und im Prinzip war es auch egal. Ihn störte viel mehr, dass er jetzt nur noch knappe zwei Meter Spielraum zu den Wänden hatte. Nicht gut, wenn in dieser pechschwarzen Dunkelheit irgendwo ein Kranker lag.

Seit die Mauer das eine Gleis von dem anderen trennte, war wenigstens der Abstand der Lampen deutlich dichter. Zu seiner Rechten hingen Neonröhren, deren Abstand maximal zehn Meter war. Eigentlich komisch, dass es trotzdem so dunkel war, dachte Ben. Da kam ihm ein Gedanke. Er blieb stehen und schaltete die Taschenlampe aus, dann wartete er einfach ein Weilchen. Und tatsächlich, nach einiger Zeit wurden immer mehr Details und Konturen sichtbar... ja, plötzlich wirkte es richtig hell. Die LED-Strahler

in seiner Taschenlampe waren einfach viel zu hell gewesen im Vergleich zu den funzeligen Neonröhren hier unten. Aber nachdem sich seine Augen an diese Lichtverhältnisse gewöhnt hatten, gab es eigentlich gar keine richtig tiefen Schatten mehr.

Etwas leichteren Mutes ging Ben weiter, es ging immer noch bergab. Schon bald kamen zu seiner Rechten lauter Einlässe von etwa einem Meter Breite und vielleicht vierzig Zentimetern Tiefe. Er hatte keine Ahnung, welchem Zweck sie dienten, aber in jeder von ihnen war eine Neonröhre angebracht, so dass die Ausleuchtung ihm nun schon fast flächig vorkam. Die gegenüberliegende Tunnelwand war nun komplett mit Graffiti bedeckt. Ein Schriftzug folgte dem nächsten, auch wenn die meisten nur weiß oder grau waren und nicht besonders ausgearbeitet wirkten. Vielleicht nutzten die Sprayer diesen Bereich zum Üben? Es war Ben jedenfalls noch nie aufgefallen, dass in den Tunneln alles vollgesprüht war, und auch wie viel Licht und wie viele Strukturen baulicher Natur, Rohre und Kabelbäume hier überall zu sehen waren, überraschte ihn. Aus den Zügen konnte man das alles wohl ebenfalls aus dem Grund nicht gut erkennen, dass diese innen viel heller beleuchtet waren als die Tunnel. Die Scheiben wirkten dadurch nach innen wie Spiegel und man hatte den Eindruck, die Tunnel wären überwiegend dunkel.

Ben lief weiter und bemerkte, dass die nicht einmal drei Meter hohe Decke über ihm plötzlich aufhörte. Er staunte, dass er nun acht bis zehn Meter Luft über sich hatte, das schien ihm ungewöhnlich für einen Tunnel. Über ihm war jetzt nur noch schwarz, obwohl die dichte Kette von Neonröhren weiter ging. Das Rätsel löste sich nach etwa hundert Metern, als er feststellte, dass von oben ein weiteres Schienenpaar eine Rampe herunter kam und schließ-

lich auf dem Niveau weiterlief, auf dem auch er unterwegs war. Das musste also die S1 sein, die sich ab der nächsten Station die Route teilte.

Dann würde er wohl bald den Anhalter Bahnhof erreichen, dachte Ben, aber er hatte doch noch ein gutes Stück zu laufen. Als die beiden Gleispaare nebeneinander ankamen, waren sie wieder nur durch Säulen getrennt. Wenig später kam er an eine weitere interessante bauliche Konstellation, denn der Raum verbreiterte sich noch einmal deutlich und bot nun noch Platz für zwei Abstellgleise zwischen den vorhandenen vier Spuren. Das wirkte schon fast wie eine unterirdische Halle und Ben war für einen Moment wirklich beeindruckt, was die Menschheit schon für interessante Konstruktionen zustande gebracht hatte.

Fast gleichzeitig durchzuckte ihn der Gedanke, dass diese brutale Krankheit vielleicht auch einen künstlichen Ursprung haben könnte. Sicher, es gab irgendwelche Parasiten und Pilze, die Wirtskörper wie Ameisen dazu bringen konnten, nur noch in ihrem Interesse zu handeln, was meistens das Ableben des Opfers zur Folge hatte. Aber was hier passierte hatte schon etwas perfide Böses. Ob die Natur im Stande war, so etwas hervorzubringen? Oder hatte man an irgendwelchen willenlosen Supersoldaten oder Ähnlichem geforscht? Egal was die Hintergründe waren, Ben würde in naher Zukunft keine Antwort darauf bekommen. Selbst wenn das Militär die Situation bald wieder im Griff hätte, würden solche Informationen garantiert zurückgehalten.

Trotzdem war es nicht verkehrt, dass Ben seine Gedanken wieder auf die Krankheit und damit die lauernde Gefahr fokussierte. Denn er lief nun doch ziemlich im Dunkeln; die Neonröhren waren jetzt über den Abstellgleisen konzentriert – links und rechts davon herrschte Finsternis. Und durch ihre

Helligkeit schafften diese Leuchtmittel wirklich pechschwarze Schatten. Ben wechselte deswegen auf die mittleren Gleise. Immerhin hatte er hier bestimmt zehn Meter Platz zu den Seiten, so dass Raum zum Ausweichen – oder im Notfall Kämpfen – vorhanden war. Sicherheitshalber konzentrierte er sich trotzdem darauf, so lautlos wie möglich zu gehen. Gut, dass hier im Tunnel keine Steine mehr im Gleisbett lagen. Die Schienen liefen jetzt wieder bergauf und in der Ferne sah Ben einen hellen Lichtschein: Den Anhalter Bahnhof.

Endlich eine Station zu erreichen, motivierte Ben und er ging ein wenig schneller. Die Bahn brauchte für diese Strecke ungefähr zwei Minuten, er war bestimmt eine Viertelstunde unterwegs gewesen. Als er fast den Bahnsteig erreicht hatte und endgültig ins flächendeckende Licht der Station trat, fiel ihm jedoch ein, dass es durchaus die Chance gab, hier unliebsame Bekanntschaften zu machen. Er hielt sich deswegen erst einmal an der gegenüberliegenden Seite der Stromschiene und lief leicht gebückt weiter. Als er den Bahnhof schließlich einsehen konnte, blieb er kurz stehen und schaute sich um – doch es war absolut niemand zu sehen. Merkwürdig. Ben kniff die Augen zusammen und stellte fest, dass vor der Treppe am gegenüberliegenden Ende des riesigen Raumes ein Gitter geschlossen worden war. Das bedeutete, die Situation war entweder nachts an einem Wochentag außer Kontrolle geraten, wo diese Linie zwischen eins und vier Uhr nicht verkehrte, oder pflichtbewusste Bahn-Arbeiter hatten den Bahnhof verriegelt, als alles den Bach runterging. Kurz dachte Ben, dass ein pflichtbewusster Bahn-Arbeiter fast ein Oxymoron war. Aber die Zeit für solche Gehässigkeiten war wohl inzwischen vorbei. In Ben reifte langsam der Gedanke, dass es niemand verdient hatte, was hier gerade passierte. Und er verstand immer

mehr, was Paula damit gemeint hatte, dass jetzt alle zusammen halten mussten.

Als sich Ben dem mächtigen Gitter näherte, kam ihm jedoch ein ganz anderer Gedanke: Wie sollte er an seinem Zielbahnhof Friedrichstraße nach draußen kommen, wenn alle Aufgänge verschlossen waren? Das war ungünstig, jedoch wusste er, dass der Tunnel sowieso zwei Stationen nach der Friedrichstraße, am Nordbahnhof, aufhörte. Dann musste er zwar eine andere Route nehmen und hatte vielleicht einen Kilometer mehr Strecke vor sich, aber bis dahin alleine im Tunnel zu sein, machte diesen Nachteil auf jeden Fall wieder wett.

Ben durchquerte also den Bahnhofsbereich und wurde auf der anderen Seite wieder von der relativen Dunkelheit des Tunnels verschluckt. Seine Augen brauchten wieder einen Moment, um sich an die schwache Beleuchtung zu gewöhnen, aber dann kam es ihm so vor, als sei dieser Streckenabschnitt noch einmal deutlich heller als der vorige. Es ging ziemlich stark bergab und die Gleise wurden schon nach wenigen Metern voneinander getrennt – wieder war der Tunnel kaum breiter als ein Zug. Dafür hingen nun etwa alle fünf Meter Neonröhren an der Trennwand und in deren Licht konnte Ben so weit sehen, wie es der leicht gebogene Tunnel erlaubte.

Alles war gleichmäßig ausgeleuchtet und die einzige Gefahr durch einen Überraschungsangriff ging durch die vereinzelt Durchbrüche in der Wand zwischen den Gleisen aus. Viele Sorgen machte Ben sich allerdings nicht mehr, seit er gesehen hatte, dass der Anhalter Bahnhof komplett abgeriegelt gewesen war. In diesem Wissen überkam ihn sogar ein gewisses Abenteuergefühl – wann hatte man sonst schon einmal die Chance, durch eine S-Bahn-Tunnel zu laufen? Wenn man nicht gerade Zugführer war, bekam man von dieser Art der Unterwelt schließlich nicht

viel mit. Interessant fand er zum Beispiel eine knallblaue Neonleuchte, die ihm schon von weitem auffiel, weil sie ein paar Meter des Tunnels komplett bunt färbte. Dort angekommen sah er in der Außenwand des Tunnels einen Durchgang mit einem halb heruntergelassenen Rollgitter. Dahinter befand sich anscheinend eine Metalltreppe – besser gesagt, ein Mittelding aus einer Treppe und einer Leiter. Wahrscheinlich ein Notausgang, vermutete Ben. Und tatsächlich, nach einigen hundert Metern gab es wieder so eine blaue Lampe und dazu passend eine Fluchtmöglichkeit. Das wäre vielleicht auch noch eine Möglichkeit, den Tunnel an seinem Ziel zu verlassen – aber vielleicht brauchte man weiter oben einen Schlüssel oder Werkzeug, um hinauszukommen. Aber darüber konnte er sich Gedanken machen, wenn er erst einmal da war.

Es ging immer noch weiter hinab und der Tunnel verbreiterte sich. Nach einer Weile wich die Trennwand wieder einzelnen Säulen, was Ben etwas die unterschwellige Platzangst nahm, und bald darauf rückten die Wände noch einmal deutlich weiter auseinander, als ein weiteres Gleis hinzukam – vielleicht zum Rangieren. Ein einfallender Lichtschein kündigte an, dass Ben gleich den Bahnhof Potsdamer Platz erreichen würde. Wieder durchfuhr Ben ein Motivationsschub; er hatte streckenmäßig jetzt schon die Hälfte bis zur Friedrichstraße geschafft, es waren nur noch zwei Stationen!

Sein Stimmungshoch bekam allerdings sofort einen Dämpfer, als er aus dem Tunnel hinaus kam: Die beiden Bahnsteige des viergleisigen Bahnhofes waren voll mit Leuten!

Reflexartig ließ Ben sich in eine geduckte Position fallen, um nicht gesehen zu werden. Im ersten Moment hatte er noch die Hoffnung, dass es sich mög-

licherweise um gesunde Überlebende handeln könnte, die hier unten Zuflucht gefunden hatten – doch die Geräuschkulisse aus Stöhnen und Grunzen sprach eine deutliche Sprache. Ben verfluchte sich innerlich dafür, sich in dem Glauben, alleine zu sein, auf die mittleren beiden Gleise begeben zu haben. Er kauerte jetzt an der linken Wand der Plattform, so dass er vor Blicken von dieser Seite geschützt war, doch gegenüber hatte er die direkte Aussicht auf einen Infizierten, der unmittelbar vor einem Fahrkartenselbstautomaten stand und in langsamem Rhythmus immer wieder mit dem Kopf dagegen stieß.

Ben betrachtete hektisch den gegenüberliegenden Bahnsteig: dort drüben waren bestimmt noch zehn andere Personen, die allerdings alle weiter entfernt waren, bei einigen konnte er außerdem nicht einmal sagen, ob sie noch lebten. Es war also noch nicht zu spät, sich in den Tunnel zurückzuziehen und die Station auf einem der äußeren Gleise zu passieren. Links oder rechts, das war jetzt die Frage.

Nach dem ersten Eindruck war links mehr Betrieb gewesen, aber vielleicht sollte er sich noch einmal davon überzeugen. Also drehte Ben sich betont langsam um und nestelte dabei an der Axt herum – die wollte er griffbereit haben, falls ein Infizierter in der Nähe lauern sollte. Und als sich Bens Augen über die Bahnsteigkante hoben, sah es fast so aus: Die toten Augen einer Leiche starrten ihn an, wobei die obere Hälfte des Gesichtes komplett abgenagt war – das Weiß des Wangenknochens stand aus der blutverkrusteten Fleischmasse hervor. Das obere Auge hing halb aus seiner nur noch teilweise vorhandenen Höhle und schaute Ben dennoch vorwurfsvoll an. Sein Körper zuckte in einem unwillkürlichen Spasmus, und zu seinem Entsetzen rutschte ihm dabei die Axt aus der Hand. Wie in Zeitlupe segelte sie gen Boden, wobei Bens Hand ihr mit nur minimaler Ver-

zögerung hinterherauste, doch es war zu spät: Die Axt schlug genau mit der Klinge auf dem Gleis auf. Es ertönte ein hohes »Pling«, das noch nicht verklungen war, als Ben sich die Axt schon geschnappt hatte und sie atemlos an seine Brust drückte.

Mit Herzklopfen beobachtete er den Infizierten gegenüber, der auf einmal seine Bewegung stoppte und mit dem Kopf gegen den Automaten gelehnt verharrte. Ben hielt die Luft an.

Eine Sekunde.

Zwei.

Drei.

Doch nun drehte sich der Kranke mit einem tiefen Stöhnen in seine Richtung. Ben war nun genau in seinem Sichtfeld und erstarrte in seiner hockenden Position. Jetzt würde sich zeigen, was sein »Pennerdeo« wert war. Mit diesem einen Angreifer, der zudem sehr langsam und geschwächt wirkte, würde er zur Not locker fertig werden. Doch falls es dabei laut werden würde, hätte er gleich eine ganze Horde auf den Fersen, und es würde ihm wohl nur der Weg zurück in den Tunnel bleiben.

Der Infizierte kam langsam näher. Er trug die Überbleibsel einer Uniform, aber Ben konnte nicht einmal sagen, ob es ein Polizist oder ein Mitarbeiter der Berliner Verkehrsbetriebe gewesen war. Er trug keine Jacke, das hellblaue Hemd war zerrissen, der Gürtel fehlte und die Hose war weit offen. Langsam schlurfte er auf Ben zu, legte den Kopf schief, als würde er so besser sehen können. Er war nur noch wenige Meter entfernt, Ben war komplett angespannt und kampfbereit. Er hoffte nur, dass der Freak nicht aus seiner erhöhten Position auf ihn zuspringen würde, denn so einen Angriff würde er nur schwer parieren können.

Doch etwa einen Meter vor der Bahnsteigkante blieb der Mann stehen. Er starrte Ben unverhohlen

an und fror für einige Sekunden fast ein. Dann atmete er tief durch die Nase ein, es war fast wie ein Schnüffeln. Er legte den Kopf in den Nacken, schnüffelte weiter. Dann kehrte sein Blick zu Ben zurück. Völlig unvermittelt ließ der Mann sich dann mit voller Wucht auf die Knie fallen. Ben zuckte leicht zusammen, behielt sich aber einigermaßen unter Kontrolle. Der Mann ließ seinen Oberkörper nun auf die Seite kippen und lag dann einfach nur so da, wobei er Ben weiter anschaute. Dann schloss er die Augen. Ben wagte es nicht, sich zu bewegen. War der Typ jetzt tot? Oder schlief er? So ganz traute er dem Braten nicht. Für bestimmt fünf Minuten bewegte er sich keinen Zentimeter, bis seine Unterschenkel schließlich einen kommenden Krampf signalisierten. Langsam zog sich Ben in den Tunnel zurück, die Axt immer noch mit beiden Händen umklammert.

Zurück in der Dunkelheit machte sich Erleichterung breit – einerseits darüber, dass es nicht zum Kampf gekommen war, aber auch die Tatsache, dass er sich offensichtlich nicht umsonst mit Scheiße eingeschmiert hatte, fand Ben erhebend. Er lief zurück bis zur Gabelung und kehrte dann auf dem äußeren rechten Gleis auf den Bahnhof zurück, den er dann in kompletter Länge auf allen Vieren durchquerte. Er fühlte sich wie ein kleines Äffchen, aber diese Art der Fortbewegung fiel ihm deutlich leichter als das gebückte Schleichen. Kurz vor Ende des Bahnsteiges schaute Ben aufmerksam nach oben und stellte fest, dass der Ausgang geöffnet war. Also zumindest direkt an der Treppe war kein Tor oder ähnliches angebracht. Er hoffte, dass es an der Friedrichstraße ähnlich aussehen würde, andererseits würde das dann sehr wahrscheinlich auch die Anwesenheit von Infizierten bedeuten. Aber er konnte es nicht ändern – er musste nur zusehen, dass er auf alle Eventualitäten vorbereitet war.

Wieder im Tunnel liefen die vier Gleise zunächst großräumig nebeneinander her, bis der rechte Schienenstrang wieder durch eine Mauer abgetrennt wurde. Ben entschied sich dafür, sich rechts zu halten, wo zwei der Gleise einfach weiter gen Norden liefen, nur durch einzelne Säulen getrennt. Das fühlte sich schön weitläufig, hell und sicher an. Es ging wieder stark bergauf und eine Biegung folgte der nächsten. Ständig dachte Ben, jederzeit das Licht der nächsten Station zu sehen, doch stattdessen folgte auf jede Linkskurve eine Rechtskurve und so weiter. Dieser monotone Trott passte ihm gar nicht, denn wie er inzwischen wusste, kam er dabei nur auf ungute, ablenkende Gedanken. Er zwang sich, sich auf seine Schritte zu konzentrieren. Da es bergauf ging, lehnte er sich ein wenig nach vorne, so dass er ebenfalls auf sein Gleichgewicht achten musste. Auf diese Art kam er schnell voran und blieb aufmerksam.

Doch plötzlich lag vor Ben ein stockfinsterer Tunnelabschnitt – er war irritiert und ein wenig beunruhigt. Also verlangsamte er seinen Schritt und legte den Fokus wieder auf eine möglichst geräuschlose Fortbewegung. Schritt für Schritt wurde es dunkler, doch mit leichter Verzögerung passten sich seine Augen daran an. Ein beißender Geruch drang an seine Nase, doch diesmal waren nicht tote Körper die Ursache, sondern Feuer. Es stank immer mehr nach verbranntem Gummi und Plastik, und Ben glaubte auch, eine Note von Grillfleisch zu erkennen – was ihn bei genauerer Überlegung erschauern ließ.

Schließlich erkannte Ben, dass dieses schwarze Loch nicht der Tunnel war, sondern der Bahnhof Brandenburger Tor! Bis vor einigen Jahren hatte er noch »Unter den Linden« geheißen, entsprechend der Straße, die auf das Brandenburger Tor zuführte. Doch den Touristen zuliebe wurde das Ganze etwas

vereinfacht. Nun war der Bahnhof aber ganz und gar nicht mehr attraktiv; alles war mit Ruß überzogen und das Feuer hatte offensichtlich auch die Lichtanlage zerstört. Dadurch, dass die Wände nun komplett schwarz waren, war wirklich überhaupt nichts zu sehen. Ben horchte einen Moment in die Dunkelheit, dann schaltete er zerknirscht die Taschenlampe an, um sich zu orientieren.

Zögerlich leuchtete er den Bahnsteig ab, der auf den ersten Blick verlassen wirkte – in der Ferne konnte er jedoch zwei Gestalten ausmachen, die mit den Gesichtern nach vorne an einer Wand lehnten. Irgendetwas schien die Erkrankten an Wänden zu faszinieren, aber Ben hatte keine Zeit, Verhaltensforschung zu betreiben, denn er hatte ein ganz anderes Problem: Am Ende des Bahnsteiges standen auf beiden Gleisen S-Bahn-Züge, die ebenfalls völlig verrußt waren. Was war hier passiert – hatte man absichtlich versucht, die Tunnel abzuriegeln? Einen anderen Grund für die symmetrische und für den Passagierbetrieb völlig unsinnige Positionierung konnte es eigentlich nicht geben. Im Endeffekt spielte das für Ben keine Rolle, denn er musste weiter, und in der Nähe von Infizierten würde er sich ganz bestimmt nicht durch die dünnen Spalte zwischen den Waggons und den Tunnelwänden quetschen.

Am besten würde er einfach aus dem Gleisbett klettern und den Bahnhof verlassen, denn von hier aus war der Weg zu Tanja im Vergleich zum Bahnhof Friedrichstraße nur unwesentlich weiter. Nun quälte Ben bloß noch die Frage, ob ein Tor oder Gitter seinen Plan zunichte machen würde. Denn wenn dem so wäre, sollte er wahrscheinlich einfach kehrt machen, ohne sich auf dem Bahnsteig zu zeigen. Er konnte die Treppe von seiner momentanen Position aus allerdings noch nicht komplett einsehen und lief

aufgeregt noch ein paar Meter nach vorne, ohne die Augen von dem Ausgang zu nehmen.

Und dann passierte es.

Bens Fuß blieb an etwas hängen, das da auf dem Boden lag – er fiel völlig überrascht nach vorne; hatte das Gefühl, die ganze Welt würde auf ihn zustürzen, allem voran die stählerne Bahnschiene – – –

Bens Reflexe setzen ein. Bevor er voll realisiert, was passiert ist, hat er die Hände nach vorne gerissen und kann den Fall in letzter Sekunde stark genug abbremsen, um sich nicht komplett den Schädel zu zertrümmern. Sein Oberkiefer schlägt nur unsanft auf den Handrücken auf, der die Schiene quasi als Puffer gepackt hat. Der Schmerz befeuert alle Synapsen in seinem Hirn, und diese wenden sich nun der Frage zu, wie es zu dem Fall kommen konnte – doch in diesem Moment beantwortet ein tiefes, kehliges Stöhnen hinter ihm bereits die Frage. Ben läuft ein kalter Schauer den Rücken hinunter, als er einen Luftzug an seinem Fußknöcheln spürt. Ohne groß nachzudenken stützt er sich auf die Hände und tritt so doll er kann nach hinten, wobei er einen weichen Körper trifft, den er wegschubst. Den Schwung nutzt er für eine schmerzhafteste Vorwärtsrolle im Gleisbett, bei der er sich gleichzeitig umdreht und sieht, wie eine dunkle Gestalt ungebremst auf ihren Rücken fällt. Ben japst nach Luft, als das Wesen mit dem rußgeschwärzten Gesicht vor Schmerz und Überraschung laut aufbrüllt.

Hektisch wirbelt Ben herum, der Schrei hat natürlich die beiden Gestalten am Ende des Bahnsteiges alarmiert, die ohne Umschweife auf ihn zu gerannt kommen. Während Bens Blick immer wieder zwischen den verschiedenen Gefahrenquellen wechselt, nimmt er aus dem Augenwinkel heraus wahr, dass auf dem Bahnsteig auch noch in andere dunkle

Ecken Bewegung kommt. Der pechschwarze Infizierte hat sich inzwischen aufgerichtet, die beiden anderen haben das Gleisbett fast erreicht. Ben überlegt fieberhaft, ob er auf den Bahnsteig klettern soll oder nicht. Den dunklen Kerl könnte er so sicher abschütteln, den anderen würde er aber in die Arme laufen. Er zieht die Axt. Hier unten hat er jedoch definitiv einen Standortnachteil: Die beiden oben würden sich einfach auf ihn herabstürzen. Ben legt schon die Axt auf die Bahnsteigkante und macht einen Ansatz, sich hochzuziehen – doch ihm wird klar, dass er es nicht schaffen wird, bevor die beiden an ihm dran sind. Sie bewegen sich zwar ungelent, aber für die hampelige Art ihrer Bewegungen kommen sie verdammt schnell vorwärts!

Im letzten Moment kommt Ben ein Gedanke: Diese Ungeschicktheit ist genau der Schlüssel zu seiner Verteidigung. Er schnappt sich die Axt wieder und macht einen Satz zurück. Dabei kommt er leider dem Schornsteinfeger näher, doch wie er es einen Sekundenbruchteil vorher vor seinem geistigen Auge gesehen hat, treten die beiden Angreifer an der Bahnsteigkante einfach völlig unkoordiniert ins Leere und fallen wie Lemminge auf die Schienen. Ben hat jedoch keine Zeit sich zu freuen, denn die viele Bewegung und der Lärm scheinen den rußigen Infizierten zu animieren, seine letzten Kraftreserven anzuzapfen.

Mit einem schrillen Kreischnen geht er auf Ben los, doch der holt mit beiden Händen an der Axt aus wie ein Hammerwerfer und erwischt den Widersacher in seiner Drehung an der Schulter. Wie ein Torero bringt er sich so hinter ihn. Während die beiden Gefallenen beim Versuch aufzustehen aufeinander herumzappeln, gerät der eine mit der Hand unter die Stromschiene. Beide Körper winden sich jetzt in Zuckungen, die Männer schreien, genau wie der dritte

Angreifer, der sich inzwischen umgedreht hat und Ben mit seinen stumpfen Augen taxiert. Doch Ben sieht eine Chance; statt von dem Geschrei beeindruckt zu sein, verpasst er dem Gegner einen kräftigen Tritt, so dass der rückwärts taumelt und auf die beiden anderen fällt. Die Elektrizität springt auf ihn über, für einen Moment steigern sich die Schreie in eine dreistimmige Kakophonie und ersterben dann im wahrsten Sinne des Wortes. Ben orientiert sich kurz und sieht, dass mehrere stark geschwächte Infizierte auf dem Bahnsteig angetaumelt kommen. Er zieht sich aus dem Gleisbett nach oben, zwingt sich wackelig auf die Knie und rennt auf die Treppe zu, die gottseidank frei zugänglich ist.

16.
UNTER DEN LINDEN

23:20 Uhr



Schon auf dem halben Weg nach oben schlug Ben die frische Luft entgegen und er konnte es kaum erwarten, diesen verdammten Tunnel endlich hinter sich zu lassen. Als er das Straßenniveau erreichte, war die Luft kühl und feucht, ein leichter Nebel machte sich breit. Ben blickte direkt auf das hell erleuchtete Brandenburger Tor. Die Quadriga, die Wagenlenkerin mit ihrem Vierergespann, verschwand schon leicht im Dunst. Es sah aus, als würde dieses Wahrzeichen der Stadt an die Wolkendecke stoßen. Vielleicht fuhr sie in den Himmel?

Als Bens Blick nach unten auf den vor ihm liegenden Pariser Platz wanderte, stellte er fest, dass offensichtlich immer noch eine Menge Touristen da waren – und wahrscheinlich für immer bleiben würden. Bens Magen krampfte sich zusammen, denn vor sich sah er Dutzende Infizierte, die ziellos herumschlurften. Nach dem Angriff im Gleisbett war sein Vertrauen in seine olfaktorische Tarnung etwas getrübt, doch er redete sich ein, dass sein Fehler nur gewesen war, buchstäblich in einen der Kranken hinein zu laufen.

Nachdem Ben sich vergewissert hatte, dass in seiner unmittelbaren Nähe niemand zu sehen war, ging er langsam los. Er rechnete sich aus, bessere Chancen zu haben, wenn er sich langsam bewegte. Vielleicht wäre es sogar das Beste, zu versuchen sich wie ein Infizierter zu bewegen, aber das schien ihm zu albern. Noch dazu waren ihre teilweise spastisch wirkenden Zuckungen auch nicht gleichförmig, jeder schien seinen eigenen Stil der Fortbewegung zu haben. Vielleicht war es wirklich so, dass etwas von ihrem Körper Besitz ergriffen hatte, und sie sich mit unterschiedlichem Erfolg noch gegen diese Fremdkontrolle aufbäumten. Ein gruselige Gedanke.

Wenigstens befand Ben sich nun auf einer wirklich breiten Straße: Unter den Linden war eine reprä-

sentative Allee, die in jede Richtung zwei Fahrspuren hatte, die von einem sehr breiten gepflasterten Streifen mit zwei Baumreihen getrennt wurden. Die kahlen Bäume behinderten die Sicht zum Glück nicht großartig und Ben konnte zuverlässig erkennen, dass er relativ freie Bahn hatte. Immer mal wieder saßen oder lagen Leute völlig willkürlich irgendwo herum, andere starrten Wände oder Baumstämme an. Obwohl er das Gefühl hatte, beobachtet zu werden, schien sich niemand so richtig für ihn zu interessieren.

Die Straßen hier waren aber auch erstaunlich frei im Gegensatz zum Süden der Stadt. Eigentlich war das aber auch kein Wunder; hier an der Straße wohnte schließlich kaum jemand. Die geparkten Fahrzeuge waren wahrscheinlich alle Dienst- oder Firmenwagen. Und Ben wollte es niemandem wünschen, die letzten Stunden seines Lebens auf der Arbeit verbracht zu haben.

Bei diesem Gedanken fühlte er sich plötzlich schrecklich allein – Er hatte unglaubliches Glück gehabt, diese Katastrophe nicht miterleben zu müssen, aber jetzt lief er durch diese gespenstischen Straßen und hatte keine Ahnung, was hier los gewesen war. Er fühlte sich einerseits wie ein Außenseiter, wie schutzlos hinter feindlichen Linien, aber gleichzeitig wie ein Verräter. Er hatte Tanja im Stich gelassen, er hatte alle im Stich gelassen. Aber er hatte noch eine Chance. Er konnte alles wieder gutmachen.

Ein langgezogenes Heulen hallte in der Ferne durch die Straßen, das brachte Bens Aufmerksamkeit wieder in die Gegenwart. Es kam sicherlich von weit weg, aber in dieser unheimlichen Stille reiste der Schall weit. Außerdem wurde der Nebel immer dichter, was Bens Anspannung noch erhöhte. Er hatte gerade die Friedrichstraße passiert und langsam

wechselte das Straßenbild von Ladenzeilen zu den altherwürdigen Bauten der Berliner Museumsinsel.

Die Baumreihen in der Straßenmitte verschwanden, gleichzeitig öffneten sich die Häuserzeilen. Ben schaute flüchtig zum wuchtigen Reiterstandbild Friedrichs des Großen hinauf, die Statue selbst verschwand auf ihrem riesigen Sockel schon fast komplett im Nebel. Rechts von ihm war der Bebelplatz, auf dem er undeutlich irgendwelche Gestalten taumeln sah. Er hielt sich sicherheitshalber links, nah am Hauptgebäude der technischen Universität. Der Vorhof des Gebäudes mit seinen Skulpturen und Metallgittern ließ ihn in dieser Atmosphäre unwillkürlich an das London von Jack the Ripper denken. Doch hier war nicht ein Killer unterwegs, sondern Tausende. Hunderttausende. Es war ein Alptraum.

Mitten auf dem Weg zum Haupteingang stand ein fülliger Mann in einem zerschissenen Anzug. Vielleicht ein ehemaliger Professor? Seine Muskeln schienen angespannt, er stand da wie eine Bulldogge. Er verfolgte Ben mit den Augen, nein sein ganzer Kopf drehte sich mit. Er knurrte, er nahm Witterung auf und kam ein paar Schritte auf Ben zu. Obwohl der eine Heidenangst hatte, versuchte er, ihn zu ignorieren und einfach weiterzugehen. Schließlich driftete das Knurren im Nebel fort. Ben lief als nächstes an der Neuen Wache vorbei, einem kleinen Steinbau, der für Ben aussah, wie die Miniatur eines griechischen Tempels. Wenn er es sich genauer überlegte, wirkte das Ding wie ein verdammtes Mausoleum. Ben war es leid, an den Tod zu denken, aber es würde ihm wahrlich kaum eine Wahl gelassen.

Als nächstes verengte sich die Straße wieder deutlich: das Zeughaus – das älteste Gebäude der Straße und ein historisches Museum – war direkt an die Fahrbahn gesetzt, und zu Bens Unbehagen waren dort überall Infizierte, fast wie am Brandenburger

Tor. Er hatte keine Ahnung, woran das lag, und er würde es auch nicht herausfinden können. So unauffällig wie möglich entfernte er sich in Richtung der anderen Straßenseite, doch dabei lief er förmlich in eine Wand aus Nebel. Er hatte fast die kleine Brücke erreicht, die über einen Seitenarm der Spree führte und am Wasser schien sich die kondensierte Luft zu sammeln. Die dichten Schwaden wirkten desorientierend; Ben versuchte, in der Mitte der Brücke zu bleiben und konnte die Gebäude kaum noch sehen. Stöhnen und Jaulen drang wie in Watte gepackt an sein Ohr, doch es war fast unmöglich, diese Geräusche zu orten. Dann spürte Ben etwas Feuchtes in seinem Gesicht.

Zuerst dachte er an Speichel oder Blut der Infizierten, doch sein erster Schreck legte sich gleich, als weitere Tropfen dazu kamen und er realisierte, dass es nur angefangen hatte, zu regnen. Seine Erleichterung nahm sogar noch zu, als ihm einfiel, dass der Regen diese Nebelschwaden sicherlich zurückdrängen würde. Als er die Brücke hinter sich ließ, wurde die Sicht tatsächlich schon besser. Er konnte vage den Berliner Dom erkennen, auf den er nun zulief. Links von ihm war der sogenannte Lustgarten vor dem Alten Museum, eigentlich nur ein lahme Grünfläche mit angelegten Wegen im französischen Stil. Ben musste zwischen den beiden Gebäuden hindurch, um die Bode-Brücke zu erreichen, und dann war er fast da.

Doch statt Freude darüber flammte in ihm der Beginn einer Panik auf. Wie groß war die Chance, dass sie noch lebte? Und selbst wenn; wie groß war die Chance, dass sie überhaupt noch zuhause war? Was, wenn sie sich mit anderen Überlebenden zusammengetan hatte? Oder zu ihren Eltern oder sonst wohin geflohen war? Bis jetzt hatte Ben diese Fragen verdrängt, aber mit dem Ziel so kurz vor Augen

stürmten sie derart auf ihn ein, dass ihm fast schwindelig davon wurde.

Die surreale Umgebung, die sich der morbiden Situation angepasst zu haben schien, half dabei auch nicht. Der Nieselregen drückte den Nebel nieder, so dass er sich in Bodennähe konzentrierte und an die Spezialeffekte aus einem Horrorfilm erinnerte. Und aus dieser dichten Nebelsuppe ragte der massige Berliner Dom hervor. Bens Augen wanderten nach oben, höher und höher, und der Anblick zog ihm fast den Boden unter den Füßen weg. Grün oxidierte Skulpturen thronten über ihm, Abbilder von Toten, deren Körper schon seit ewigen Zeiten verrottet sein mussten. Säulen, Kreuze. Asche zu Asche, Staub zu Staub.

Ben schwitzte; er ging schnell, viel zu schnell um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Links und rechts zeichneten sich aus den Schatten von Museum und Dom Silhouetten ab, die sich der Straße nähern. Ben schaute nervös hin und her, er musste sich konzentrieren. Immerhin wurde der Regen jetzt stärker und das kühle Nass half ihm, seine Gedanken beiseite zu schieben. Der Regen ... eine Reinigung ... dann fiel bei Ben der Groschen. Der Dreck wurde von seiner Jacke gewaschen! Er präsentierte sich gerade auf dem Silbertablett, von überall her kamen sie auf ihn zu. Sein Puls hämmerte im Schädel, am Hals, selbst in den Handgelenken spürte er ihn.

Er verlangsamte seinen Schritt, sah sich hektisch um. Die schattenhaften Figuren kamen näher, aus allen Richtungen zog sich die Schlinge zu. Aber hatten sie ihn wirklich schon erkannt? Sie waren alle so langsam, bewegten sich so träge. Die Lücke vor ihm schloss sich immer weiter. Vielleicht waren sie aber auch ausgelaugt, halb verhungert, oder die Krankheit setzte ihnen im weiteren Verlauf stärker zu.

Er musste es wagen und einen Sprint starten. Doch was war, wenn sie wieder mit dem Schreien anfangen? Wenn ihm andere den Weg abschnitten? Gab es aber eine Alternative? Einen Kampf gegen so viele Infizierte konnte er nicht gewinnen, ganz abgesehen von der Gefahr, infiziert zu werden, wenn Blut und Speichel spritzten. Hatte er also eine andere Wahl als zu rennen?

Wieder ließ dieser Gedanke alle Warnlampen bei ihm aufflackern. Seine Kondition war beschissen, das hatte er heute Nacht oft genug unter Beweis gestellt, und je mehr Angst er hatte, desto schlechter konnte er atmen. Die Optionen rasten durch seinen Kopf, doch er kam einfach zu keinem Schluss.

Fight, Flee or Freeze hieß es auf Englisch; bei Konfrontationen konnte man kämpfen, abhauen oder einfach in Schockstarre verfallen. Er brauchte eine Entscheidung, sonst würde es auf die Handlungsunfähigkeit hinauslaufen, und das wäre mit Sicherheit ein Todesurteil.

Ben nestelte an der Axt herum, den Zeitpunkt zum Wegrennen hatte er definitiv schon verpasst, es sei denn, er wolle den Slalom des Todes laufen. Als er an seinen Gürtel griff, weil die Axt irgendwie festhing, streifte sein Blick ein Auto, das wenige Meter entfernt ordentlich geparkt vor dem Dom stand. Natürlich würde es als Fluchtfahrzeug nichts taugen, da er kein Auto kurzschließen konnte – doch im Inneren sah er eine rote Lampe blinken: eine scharfe Alarmanlage! Ben bekam die Axt endlich frei und stürzte auf das Auto zu. Er lief auf den Bürgersteig und schlug mit voller Wucht das Beifahrer-Fenster ein. Sofort begann ein ohrenbetäubendes, elektronisches Jaulen. Ben sprang zurück und drückte sich in die Schatten des Doms. Während er sich seitwärts an der Wand entlang schob, konnte er beobachten, wie die Infizierten zunächst auch von dem Geräusch aufge-

schreckt und irgendwie elektrisiert wurden. Ihre Bewegungen wurden noch zackiger, hektischer, und sie kamen schneller näher.

Jetzt hatte Ben die Ecke des Berliner Doms erreicht und entfernte sich zügig rückwärts laufend über eine baumbewachsene Wiese von dem lärmenden Fahrzeug, das die ersten Infizierten schon fast erreicht hatten. Nervös schaute Ben sich um, doch tatsächlich schien alle Aufmerksamkeit nun auf dem Auto zu liegen, niemand nahm ihn war. Also drehte er sich um und trabte auf das Geländer des Spreekanaals zu. Ins Wasser zu springen wäre im allerhöchsten Notfall noch eine Option, obwohl er sich mit Kleidung in dem kalten Wasser auch keine großen Überlebenschancen ausrechnete. Trotzdem schien es ihm noch besser, als bei lebendigem Leib gefressen zu werden, oder sich in eines dieser Dinger zu verwandeln!

Aber Ben erreichte die Bode-Brücke ohne Probleme und als Bonus schien er durch das Ablenkungsmanöver völlig freie Fahrt zu haben! Für den Fall, dass das Auto der Dienstwagen eines Geistlichen gewesen sein sollte, sandte Ben einen kurzen Dank Richtung Himmel. Doch dann kehrten seine Gedanken auch schon zu Tanja zurück und sämtliche Vorsicht wurde ausgeschaltet – er rannte über die Brücke, rannte wie um sein Leben, obwohl weit und breit keine Bedrohung mehr zu sehen war. So erreichte er die Ecke zur nächsten Straße, und das war ihre Straße.

Dort wohnte Tanja!

17.
ANNA-LOISA-KARSCH-STRASSE

23:35 Uhr



Ben war inzwischen völlig egal, ob es strategisch klug war, zu rennen – er hatte sich kaum noch unter Kontrolle; selbst seine Bewegungen waren unkoordiniert und zappelig, er schaffte es kaum, vernünftig geradeaus zu laufen. Sein Blick glitt über das Eckhaus; »Theologische Fakultät« stand dort. Langsam wurden ihm diese Hinweise zu viel. Alles drehte sich nur noch um Kirche und Tod. Und dabei tat er doch sein bestes, um nicht ständig an sein drohendes Ableben zu denken. Sein Hirn wurde praktisch überflutet mit lärmenden, aber völlig nutzlosen Gedankenspielerien und Assoziationen, die doch alle immer wieder auf das gleiche Ziel hinaus liefen.

Zum Beispiel diese Straße, in der er mit Tanja viel Zeit verbracht hatte. Jahrelang war hier gebaut worden, immer. Kaum war eine Baustelle fertig, wurde gleich die nächste aufgemacht, oder am besten gleich zwei auf einmal. Auf dem Höhepunkt sah das gesamte Spreeufer inklusive der alten Nationalgalerie gegenüber aus wie eingepackt. Bauzäune überall, Christo und Jeanne-Claude hätten neidisch sein können. Jetzt sah hier alles fertig aus, anscheinend war wirklich der letzte Handschlag getan worden, es war alles repariert und modernisiert, was man reparieren und modernisieren konnte. Und jetzt das. Alles für nichts.

Damit war Ben wieder am Ende seiner Gedankenkette angekommen und fluchte innerlich. Es würde alles gut werden, sagte er sich, gleich würde er bei Tanja sein, sie würden sich vertragen, und dann müssten sie nur noch einen Plan machen, wie sie aus dieser verdammten Stadt fliehen konnten.

Auf den letzten Metern vor dem hell gestrichenen Altbau zog Ben bereits ungelenkt einen prallen Schlüsselbund aus der Hosentasche und suchte nach dem Hausschlüssel. Als er die schwere Doppeltür erreicht hatte, registrierte er erst, dass die großen

Glasscheiben keinen Blick mehr ins Innere zuließen. Auf der anderen Seite waren Bretter oder Kartons gestapelt, oder ... Ben fuhrwerkte mit dem Schlüssel herum. Es war zweimal abgeschlossen, kein Problem, aber die Tür ließ sich nicht öffnen. Was zur Hölle sollte das? Er war innerlich so am Rasen, dass er keinen einzigen klaren Gedanken fassen konnte.

Die Tür öffnete sich nur ein paar Zentimeter, auf der anderen Seite versperrten Möbel den Weg. Logisch, die Einwohner hatten die Tür verbarrikiert. Ben schob wie ein Berserker, kam aber bestenfalls einige Millimeter voran. Schließlich benutzte er die Axt als Hebel, um wenigstens einige Zentimeter Luft zu bekommen. Jetzt konnte er die Hände hindurchstecken und fing an zu schieben; da war eine Art Kommode oder etwas ähnliches, die endlich krachend nach hinten fiel und alles, was auf ihr gestapelt war, mit sich riss. Jetzt ging die Tür einen knappen halben Meter auf – genug, um hineinzugehen und über das Gerümpel zu steigen.

Anschließend rannte er die Treppe hinauf, wobei er mehrmals stolperte. Im Zweiten Stock angekommen hämmerte er wie ein Geisteskranker an die Tür.

»Tanja! Ich bin's, Ben!«, schrie er, wobei ihm jetzt erst auffiel, wie ausgetrocknet sein Mund war.

»Mach auf!«, brüllte er heiser, aber nichts passierte.

»Tanja«, schrie er noch einmal, bevor er sich gegen die Tür warf und mit der Faust so fest darauf schlug, dass er das Holz splintern hörte. Er horchte eine Sekunde in die Stille, aber da war einfach gar nichts.

»Tanja! Ich komm' jetzt rein!« schrie er. Dann ging er wieder seinen Schlüsselbund durch, wobei seine Hände so stark zitterten, dass es ihm erst einmal aus der Hand fiel.

Ben hob den Bund wieder auf, fand den Schlüssel und bekam ihn mit etwas Mühe in das Schloss. Nach

zwei Umdrehungen schob sich der Riegel mit einem satten Klacken zurück. Ben japste nach Luft, er hatte die Tür direkt aufstoßen wollen, erlitt jedoch vor Aufregung einen Kreislaufeinbruch. Er sah schwarze Flecken, alles drehte sich. Doch er hielt sich mit beiden Händen am Schlüssel fest, fing sich wieder, atmet tief durch, öffnete dann gefasst die Tür und ging langsam in die Wohnung.

Im Flur schaltete Ben das Licht an. Alles schien wie immer. Er ging langsam weiter, wobei ihm das Herz bis zum Hals schlug. Der schmale Gang führte an einem großen Wohnzimmer vorbei, das in kompletter Dunkelheit lag. Die Vorhänge waren zugezogen, Mondlicht fiel nur spärlich durch die Ritzen. So gut es ging schaute Ben sich um. Niemand war zu sehen, also folgte er weiter dem erleuchteten Flur.

Obwohl seine Gedanken sich gerade in einer Art Limbo befanden, in freischwebendem Nichts, hatte er kurz das Gefühl einer Präsenz. Als wäre da jemand. Aber das musste Tanja sein, wahrscheinlich konnte er sie schon spüren. Er bog um die Ecke und blieb wie angewurzelt vor einer geschlossenen Zimmertür stehen. In deren Mitte prangte ein Schild aus Fimo, das Tanjas kleine Nichte für sie gebastelt hatte. Die bunten Knetwürste formten den Namen »TANJA«. Ein furchtbar hässliches Ding, das er früher oft hatte wegwerfen wollen, doch für diesen Moment stellte es einfach die Essenz all seiner Wünsche und Träume dar.

Auf einmal spürte er die Liebe eines kleinen Mädchens für ihre Tante, die in diese Bastelarbeit geflossen war, und er stürzte in ein Meer aus Emotionen, die er in verschiedensten Situationen mit Tanja einfach nicht hatte wahrnehmen wollen. Für einen kurzen Moment war Ben vollkommen desorientiert, abgedriftet in eine Welt aus Erinnerungen, doch plötz-

lich lässt ihn eine Beobachtung brutal in die Gegenwart zurückschnellen – – –

Bens Pupillen weiten sich und fahren in weit aufgerissenen Augen die Kontur der Tür nach. Der Türspalt ist ringsum komplett mit silbernem Panzerband abgeklebt.

Bens Herz lässt einen Schlag aus und rutscht ihm in die Magengegend, ihm schwant Fürchterliches. In seinem Inneren weiß er sofort, was das zu bedeuten hat, aber sein Hirn schaltet auf Durchzug. Wie ein Wahnsinniger reißt er an dem Klebeband, Streifen um Streifen fliegt durch die Luft. Immer wieder rüttelt er an der Tür, die sich aber noch nicht öffnen lässt, so dass er seinen frenetischen Kampf gegen das Isolierband fortsetzen muss. Endlich schafft er es, die Tür aufzureißen, doch durch die Wucht des plötzlichen Nachgebens kommt er ins Wanken. Und in dem Moment, in dem er das Gleichgewicht wiedererlangt, überkommt ihn bereits eine Welle bestialischen Gestanks – Er bedeckt instinktiv seine Nase und muss einen Würgereiz unterdrücken. Und in diesem Moment kann er nicht mehr verleugnen, was das alles zu bedeuten hat.

Er fängt sich und eine merkwürdige Gefasstheit überkommt ihn. Er betritt das Zimmer mit mechanisch wirkenden Schritten und schaltet das Licht an. Wie unter Zwang zieht es ihn zu dem großen Bett, das in der Raummitte steht. Die Bettdecke ist bis über das Kopfkissen hochgezogen, und es sieht aus, als würde jemand darunter liegen. Doch das ist noch nicht alles. Die dicke Decke war einmal weiß, doch in der Mitte ist sie fleckig, eingefallen, vollgesogen. Ben verzieht das Gesicht, er ist der Ohnmacht nahe – einerseits fühlt er sich, als würden alle seine Muskeln ihm den Dienst versagen, doch andererseits tun sie automatisch das, was er bewusst gar nicht mehr wagen würde:

Er streckt den Arm aus, um die Decke zu lüften. Vorsichtig zieht er sie zurück... und sein Herz bleibt stehen: Dort liegt Tanja, seine Freundin, die Mutter seines ungeborenen Kindes. Und sie ist tot, daran besteht kein Zweifel. Es hat bereits ein deutlicher Verwesungsprozess eingesetzt, sie sieht schlimm aus. Ekelhaft. Nur ein Sack aus Fleisch, Knochen und Wasser, ausgelaufen, verschimmelt, klebrig, braun und verwest. Bens Welt fällt in sich zusammen, kippt ins Leere, und sein Körper sackt wie vom Blitz getroffen auf die Knie. Die Zeit bleibt stehen.

»Tanja«, flüstert er kaum hörbar.

Wasser sammelt sich in seinen Augen, während tausend Gedanken durch seinen Kopf rasen und einen regelrechten Kurzschluss erzeugen. Wie ein Autist schwankt Ben in seiner knienden Position vor und zurück, er kann seine Augen dabei nicht von Tanjas entstelltem Gesicht lassen. Wie ein Mantra wiederholt er immer wieder ein Wort: Nein.

»Neinneinneinneinneinneinneinnein«, wimmert er. Sein Gehirn versagt komplett seinen Dienst, nachdem die Gedanken sich in eine furchtbare Kakophonie hochgeschraubt haben, herrscht nun ab-rissartig völlige Leere. In seinen Ohren piept es, die Augen sind vor Tränen getrübt und weigern sich, weiter auf das verrottete Fleisch zu fokussieren. Und so bemerkt Ben nicht, wie im Türrahmen schräg hinter ihm eine Silhouette erscheint. Groß, breit, dunkel.

Schließlich wischt sich Ben die Tränen aus dem Gesicht und will aufstehen, als er plötzlich von hinten gepackt wird. Instinktiv lässt Ben sich wieder fallen und entkommt dadurch dem Griff des Angreifers, der durch das unerwartete Manöver ins Schwanken gerät. Ben landet auf dem Rücken und drückt sich mit den Beinen weg, dann springt er auf die Füße. Jetzt kann er den Angreifer in Augenschein nehmen: Es ist ein Mann, ungefähr in seinem Alter,

aber mit geschätzten Einsfüfundachtzig ein gutes Stück größer als Ben. Seine muskulöse Statur erinnert fast an einen Bodybuilder. Doch das wichtigste ist: Er ist nicht infiziert. Nach einer kurzen Schrecksekunde schreien sich die beiden gleichzeitig an:

»WER BIST DU?«

Pause.

Der fremde Mann muss immer wieder gequält in Richtung Tanja schauen, während Ben ihn mit hass-erfüllten Augen anstarrt. Schließlich schluckt er seine Aufgewühltheit herunter und sagt nüchtern:

»Ich bin Ralf. Was willst du hier?«

Er mustert Ben misstrauisch von oben bis unten, dabei fällt sein Blick auf den Schlüsselbund, das Ben immer noch kraftlos in seiner Hand hält.

»Ach, du bist Ben«, sagt er dann. Ben ist für einen kurzen Moment irritiert, doch dann bleibt ihm komplett die Luft weg, denn Ralf schiebt verächtlich zwei Worte hinterher:

»Der Ex-Freund.«

Ben schaut ihn mit großen Augen an. Mehr als ein verdattertes »Was?!?« bekommt er nicht über die Lippen.

Ralf zuckt mit den Schultern und sagt lakonisch: »Wegen dir hat sie sich doch umgebracht.«

Jetzt brennen bei Ben alle Sicherungen durch. Die bodenlose Trauer, die eben noch in jeder Faser seines Körpers steckte, entzündet sich in rasende Wut. Ohne Vorwarnung verpasst er dem verblüfften Ralf einen Faustschlag ins Gesicht und traktiert ihn gleich darauf mit einer ganzen Salve von Schlägen auf den Oberkörper.

Als Ralf die erste Überraschung überwunden hat, schlägt er mit Macht zurück. Bens Schläge scheinen ihn nicht zu beeindrucken, seine eigenen Schwinger sind langsam, aber wenn sie treffen, fliegt Ben durch das halbe Schlafzimmer. Wie ein Stehaufmännchen

ist er aber immer wieder sofort auf den Beinen und stürzt wie ihm Wahn auf Ralf zu. Der hält ihm wie ein Verkehrspolizist die offenen Handflächen entgegen.

»Ist gut jetzt!«, ruft er laut.

Aber Ben ist abseits jeder Vernunft, der einzige halbwegs klare Gedanke in ihm ist ein unbändiger Rachedurst. Tanjas Tod, all das Elend und die Gewalt, die er heute schon miterleben musste, projiziert er auf diesen massigen Rivalen vor sich. Ex-Freund? Was hatte er damit sagen wollen? Jeder Gedanke in diese Richtung lässt weitere Synapsen in seinem Kopf platzen und er schleudert seinen eigenen Körper wie eine Waffe mit noch mehr Kraft auf seinen Gegner zu.

Der wechselt jetzt seine Strategie und versucht, Ben mit einem Klammergriff zu zermürben. Doch Ben beißt ihn so fest er kann in den Arm, und kommt dadurch wieder frei. Ralf ist von diesem unsportlichen Verhalten gar nicht begeistert, wütend schreit er Ben an:

»Das Beißen kannst du den Freaks überlassen!«

Doch wieder nimmt Ben all seine Kraft zusammen und verpasst Ralf einen Faustschlag, der anscheinend diesmal richtig weh tut.

»MANN!«, schreit er Ben an, und irgendwo tief in Bens Bewusstsein glimmt der Gedanke auf, dass sein Gegner sich möglicherweise bis jetzt zurückgehalten hat. Und damit liegt er ganz richtig – Ralf ist inzwischen ebenfalls mächtig wütend und schmeißt Ben mit einem Judowurf durchs Zimmer. Er prallt gegen die Wand neben dem Bett und stolpert dann über den Topf einer großen, vertrockneten Pflanze. Im Fallen versucht er sich festzuhalten, erwischt aber nur das Laken vom Bett und zieht es mit sich zu Boden. Tanjas Leiche gerät dadurch ins Rutschen und rollt schließlich von der Matratze.

Ralf schlägt entsetzt die Hände vor dem Gesicht zusammen, als sie neben Ben auf dem Boden landet. Als Ben registriert, dass sich sein Gesicht direkt neben dem seiner toten Freundin befindet, die mit verdrehten Gelenken daliegt, macht er vor Schreck einen riesigen Satz von ihr weg, wobei er auf dem Hintern landet. Panisch stößt er sich mit einigen Fußritten weg und presst sich so weit er kann gegen die Wand. Ralf erkennt, dass er mehr oder weniger daran schuld ist, weil es schließlich sein Wurf war, der Ben in diese Richtung manövriert hat. Er kommt mit ausgestreckter Hand auf Ben zu, um ihm hochzuhelfen.

»Hey ... sorry!« sagt er, aber nachdem er Bens Aufmerksamkeit wieder von Tanja auf sich selbst gelenkt hat, springt Ben wie ein Besessener auf die Füße und hat auf einmal die Axt in der Hand.

»FICK DICH DU WICHSER!«, schreit er und sprintet auf Ralf zu, wobei er bereits mit seiner Waffe ausholt, doch Ralf pariert mit einem Seitwärtsschritt, so dass Ben durch die offene Tür in den Flur stolpert. Nun schlägt Ralf ihm die Axt aus der Hand, sie schlittert über den Boden des Flurs. Doch während Ralf noch zufrieden hinterher schaut, fängt er sich schon wieder einen Schwinger von Ben ein. Die beiden tauschen einige harte Faustschläge aus. Schließlich gelingt es Ralf, Ben am Arm zu packen und ihn gegen eine Wand zu schleudern.

Ben sinkt in die Hocke, doch als sich Ralf ihm nähert, stößt er sich mit den Beinen von der Wand ab und trifft Ralf mit dem vollen Gewicht seines ganzen Körpers. Der stürzt nach hinten und schlägt ungebremst mit dem Kopf auf den Boden – er ist benommen und bleibt für einen Moment zuckend liegen. Mit einem schnellen Satz holt Ben sich die Axt und kniet sich dann über Ralfs Oberkörper.

»ICH MACH' DICH FERTIG DU FICKER!«, schreit er ihm aus kürzester Distanz entgegen.

Ralf ist immer noch nicht ganz bei sich, doch er weiß, dass er in der Klemme steckt. Ben lastet mit seinem gesamten Gewicht auf ihm, durch den Aufprall kann er auch keine Kraftreserven mehr mobilisieren. Und Ben scheint wirklich von allen guten Geistern verlassen. Schützend hält sich Ralf die Hände vors Gesicht.

»Hör auf Mann, das willst du nicht wirklich!«, presst er hervor. Doch Ben ist im Bluttausch, sein ganzer Körper fühlt sich an, als würde er brennen, und er hat Ralfs Stirn im Fadenkreuz. Er lässt einen Urschrei los, der in dem engen Flur ohrenzerfetzend widerhallt, und dann lässt er die Axt niedersausen. Krachen und Splintern dringen an sein Ohr, er schlägt immer wieder zu, bis ihn seine Kräfte verlassen. Er lässt die Axt einfach stecken und rollt sich erschöpft von Ralfs Körper hinunter.

Ralf öffnet die Augen und schiebt sich dann einen halben Meter in die andere Richtung weg. Ungläubig starrt er den kleinen Krater an, den Ben in die Dielen gehackt hat und stellt sich vor, wie seine Stirn nun aussehen würde, wenn Ben nicht doch im letzten Moment wieder zur Besinnung gekommen wäre. Ralf setzt sich mühsam auf, Ben lehnt nur einen guten Meter entfernt an der Wand. Für einen Moment sitzen sich die beiden völlig fertig in dem schmalen Flur gegenüber und atmen schwer.

»Hey, Mann ... nix für ungut«, schnauft Ralf plötzlich. Ben hebt den Kopf und schaut ihn ziemlich fassungslos an.

»Ich glaube, ich muss dir 'n bisschen was erklären«, fährt der fort und greift an seine Gesäßtasche. »Zigarette?«, fragt er.

Ben schüttelt kraftlos den Kopf, während Ralf eine völlig verbeulte Packung Zigaretten hervorkramt. Er nimmt eine heraus, sie ist in der Mitte durchgebro-

chen. Ralf verzieht das Gesicht und reißt den lädierten Vorderteil der Zigarette ab.

»Vom Regen in die Traufe«, sagt er halblaut zu sich selbst. Ben setzt auch gerade dazu an, etwas zu sagen, aber dazu kommt es nicht mehr. Denn plötzlich fliegt mit einem Knall die Wohnungstür gegen die Wand und eine Horde von Infizierten strömt in den Flur! Ralf springt auf.

»Scheiße, hast du die Tür offen gelassen?«, ruft er. Er packt den geschockten Ben am Arm und zieht ihn ruckartig nach oben. Dann tritt er mit der Fußspitze gegen die Axt, die noch im Boden steckt. Sie prallt einmal gegen die Wand, woraufhin Ralf sie im Flug auffängt. Während er Ben hinter seinen Rücken schiebt, verpasst er der schnellsten Infizierten – einer drahtigen, jungen Frau im Trainingsanzug – mit einer blitzartigen Bewegung eine klaffende Wunde in der Stirn, worauf diese fast geräuschlos in sich zusammenfällt. Sodann drückt Ralf Ben die Axt in die Hand und taxierte die näher kommenden Angreifer.

»Ab durch die Mitte« ruft er und stürmt nach vorne. Er gibt dem zweiten Infizierten einen Tritt, so dass dieser rückwärts gegen den Dritten taumelt. Ben macht einen Satz nach vorne und verpasst beiden eine Handvoll Axthiebe im Hals- und Kopfbereich, während Ralf mit Tritten nachsetzt. Den nächsten Infizierten legt er mit einem Judogriff auf den Rücken, so dass Ben ihn mit einem schweren Hieb erledigen kann. Die letzte infizierte Frau drückt Ralf mit einem Tritt gegen die Wand, schiebt seinen Fuß gegen ihren Hals und setzt mit seinem gesamten Gewicht nach, wobei ihr mit einem lauten Krachen das Genick bricht. Jetzt ist die Bahn frei. Ralf schnappt sich im Vorbeigehen einen Rucksack von der Garderobe, bevor die beiden die Wohnung verlassen.

Im Treppenhaus hält Ralf kurz inne und hindert Ben mit ausgestrecktem Arm daran, ihn zu überho-

len. Laut polternd kommen weitere Infizierte mit spastischen Bewegungen die Treppe hoch.

»Die Barrikade stand da nicht zum Spaß«, zischt Ralf durch die Zähne, doch für eine Rechtfertigung bleibt Ben keine Zeit. Die ersten zwei Angreifer, vielleicht waren es einmal Touristen, die jetzt mit Schaum vor dem Mund nach Nahrung geifern, erwischt Ralf mit einem Dreh-Kick, so dass sie nach hinten stolpern und einige Nachzügler mit umreißen. Die Infizierten landen dadurch krachend auf dem nächsttieferen Treppenabsatz.

Um so schnell wie möglich nach unten zu kommen und die sich aufrappelnden Angreifer zu umgehen, greift Ralf von der Seite an die Treppenstufen, die nach oben führen, und schwingt sich mit einer eleganten Bewegung über das Treppengeländer, woraufhin er sich fallen lässt und katzenleich eine Treppe tiefer landet. Ben verfolgt die Aktion beeindruckt, doch ganz geheuer ist ihm das Ganze nicht. Er schwingt stattdessen einfach die Beine über das Geländer und stößt sich dann ab, doch dabei dosiert er seine Kraft vollkommen verkehrt. Im Fallen dreht er sich, will schreien, aber dazu ist gar keine Zeit. Er registriert nur noch, wie Ralf sich drei weiteren Angreifern stellt, dann schlägt er hart mit dem Kopf irgendwo auf.

* * *

Irritiert stand Ben vor dem Spiegel. Sein Skalp schmerzte, er versuchte, die Haare beiseite zu legen, um seine Verletzung sehen zu können. Da, Blut! Zum Glück war es nur ein kleiner Kratzer und nicht wie befürchtet eine Platzwunde. Seine Wange war ebenfalls ziemlich gerötet von der Backpfeife. Als Ben über seine geschundene Haut strich, krachte plötzlich sein Sparschwein in den Spiegel. Beide Ob-

jekte zersprangen in einen Haufen Scherben, kupferfarbene Münzen flogen überall herum. Damit war Bens Toleranz endgültig überspannt. Er wirbelte herum, wie erwartet kam Tanja auf ihn zu gerannt. Sie war nur noch wenige Meter entfernt und schrie ihn aus nächster Nähe an: »Erstick doch an deinem Scheißgeld!«

Ben hatte die Diskussion satt. Verhütung war schließlich ihre Sache, was konnte er dafür, dass sie ihren Körper nicht im Griff hatte? Sie brauchte anscheinend Klartext.

»MANN DAS IST MEIN LEBEN DU BLÖDE VOTZE!«, brüllte er so laut er konnte. Das zeigte Wirkung – für einen Moment starrte Tanja ihn einfach nur an. Dann fing sie sich wieder und verpasste Ben noch mehr Backpfeifen, abwechselnd links und rechts.

* * *

Ralf klatschte Ben immer wieder die Hand ins Gesicht, bis er endlich zu sich kam.

»Mann, wach auf! Wir müssen weiter!«, schnaufte er atemlos. Noch etwas benommen schaute Ben sich um, sein defokussierter Blick schweifte über einige leblose Körper, die in dem breiten Flur verteilt lagen. Anscheinend hatte er einen ziemlich harten Kampf verpasst.

Ralf verlor die Geduld; er packte Ben am Kragen und zog ihn hoch, dann zerrte er ihn in Richtung der völlig demolierten Barrikade. Noch mit weichen Knien stieg Ben über einige Möbel, dann standen sie auf der Straße. Dort orientierte Ralf sich mit schnellen Rundumblicken: Weitere Infizierte schlurften in der Nähe herum. Einer von ihnen hatte sie anscheinend gesehen, er blieb wie angewurzelt stehen und nahm Witterung auf.

»Scheiße! Wenn der die anderen alarmiert...«, zischte Ralf, aber Ben hatte eine Idee.

»Hier lang«, sagte er und lief nach links, zwei Häuser weiter die Straße hinunter. Dort war eine Hofeinfahrt mit einem mannshohen Metalltor, das oben nicht abschloss. Bis zur Decke war bestimmt ein halber Meter Luft. Ben machte einen Satz und zog sich auf das Tor, hatte aber nicht genug Schwung, um es zu überwinden. Stattdessen zappelte er herum, ruderte mit Armen und Beinen. Ralf machte einen schnellen Schulterblick, der Infizierte hatte Tempo aufgenommen und war nicht mehr weit entfernt. Sie hatten keine Zeit zu verlieren. Er packte Bens Fuß und schob ihn so über das Tor. Dann griff er selbst die obere Metallstrebe, stieß sich mit den Füßen an der Wand ab und landete leichtfüßig auf der anderen Seite. Ben, der wesentlich unsanfter gelandet war und sich gerade die schmerzenden Knochen rieb, starrte ihn an. Einerseits war er fasziniert, andererseits war Ralf schon ein ganz schöner Poser.

»Du machst irgendwas mit Kampfsport, oder?«, fragte Ben in einem bemüht beiläufigen Tonfall.

Dann zuckte er aber auch schon wieder erschrocken zusammen, denn der Infizierte rammte mit voller Geschwindigkeit gegen das Tor, das dadurch ordentlich schepperte. Er streckte seine Arme zwischen den Metallstreben durch und versuchte, krächzend und geifernd Ralf zu erreichen. Ein skurriler Anblick, gleichzeitig grausam-bedrohlich, aber auch irgendwie traurig unbeholfen, denn gegen das massive Tor hatten seine Bemühungen keinerlei Aussicht auf Erfolg. Er fing jedoch mürrisch an zu grunzen; nur eine Frage der Zeit, bis er in das typische Brüllen übergehen würde, und das wäre alles andere als gut. Ralf griff mit einer schnellen Handbewegung in seinen Rucksack und zog ein Butterfly-Messer hervor, das er mit einer flüssigen Bewegung aufklappte. Dann

stach er dem Infizierten in den Hals, so dass aus dem Krächzen ein leidendes Blubbern wurde, das schnell verstummte, als der Mann zusammen brach.

»So was in der Art, ja«, sagt Ralf und beantwortet damit die Frage. Mit der schwungvollen Bewegung eines Pistoleros klappt er dann das Messer zusammen und ließ es in seiner Hose verschwinden. Bens Blick driftet von dieser Darbietung auf die immer noch zuckende Leiche des Mannes. Irgendwie fühlt sich das alles nicht richtig an... was wäre, wenn demnächst ein Heilmittel gegen diesen Wahnsinn gefunden würde, so dass die Veränderungen in den Menschen reversibel wären? Dann wären sie wohl beide Mörder.

Ralf bemerkte den leichten Vorwurf in Bens Blick, deutete ihn aber nicht ganz richtig. »Sorry nochmal wegen vorhin. Ich hätte nicht so einen dramatischen Auftritt hinlegen sollen.«

»Schon in Ordnung«, antwortete Ben, »Das war übrigens meine erste Schlägerei.«

Ralf kniff ein wenig die Augen zusammen, hob die Augenbrauen wie ein Actionfilmheld und holte wieder seine Zigarettenpackung hervor. »Nicht schlecht. Zigarette?«

Ben schüttelte den Kopf, drehte sich weg und ging ein Stück in den Hof hinein, wobei er sich umsaß. Die Luft schien rein zu sein, niemand war zu sehen. Ralf kam ihm entspannt hinterher und macht sich seine verbeulte Kippe an. Ben beobachtete ihn einen Moment über die Schulter – dieser Kerl schien wirklich völlig unbeeindruckt.

»Du kommst ja echt super klar mit dem ganzen... Wahnsinn hier«, sagte Ben, immer noch etwas zittrig.

»Ach ja? Da wäre ich mir gar nicht so sicher«, antwortete Ralf mit einem Schulterzucken. »Das mit dem Kämpfen, das hab ich halt drauf. Habe schon als kleiner Junge damit angefangen.«

Ben nickte angedeutet und ließ sich erschöpft auf einen Betonsockel fallen. Ralf setzte sich neben ihn und sprach weiter.

»Beim Training habe ich mich immer zuhause gefühlt ... und später hat es mir Selbstvertrauen gegeben. Und innere Ruhe. Vielleicht ist es das. Anders würde ich das alles wahrscheinlich gar nicht aushalten.«

Ben starrte mit glasigem Blick geradeaus. Was Ralf sagte, ergab schon Sinn – man hörte ja oft davon, dass Kampfsport disziplinierend wirkte und bei den fernöstlichen Stilen auch noch Dinge wie Meditation dazugehörten. Aber für Ben war das alles nur graue Theorie, er konnte es überhaupt nicht nachfühlen. Er hatte sich nie mit solchen Dingen beschäftigt und war ziemlich entsetzt, dass sie tatsächlich auf einmal maßgeblich über Leben und Sterben entscheiden konnten. Was würde er jetzt darum geben, auch irgendwelche Entspannungstechniken zu kennen, mit denen er seinen Kopf von all den furchtbaren Gedanken leeren könnte. Es entstand eine lange Pause, die Ralf dazu nutzte, genüsslich seine Zigarette zu rauchen. Plötzlich räusperte sich Ben.

»Sorry, Mann«, sagte er.

Ralf wirkte irritiert. »Was?«, fragte er überrascht.

»Du wolltest dich doch bei mir entschuldigen. Dabei muss ich mich entschuldigen.« Er schluckte und sah Ralf dann fest in die Augen. »Ich habe die Barrikade kaputt gemacht, habe die Tür offen gelassen ... Aber selbst das sind alles Kleinigkeiten.«

Ben stockte und hielt unvermittelt inne, dann ließ er kraftlos den Kopf sinken. Ralf schaute ihn von der Seite an. Es schien so, als wüsste er genau, was er sagen wollte. Doch für einen Moment wirkte er einfach wie ausgeschaltet. Endlich atmete er tief durch und fuhr fort.

»Ohne mich ...« Er schluckte trocken. »Ohne mich würde sie vielleicht noch leben.«

Ralf wiegelte reflexartig ab. »Ist doch nicht deine Schuld, dass hier die Welt untergegangen ist«, sagte er. »Oder bist du Virologe, mit 'nem Hang zum Nekrophilen?«, fügte er mit einem schlecht gespielten Lächeln hinzu.

»Nee, schon klar«, sagte Ben, »aber wenn ich nicht abgehauen wäre ... Wenn ich für Tanja da gewesen wäre ...«

Er war den Tränen nahe, was Ralf sichtlich unangenehm war.

»Hey, ich hab das nicht so gemeint vorhin. Es ist praktisch die ganze Zivilisation zusammengebrochen... Da muss man auf einmal Sachen machen, die...«

Auch Ralf fand die passenden Worte nicht. Stattdessen überkamen ihn unliebsame Erinnerungen, die seinen Redefluss endgültig abwürgten. Still schüttelte er den Kopf.

»Woher kanntet ihr euch überhaupt?«, brach Ben das Schweigen.

»Ich habe auch in dem Haus gewohnt. Sie war mir schon öfter aufgefallen ...«

Die Geschichte, die sich hier andeutete, gefiel Ben ganz und gar nicht. Aber wie er schon selbst gesagt hatte: Was auch immer passiert war, es ließ sich im Endeffekt auf sein Verhalten zurückführen. Er musste jetzt damit leben; er musste sich das anhören.

Ralf fuhr fort: »Vor allem ist sie mir an dem Tag aufgefallen, wo sie total verheult am Briefkasten stand. Ich habe gefragt, ob alles okay ist. Aber sie wollte nicht drüber reden.« Sein Blick schweifte in die Ferne. »Tja, und ne Woche später ging es dann los... mit der komischen Seuche.«

Ben nickte, während Ralf überrascht bemerkte, wie viel Asche sich schon am Ende seiner Zigarette

gesammelt hatte. Er schnipste sie zu Boden und nahm einen kurzen Zug.

»Viele aus dem Haus haben versucht abzuhaufen. Aber ich dachte, das wird schon wieder«, erzählte er weiter. »Ich dachte, die schicken im Notfall die Bundeswehr oder so, und dann ist Sense. Aber da kam nicht viel. Also haben die paar Leute, die noch im Haus waren, versucht alles zu verbarrikadieren.« Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Ich wollte, dass sie sich sicher fühlt.«

Ben konnte seine Gefühle nicht unter Kontrolle bringen »Dann habt ihr zusammen einen getrunken, sie hat dir vorgejammert, was ich für ein Arsch bin, und dann ging's ab in die Kiste«, leierte er in einem ironischen Singsang herunter, was nun wiederum Ralf sauer aufstieß.

»Ey, wie redest du denn?«, sagte er scharf. »Bisschen mehr Respekt, sie ist immerhin tot!«

Ben ließ wieder den Kopf sinken. »Sorry. So war's halt ungefähr, als ich mit ihr zusammen gekommen bin.«

Er schaute hoch in den Himmel, suchte den tröstenden Anblick irgendwelcher Sterne, aber es waberten dort nur orange angestrahlte Wolken vor sich hin. »Mann, ich bin so ein Spast!«, sagte er schließlich. Jetzt konnte sich Ralf ein kleines Lachen nicht verkneifen.

»Nimm's mir nicht übel, aber ... das hat sie auch gesagt. Wenn auch ein bisschen politisch korrekter.«

Jetzt musste Ben auch schmunzeln, er wusste genau, was Ralf meinte. Für diskriminierende Wortwahl hatte es von Tanja immer einen Rüffel gegeben, sie war halt einfach ein viel besserer Mensch als er. Sie war so wunderbar. Und schon hatte Ben wieder einen Kloß im Hals. Er musste es einfach wissen.

»Und...«, setzte er an, »...sie hat sich wirklich umgebracht?«

Ralf zuckte ein wenig zusammen, er nahm einen langen Zug von der Zigarette und schloss kurz die Augen. Dann pustete er langsam den Rauch hinaus, bevor er antwortete.

»Du hast ihr echt viel bedeutet. Glaub' mir das mal«, sagte er als Einleitung. Ben schaute zu ihm rüber, sein Blick haftete an seinen Lippen. Um keinen Preis wollte er auch nur eines der folgenden Worte verpassen. Doch es kam nichts mehr. Langsam verstand Ben. Das war seine Antwort gewesen. Sie hatte sich wirklich wegen ihm umgebracht – aus Trauer, weil sie sich im Streit getrennt hatten, und sich nie wiedersehen würden. Zumindest war es das, was Ralf angedeutet hatte. Und Ben wollte es nur zu gerne glauben, auch wenn es ihn nicht von einer Mitschuld freisprach. Aber er war bereit, damit zu leben. Das war er Tanja schuldig.

»Ich bin froh, dass sie nicht alleine war«, sagte er. »Dass sich jemand ... um sie gekümmert hat«, schloss er, nicht ohne schwer an seinem Stolz zu schlucken.

Ralf nickte stumm und drückte den Zigarettensammel aus. Ben stand auf; er schaute rüber zu dem Tor. Dort schlurften immer noch einige Infizierte in Sichtweite herum. Sie mussten einen anderen Fluchtweg finden. Am Ende des Hofes führte eine Rampe hinunter, wahrscheinlich in eine Tiefgarage, die durch ein Rolltor verschlossen war. Ralf bemerkte Bens Blick und stand ebenfalls auf. »Könnte klappen«, sagte er.

Die beiden Männer gingen zu dem Tor. Während Ben noch überlegte, wie man jetzt vorzugehen hatte, hebelte Ralf das Metall mit Hilfe seines Messers nach oben, um seine Finger in den entstandenen Spalt schieben zu können. Ben griff ebenfalls zu, und unter Stöhnen, Ächzen und Aufbringung all ihrer Kräfte schafften sie es tatsächlich, das Rollo weit genug

hochzustemmen, um sich darunter durchquetschen zu können. Als sie es gerade geschafft hatten, gab der Motor ein fieses, leierndes Geräusch ab. Das Tor schloss sich wieder und die beiden standen in kompletter Dunkelheit. Nach einer kurzen Schrecksekunde hörten sie ein Rascheln aus der am weitesten entfernten Ecke.

»Scheiße, was ist das?«, flüsterte Ralf. Ben hörte, wie er das Messer wieder aufklappte.

»Warte mal 'ne Sekunde«, wand Ben ein. Er schaltete seine Taschenlampe an, doch kaum hatte er den Lichtkegel an die nächstgelegene Wand geschwenkt, bedeckte Ralf die Leuchte mit der Hand.

»Mann, so sehen die uns doch!«, zischte er.

»Und wir sehen die!«, fauchte Ben zurück. Inzwischen hatte er einen Lichtschalter gesichtet und drückte ihn, bevor Ralf protestieren konnte. Flackernd sprangen die Neonröhren an der Decke an. Noch bevor Ben überhaupt etwas richtig erkennen konnte, sprintete Ralf schon nach vorne – frei nach dem Motto »Angriff ist die beste Verteidigung«. Ben folgte ihm und versuchte, ihn einzuholen, doch da bremste Ralf auch schon wieder schroff ab und starrte auf den Boden. Als Ben einen Minibus passiert hatte, sah auch er die Überbleibsel eines erbitterten Kampfes. Zwischen einigen Autos, die Einschusslöcher und kaputte Scheiben hatten, lagen etwa 15 bis 20 Leichen. An der Rückwand der Garage gab es eine besonders dichte Ansammlung von Körpern. Von dort flüchteten ein paar Ratten vor den Eindringlingen.

Ben und Ralf gingen langsam auf die Toten zu. Einige von ihnen waren Soldaten, die zum Teil schwere Bisswunden aufwiesen. Ben schaute sich um, viele der anderen Leichen trugen normale Kleidung, es waren anscheinend Infizierte, die von den Soldaten niedergeschossen worden waren.

»Scheiße Mann... das gibt's doch nicht«, sagte Ben. »Vielleicht haben die hier drin Schutz gesucht ... So wie wir«, vermutete Ralf.

»Aber das waren Soldaten! Mit Maschinengewehren!« Ben war plötzlich wieder vollkommen aufgebracht.

»Gebissen worden sind sie trotzdem ...«, bemerkte Ralf lakonisch. Er verstand nicht ganz, was Ben so signifikant daran fand, denn schließlich war beinahe die gesamte Stadt Opfer dieser Katastrophe geworden. Warum nicht auch Soldaten?

»Das meine ich ja«, erklärte Ben, »Das sind die Typen, die uns retten sollen!«

Ralf nickte. »Das müssen wir dann wohl in die eigene Hand nehmen«, sagte er und fügte hinzu: »Lass' uns mal die Waffen checken!«

Ben schaute ihn fragend an.

»Ob die noch Munition haben! Dann nehmen wir sie mit!« Ralf beugte sich zu dem nächstgelegenen Soldaten herunter und hob das Sturmgewehr auf. Es war ein G36, das Standardgewehr der Bundeswehr. Ohne zu zögern nahm er mit einem geübten Handgriff das Magazin heraus.

»Leer«, stellte er etwas enttäuscht fest. Ben verstand die Idee dahinter und nahm das Gewehr, das ihm am nächsten lag. Er rüttelte an dem Magazin, bekam es aber nicht ab. Ralf blickte kurz fragend zu ihm hinüber und deutet auf eine Stelle an der Seite seines Gewehrs.

»Hier musst du drücken!«, erklärte er.

»Ah, okay«, kommentierte Ben, als er den Druckpunkt gefunden hatte und das Magazin entriegelte. Er schaute hinein und sagte Ralf, dass noch Patronen darin waren.

»Super, gib mal her!«, sagte Ralf und nahm Ben sowohl das Gewehr als auch das Magazin ab. Er zog am Ladebolzen und eine weitere Patrone flog aus

dem Lauf. »Noch eine«, sagte er zufrieden. Dann hob er das Ding vom Boden auf und steckte es in das Magazin. Ben überprüfte inzwischen das nächste – und gleichzeitig letzte – Gewehr und reichte Ralf das Magazin.

»Hier, die kannst du auch noch mit dazu packen.« Ralf schaute ihn fragend an, denn dann wäre die gesamte verbleibende Munition in einem Gewehr. Ben verstand seinen Blick und erklärte; »Ich kann damit sowieso nicht umgehen.«

»Nicht beim Bund gewesen?«, fragte Ralf, wobei er eine leichte Mischung aus Vorwurf und Bedauern in der Stimme hatte. Ben verzog das Gesicht.

»Ich habe mich ausmustern lassen ... Mein Vater kannte da so einen Arzt ...« Ralf nickte verschwörerisch, was Ben dazu veranlasste, noch hinterher zu schieben, dass er so schneller mit dem Studium habe anfangen können.

»Da hinten liegt noch einer«, rief Ralf anschließend. Da Ben sich näher an dem etwas entfernt liegenden Soldaten befand, ging er zu ihm. Es war ein älterer Mann mit weißen Haaren, der nur eine Pistole in der Hand hatte. Ben versuchte, sie ihm aus der Hand zu hebeln, was ihm äußerst unangenehm war.

Ralf trat an seine Seite und klopfte Ben auf die Schulter. »Lass mal, die ist leer«, erklärt er. »Deswegen ist der Schlitten hinten.«

Ben schaute ihn kurz konsterniert an, doch Ralf drehte sich bereits weg, um nach weiterem brauchbarem Material Ausschau zu halten. Ben wandte sich trotzdem wieder dem toten Soldaten zu.

»Der hat aber 'nen Rucksack«, stellt er fest.

Ben zog die Leiche aus der Ecke und drehte sie auf die Seite. Der dicke Rucksack erweckte dann doch Ralfs Interesse, und er kam wieder näher. In diesem Moment hatte Ben auch schon die Verschlüsse des Rucksackes geöffnet und ein Stapel einheitlich

bedruckter Zettel rutschte auf den Garagenboden. Ben ging in die Hocke, er griff sich einen der Flyer und las. Seine Gesichtszüge entgleisten.

»Verdammte Scheiße«, zischte er. Von dem Tonfall alarmiert beschleunigte Ralf seinen Schritt, als Ben ihn auch schon mit großen Augen anstarrte und fragte: »Der wievielte ist heute?«

Ralf warf einen Blick auf seine Digitaluhr. »Der Elfte«, sagte er. »Wieso, was zum Geier ist das?«

Ben ließ sich aus seiner Hockposition auf den Hintern fallen, sein Rücken schlug kraftlos gegen die Wand.

»Dann ist das morgen«, sagte er kraftlos. »Morgen wollen die die Stadt bombardieren!«

Ralf verzog das Gesicht, aus dem Gehen beugte er sich vornüber und schnappte sich einen der Handzettel. Er warf einen Blick darauf und blieb wie angewurzelt stehen. Eines der Worte sprang ihm sofort ins Auge.

»Sterilisation?«, las er ungläubig vor. Nickend übernahm Ben: »... unmittelbar wirksame Aufforderung zur Evakuierung ... ausweglose Krisensituation... endgültige militärische Intervention.«

Obwohl er es schwarz auf weiß vor sich sah, konnte Ben es kaum glauben. Und trotz der Gefahr für sein Leben, die aus diesen Zeilen hervorging, machte er sich über etwas ganz anderes Gedanken: Wie zynisch es ihm vorkam, dass dieses Schreiben in typischem Beamtendeutsch verfasst war. Das war an Herzlosigkeit nicht zu überbieten.

Ralf fand allerdings noch ganz andere Mängel: »Die wollen die ganze Stadt wegbomben?«, platze es aus ihm heraus. »Und schicken vorher nur vier Hansel mit Handzetteln los?«

»Das wird schon nicht das einzige Team gewesen sein ... bestimmt haben sie es auch über Fernsehen, Radio und Internet verbreitet ...« Während er diese

Worte sagte, jagten seine Pupillen immer noch ruhelos von links nach rechts über den Zettel, wieder und wieder las er diese Worte, die er einfach nicht wahrhaben wollte.

»Fernsehen... Internet?«, quatschte Ralf ihm fassungslos nach, und auch Ben stutzte. Keiner der Überlebenden hatte je diese weit verbreiteten Kommunikationswege erwähnt.

»Wieso, was ist damit?«, fragte Ben. »Alles tot, schon seit Wochen – da geht einfach gar nichts mehr!« Das kam Ben mehr als komisch vor.

»Aber das Wasser geht doch noch... Strom... und sogar Festnetztelefone!«

»Keine Ahnung«, meinte Ralf, »wahrscheinlich alles Automatismen. Aber wenn sich da keiner drum kümmert, wird das auch nicht ewig funktionieren ...«

Ben kam ins Grübeln. »Fernsehen und Internet werden doch aber komplett dezentral gesteuert«, sagte er, »Über Antenne müsste doch im Fernsehen irgendwas zu sehen sein ...?«

»Da lief auch ein paar Tage noch ganz normales Programm. Aber dann kam nichts mehr. Oder ich habe es nicht geguckt, keine Ahnung«, antwortete Ralf gereizt. Er schaute nun von dem Zettel auf und guckte Ben mit großen Augen an. »Mann, ich hab' so ein Glück, dass du ausgerechnet heute vorbeigeschaut hast!«

»Was?« fragte Ben irritiert.

»Morgen Mittag, Mann«, rief Ralf aus, »Zwölfter November um 12 Uhr mittags, das ist morgen Mittag!« Ben schaut ihn immer noch kraftlos an.

»Ich wäre Toast, Mann! Jetzt lass' uns weiterziehen, wir müssen aus der Stadt raus!«

Er packt sein Gewehr mit beiden Händen und drückte es an seinen Körper, jeden Muskel gespannt wie eine Raubkatze vor dem Sprung – doch Ben

lehnte immer noch schlaff an der Wand, die Augen fast mehr an die Decke gerichtet als auf Ralf.

In seinem Schädel rasten die Gedanken. War das jetzt wirklich Glück? Oder Schicksal? Wie konnte das sein, dass er ausgerechnet heute über diese Nachricht stolperte ... Warum war er genau an diesem Tag wieder in die Stadt gekommen? Er war doch wochenlang auf See gewesen, hatte die Tage ziehen lassen, viel gegessen und noch mehr geschlafen ... Die Sonne war auf- und unter gegangen, die Zeit war verwischt. Doch dann hatte er beschlossen, zurückzukommen ... Er glaubte absolut nicht an esoterisches Zeug. Aber war das vielleicht ein Zeichen? Er hatte in dieser Nacht viel Schuld auf sich geladen, und wenn er weiter zurückblickte, hatte er sich auch davor schon nicht mit Ruhm bekleckert. Er hatte sich mit Trivialitäten beschäftigt, hatte seine Luxusprobleme, und dann war diese Nacht gekommen. So viel Tod und Elend. Und jetzt wollten sie ganz Berlin bombardieren?

»Das ... das geht doch nicht ... die ganzen Leute...«, murmelte er.

»Was für Leute?«, fragte Ralf genervt. »Jetzt komm' schon!«

Mit einer schnellen Bewegung packte er Ben am Oberarm und zog ihn hoch. Dann zerrte er ihn in Richtung einer Tür an der Rückwand der Garage. Doch Ben riss sich los und stoppte, um den Rucksack mitzunehmen.

»Was willst du denn damit?«, fragte Ralf irritiert. »Wir brauchen ein Auto!«, antwortete Ben reichlich indirekt, während Ralf die Tür aufstieß und die beiden ein dunkles, enges Treppenhaus betraten. Fast schon automatisch schaltete Ben seine Taschenlampe an, aber die Luft schien rein.

»Ich habe ein Auto«, sagte Ralf, während er die ersten Stufen hinauf nahm. »Aber damit kommen wir bestimmt nicht aus der Stadt raus!«

»Müssen wir auch nicht«, erklärte Ben. »Mein Boot liegt im Tempelhofer Hafen!«

Ralf pfiff anerkennend durch die Zähne. »Das könnte klappen«, sagte er.

»Und mit dem Auto können wir auf dem Weg dahin die Flyer verteilen«, setzte Ben nach. Die beiden waren jetzt in einem Hausflur angekommen, vor sich sahen sie eine Tür zur Straße. Doch Ralf blieb stehen und zeigte Ben mit der linken Hand einen Vogel.

»Du willst jetzt den Briefträger spielen?«, fragte er kurzatmig, »Hey, die paar Leute, die noch leben, haben sich eingegelt! Wie willst du an die rankommen?«

Da hatte er nicht unrecht, trotzdem ließ sich Ben nicht so einfach von seinem Plan abbringen. Er sah eine Chance, seine Missetaten zumindest ein Stück weit auszugleichen. Und das vielleicht sogar, ohne sein Leben ernsthaft in Gefahr zu bringen. Jedenfalls nicht noch mehr, als es ohnehin schon in Gefahr war.

»Wir müssen auf jeden Fall irgendwas tun!«, sagte er deswegen eindringlich. Mit diesen Worten hatte er die Haustür erreicht und rüttelte an der Klinke. Sie war verschlossen.

»So viel Altruismus hätte ich dir gar nicht zuge-
traut«, sagte Ralf, als ebenfalls an die Tür herantrat.
»Und ich hätte dir solche Fremdworte nicht zuge-
traut«, sagte Ben schnippisch, als er an dem Schloss
herumfummelte. Jemand hatte einen Schlüssel darin
stecken lassen und ihn abgebrochen, wahrscheinlich,
damit die Tür von keiner Seite aus geöffnet werden
konnte.

»Okay, es ist wirklich 'ne noble Idee. Aber es ist
einfach zu spät«, sagte Ralf, nachdem er kurz über
Bens gelungenen Konter geschmunzelt hatte. Ben

grunzte nur, der Stummel des Schlüsselbarts ließ sich mit den Händen einfach nicht drehen. Ralf schob ihn zur Seite und benutzte den zweigeteilten Griff seines Butterflys als Zangenersatz. Langsam bewegte sich der Schlüssel, doch Ralf rutschte immer wieder ab. Währenddessen argumentierte Ben weiter:

»Wir müssen das wenigstens probieren ... Wir schmeißen einfach an jeder Kreuzung ein paar von den Zetteln raus!«

»Hör dir doch mal zu, das ist völlig absurd«, sagte Ralf, während seine volle Konzentration auf dem Schloss lag. »Wir können froh sein, wenn wir es überhaupt lebend schaffen!«

Obwohl Ben wusste, dass ihr weiteres Vorankommen davon abhing, diese Tür zu öffnen, wollte er die Sache jetzt sofort klären und dazu brauchte er Ralfs volle Aufmerksamkeit. Er baute sich vor ihm auf und packte seinen Oberarm.

»Pass auf, wir gehören zu den wenigen Überlebenden. Wir haben eine Verantwortung; wir müssen jetzt alle zusammenarbeiten«, erklärte er dem verutzten Ralf, der tatsächlich das Schloss kurz in Ruhe ließ. »Du musst dir das so vorstellen, als wären wir die letzten Menschen. Oder die ersten. Wir müssen zusammenhalten«, schloss Ben sein Plädoyer.

Ralf hob anerkennend die Augenbrauen. »Ich muss sagen, das überzeugt mich«, sagte er.

Ben atmete erleichtert auf. »Danke«, sagte er und fuhr dann fort: »Es gibt da in Tempelhof noch ein paar Leute, die mir geholfen haben. Die sammeln wir ein und hauen zusammen ab. Und auf dem Weg dahin schmeiß' ich meine Flyer raus.«

»Okay, abgemacht«, sagte Ralf, der seine linke Hand immer noch an dem Butterfly hatte, das seinerseits den Stummel des Schlüssels umklammerte. Mit einem Lächeln drehte Ralf sein Handgelenk noch ein paar Zentimeter und ein sattes Klacken er-

tönte. Zufrieden öffnete Ralf die Tür und ging nach draußen.

Die beiden Männer fanden sich nun in der Burgstraße wieder, gegenüber des Monbijouparks. Quasi ein besserer Grünstreifen mit einigen Bäumen, der auf der einen Seite vom Spreekanal begrenzt wurde, auf der anderen von hochliegenden S-Bahn-Schienen, unter denen eine ganze Reihe von Touristencafés angesiedelt waren. Ben hoffte, dass sie kein infiziertes Klientel vorfinden würden und schaute sich nervös um, während Ralf zielstrebig auf eine Reihe von geparkten Autos zuging.

»...wenn wir irgendwo liegen bleiben und gefressen werden, geht das auf dein Konto!«, murmelte er halblaut, während Bens Blick an den Säulengängen der alten Nationalgalerie hängen blieb. Durch den Nebel, der wieder dichter geworden war, sah das gottverdammte Ding aus wie ein weiteres Mausoleum.

Ralf steuerte auf einen abgehalfterten Kleinwagen japanischer Bauart zu. Die Farbe war wohl einmal weiß gewesen, wirkte aber inzwischen eher beige. Ralf schloss die Fahrertür auf und die Zentralverriegelung klackte. Als er einstieg, irritierte ihn, dass Ben untätig auf das Dach des Wagens starrte. Was er nicht wusste, war dass Ben bewunderte, wie Vogelkot den Lack völlig aufgelöst und verformt zu haben schien.

»Ist offen«, sagte Ralf irritiert und zog seine Tür auf, die leicht quietschte.

»Das nennst du Auto?«, sagte Ben total gedankenverloren. Ralf, der sich gerade auf den Fahrersitz fallen lassen wollte, hielt plötzlich inne.

»Oh Mann, Tanja hatte mich schon gewarnt, dass du voll auf Oberfläche fixiert bist«, sagte er, und

trotz seines ironischen Tonfalls schien es Ben voll getroffen zu haben. Er blieb einen Augenblick lang konsterniert mit offenem Mund stehen. Ralf stieß Ben von innen die Beifahrertür entgegen, so dass er endlich reagieren musste.

»Jetzt steig schon ein, du Spast!«, sagte Ralf amüsiert.

Ben tat wie ihm geheißen und legte sich den schweren Rucksack auf den Schoß. Vielleicht war das die Lektion, die es hier zu lernen galt, dachte er. Einfach so wie Ralf alles mit einem Augenzwinkern sehen und das Beste aus der Situation machen, so beschissen und grausam sie auch sein möge.

Ralf startete den Wagen und fuhr aus dem Parkhafen ohne die Scheinwerfer anzuschalten. Eine Maßnahme, um möglichst wenig Aufmerksamkeit zu erregen. Am Ende der Burgstraße, die im rechten Winkel in Tanjas Straße einbog, schlängelte er sich jedoch zu Bens Entsetzen zwischen einigen Pollern und einem Verbotsschild durch und fuhr mit Vollgas die Spreepromenade hinunter, normalerweise eine Fußgängerzone.

»Yeah, das wollte ich schon immer mal machen«, schrie Ralf, und nun musste auch Ben grinsen, während sich einige stoische Infizierte nach dem klappernden Fahrzeug umschaute.

18.
ZURÜCK NACH SÜDEN

0:47 Uhr



Nachdem sie sich durch ein paar ausgestorbene Nebenstraßen geschlängelt hatten, erreichten sie die Lindenstraße, die trotz einer beträchtlichen Zahl verlassener Fahrzeuge noch gut zu befahren war. Statt die B96 zu benutzen, hielt Ralf sich danach jedoch wieder an Schleichwege, um nicht von den Massenkarambolagen an den großen Kreuzungen aufgehalten zu werden. Nachdem es so aussah, als ob sie einigermaßen gut durchkommen würden, war es Zeit für die Planung des weiteren Vorgehens.

»Okay, wo willst du anfangen?«, fragte Ralf.

»Keine Ahnung«, sagte Ben, »am besten du hältst kurz, wenn mal 'ne etwas größere Kreuzung mit vielen Wohnhäusern kommt. Ich schmeiße ein paar Flyer raus, und dann musst du ordentlich hupen!« Ralf starrte ihn an, als käme er von einem anderen Planeten. »Hupen? Damit die Freaks alle angerannt kommen?« Ein berechtigter Einwand, und Ben war selbst klar, dass dieses Vorgehen keine großartigen Aussichten auf Erfolg hatte.

»Irgendwas müssen wir doch machen«, sagte Ben scharf. »Klar sind die Chancen nicht rosig, dass irgendjemand die Zettel überhaupt in die Finger kriegt. Aber vielleicht schaffen wir es, wenigstens einer armen Sau das Überleben zu sichern. Das wäre mir das Risiko wert!«

»Ist ja gut«, beschwichtigte ihn Ralf, »ich habe ja schon gesagt, wir machen das. Aber ich hupe nur, wenn wir absolut freie Fahrt haben.« Er schaute Ben kontrollierend an und der nickte. Ralf richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Straße.

»Tsss... Nachher willst du auch noch Anhalter mitnehmen«, sagte er mit einem leichten Grinsen. Das verschwand jedoch sofort, als Ben sagte: »Ja, die Überlebenden aus Tempelhof halt ... auch wenn die hier nicht alle reinpassen!«

Ralf verschluckte sich fast und ging ruckhaft vom Gas, wodurch der Wagen ein wenig ins Stottern kam.

»Ey wie viele sind das denn?«, fragte er. »Passen wir überhaupt alle auf dein Boot? Und wenn die hier nicht ins Auto passen ...«

»Keine Panik«, beschwichtigte ihn Ben. »Das wird schon gehen. Und wenn das Boot nicht reicht ... dann gib't's noch 'ne andere Möglichkeit.«

Ralf wurde noch langsamer und schaute demonstrativ zu Ben rüber.

»Und die wäre?«, fragte er skeptisch. Ben wurde etwas nervös, er schluckte.

»Na ja...«, setzte er an. »Es ist so: Mein Stiefvater... Der hat quasi ne Werft, okay? Ich könnte zu ihm gehen, und ...«

Hier kam Ben ins Stocken, als er seinen Plan in Gedanken durchspielte. Ilian lebte noch, das war klar, aber was hatte er ihm am Telefon sagen wollen mit der »zerstörten Familie«? Waren Bens Halbschwester Daniela und Iilians inzwischen dritte Frau Jutta tot? Nein, Jutta lebte noch, das hatte er ja bei seinem Telefonat erfahren. Aber wie sollte er seinem Stiefvater jetzt gegenübertreten? Sie hatten sich im Streit getrennt, und wenn er noch dazu solche Schicksalsschläge hatte hinnehmen müssen, würde er unberechenbar sein.

»Ach vergiss' es«, sagte er schnell, er war sich nicht mal sicher, ob er das an Ralf richtete oder an sich selbst. »Das passt schon mit meinem Boot!«

Ralf hatte den Wagen inzwischen auf einer Kreuzung ausrollen lassen. Ben nickte und suchte nach dem Knopf für die Fensterheber. Stattdessen starrte ihn eine Kurbel an, bei der sogar der Knauf abgebrochen war. Er fing an zu kurbeln und wunderte sich im Nachhinein, dass der Wagen überhaupt eine Zentralverriegelung hatte. Als die Scheibe halb unten war, schmiss er einige Flyer aus dem Fenster.

»Jetzt hup, und weiter!«, sagte er.

Ralf schien immer noch sehr skeptisch, er verzog das Gesicht. Aber statt weiter zu diskutieren, haute Ben einfach ein paarmal auf die Hupe.

«Und weiter geht's!«, rief er dem überrumpelten Ralf zu, der das Gaspedal daraufhin ordentlich durchtrat.

Diese Prozedur wiederholten sie mehrmals, die kleinen Straßen wirkten jedoch ziemlich ausgestorben. Nach Bens Interpretation war das jedoch sogar ein gutes Zeichen, denn dann würden sich die Überlebenden vielleicht sogar auf die Straße trauen, wenn sie das Hupen hörten. Ralf war ziemlich schweigsam und Ben versuchte krampfhaft, sich auf seine Aufgabe zu konzentrieren, um seine wilden Gedanken irgendwie im Zaum zu halten – doch es gelang ihm einfach nicht. Bilder der Toten jagten durch seinen Kopf, gefolgt von seinem tobenden Stiefvater, und schließlich lief es immer auf das gleiche Ende hinaus: Bens eigenen Tod. Gebissen, erstochen, erschossen, infiziert oder im Bombenhagel umgekommen. Ob Ralf das auch so zu schaffen machte? Es wirkte eigentlich nicht so.

»Ich weiß, ist 'ne totale Frauenfrage«, setzte Ben an, wobei sein versuchter Buddy-Humor nicht so ganz zündete, »aber: Was denkst du gerade?«

»Nichts«, kam die lapidare Antwort.

»Wie, nichts? Willst du's mir nicht sagen, oder was? Komm, sag schon... auch wenn es um Sex oder Pornos geht, oder das schlimmste oder peinlichste, was du je gemacht hast ...«

»Nein, ich meine wirklich nichts«, beharrte Ralf nicht ohne Stolz.

»Aber man kann doch nicht wirklich an nichts denken«, protestierte Ben.

»Klar, indem man im ›Hier und Jetzt‹ ist«, sagte Ralf.

»Das ist auch so'n Kampfsport-Ding, oder?«, vermutete Ben argwöhnisch.

»Indirekt schon«, bestätigte Ralf, »Man trainiert es, um sich im Kampf nicht durch Gedanken ablenken zu lassen. So kann man seine Reaktionszeit optimieren und sich intuitiver bewegen. Und wenn man das erst mal drin hat, kann man es in allen Lebenslagen einsetzen.«

»Mann, bei mir rasen tausende von Gedanken durch den Kopf ... Und ehrlich gesagt habe ich saumäßigen Schiss!«

»Klar, das kenne ich: Du flüchtest von einem Gedanken in den nächsten, aber der ist dann genau so schlimm oder noch schlimmer, und so geht es dann immer weiter.« Ben nickte nachdenklich, merkte aber, dass Ralf das gar nicht registrierte, weil er aufmerksam auf die Straße starrte. Doch als Ben ansetzen wollte, etwas zu sagen, sprach Ralf weiter: »Der Trick ist, die Gedanken einfach mal zu Ende zu denken: Am Ende steht immer der Tod, deswegen hat man da keine Lust drauf – man möchte die eigene Sterblichkeit immer verdrängen, sie unter den Teppich kehren. Aber wenn du es durchziehst, einfach den Gedanken zu Ende bringst, dass du irgendwann stirbst, dann wird dir klar: Im Moment ist das nur ein Gedanke. Im Moment lebst du. Und schon spürst du das Leben intensiver, bist voll präsent.«

»Du meinst, bis zum Ende der Kette zu gehen und über den Tod nachzudenken, ist weniger gruselig, als kurz davor aufzuhören?«, fragte Ben.

»Auf jeden Fall. Die Samurai wurden auch von ihren Meistern dazu angehalten, sich jeden Tag eine andere Art, wie sie sterben könnten, intensiv vorzustellen.«

»Stimmt ... ich glaube, den Film habe ich auch gesehen«, lächelte Ben. Vielleicht war an der Idee etwas

dran, aber er war sich ziemlich sicher, dass sie nicht so leicht umzusetzen war, wie es klang.

Doch tatsächlich forderte die Gegenwart sofort seine volle Aufmerksamkeit, als Ralf das Steuer herumriss, um einem Haufen Autowracks auszuweichen. Sie hatten das Ende eines Schleichweges erreicht und mussten auf den Columbiadam einbiegen, kurz vor dem Flughafen Tempelhof. Dort wartete aber eine regelrechte Blechlawine auf sie, ein langer Stau verlassener Autos, der wirkte wie ein Mahnmal der Vergänglichkeit. Und Ralf hielt voll auf ein Knäuel ineinander verkeilter Fahrzeuge zu.

»Hey, langsam!«, platzte es aus Ben heraus, doch Ralf biss nur zu Zähne zusammen. Kurz vor dem Schrotthaufen schlug er wieder hart ein und raste über die Mittelinsel, die normalerweise auch als Parkfläche diente.

»Siehst du die nicht?«, zischte Ralf. Sie fuhren jetzt in der Gegenfahrtrichtung und hatten kurz etwas Luft, die Ralf auch gleich nutzte, wieder mehr zu beschleunigen. Ben schaute sich hektisch um und stellte fest, dass zwischen den Wracks überall Körper waren – die lebten! Sie standen auf, schauten dem Wagen hinterher, einige nahmen auch die Verfolgung auf. Ben konnte so schnell gar nicht zählen, es waren auf jeden Fall viele, und Ralf beschleunigte weiter. Die hässlichen, graubraunen Klotzbauten aus der Nazizeit flogen an ihnen vorbei. Sie waren jetzt kurz vor dem Platz der Luftbrücke, der großen Kreuzung vor dem Eingang des Flughafens, und da war alles dicht. Sie näherten sich einem querstehenden Lastwagen und Ben packte wieder den Angstgriff über der Beifahrertür.

»Pass auf!« schrie er, als Ralf urplötzlich auf den Gehweg zuhielt, der jedoch von einem massigen Überbau mit dicken Säulen von der Straße getrennt war. Der Kleinwagen hüpfte den Bordstein hinauf,

die Felgen schlugen so hart auf Stein, dass Ben sich fragte, warum die Reifen nicht platzten. Ralf stabilisierte den Wagen kurz vor dem Beginn des Säulenganges und schoss schnurgerade hindurch. Aus den Schatten tauchten Körper auf, die von dem Wagen beiseite gerammt wurden. Schwarze Flüssigkeit spritzte auf das Beifahrerfenster und Ben hoffte kurz, dass es kein Blut war. Dann fiel ihm allerdings auf, dass es ihm eigentlich scheißegal war.

Sie fuhrten immer noch ohne Licht und so bemerkte Ben zu spät, um sich darüber Sorgen zu machen, dass der Weg zurück auf die Straße von zwei Betonpollern versperrt war. Schon krachte es gewaltig, irgendwelche Teile aus Plastik, Blech und Stein flogen durch die Luft. Ben und Ralf wurden in die Gurte gepresst als der Wagen drastisch abbremste, doch sie schafften es haarscharf an dem Hindernis vorbei, ohne stecken zu bleiben. Vielleicht war so ein Kleinwagen doch nicht das schlechteste, dachte Ben.

Die breite, bogenförmige Einfahrt zum Flughafen, die den Columbiadam mit dem Tempelhofer Dam verband, war jedoch auch mit Fahrzeugen verstopft. Vielleicht noch im Schock trat Ralf auf die Bremse und es krachte noch einmal – anscheinend war irgendein größeres Teil vom Fahrzeug abgefallen. Hektisch schaute Ben zurück, der eine von den beiden Pollern war tatsächlich zur Hälfte abrasiert worden und schräg zur Seite gedrückt. Inzwischen rollte der Wagen weiter und überrollte ein knirschendes Plastikteil, vielleicht hatten sie gerade die Frontschürze verloren.

Umständlich schaltete Ralf wieder in den ersten Gang, lenkte ein und fuhr langsam auf dem Bürgersteig weiter auf den Haupteingang des Flughafens zu.

»Wir kriegen Gesellschaft«, sagte Ben, der den Blick immer noch nach hinten gewandt hatte und sah, wie einige Infizierte auf sie zuwankten. Ralf be-

schleunigte auf etwa 30 km/h, genug um sie abzu-
hängen. Das Auto schien etwas zu eiern, fuhr aller-
dings ansonsten klaglos.

»Anscheinend hab' ich die kleine Knutschkugel
hier unterschätzt«, sagte Ben, nachdem der erste
Schreck verflogen war. »Die hält echt was aus.«

»Aber noch mal können wir so was glaube ich
nicht bringen«, meinte Ralf. Sie passierten jetzt den
Haupteingang, an dem Bens Blick hängen blieb. Dort
lag ein riesiger Haufen Körper, oder was davon üb-
rig war. Es sah aus wie ein Stapel Abfall aus Klei-
dung und Biomüll, anders konnte man es nicht be-
schreiben. Ein grausiger Anblick. Ben fragte sich, ob
diese Leute darauf gewartet hatten, in die Haupthal-
le eingelassen zu werden, als sie überrascht wurden.
Aber Flugverkehr gab es hier doch schon lange nicht
mehr ... Vielleicht hatten sie hier eine Art Notlazarett
eingerrichtet.

»Weißt du, was hier im Flughafen los war?«, fragte
er Ralf, doch der wusste es auch nicht.

Sie bogen jetzt in den Tempelhofer Damm ein,
auch hier Blech an Blech, so weit das Auge reichte.
Ralf bog nach rechts ab, Richtung Norden, doch Ben
ahnte schon, was er vorhatte. Er fuhr ein Stück auf
dem begrünten Mittelstreifen, zwischen Bäumen
hindurch, schnitt dann die Gegenfahrbahn und fuhr
zwischen diversen Pollern und Schildern hindurch
auf den abgesenkten Gehweg der kreuzenden Man-
fred-von-Richthofen-Straße. Dort fuhr er auf den Bür-
gersteig und anschließend über eine kleine Grasflä-
che in den Kaiserkorso.

»Ich glaube, jetzt haben wir es«, sagte Ralf erleich-
tert. Sie befanden sich wieder in einem Geflecht aus
kleinen Straßen, die sie fast bis zum Ziel bringen soll-
ten – und tatsächlich, obwohl diese Straße parallel
zum Tempelhofer Damm verlief, war sie überwie-
gend frei. Die beiden machten noch einige Stopps an

den größeren Kreuzungen, wo sie Flyer auswarfen und auf sich aufmerksam machten. In vielen Wohnungen brannte auch noch Licht, aber Ben wusste ziemlich gut, dass das nichts zu bedeuten hatte.

Sie fuhren durch die Unterführung der Stadtautobahn, und Ben wurde klar, dass sie nun quasi direkt bei der Wohnung von Georg vorbei fahren würden.

»Bieg' mal bitte da vorne rechts ab«, bat er Ralf. Wenige Sekunden später fuhren sie in die Borussiastraße und Ben dirigierte Ralf auf den klitzekleinen Platz an der Kreuzung zur Schöneberger Straße.

»Hier wohnt ein Typ, der mir vorhin geholfen hat«, erklärte Ben. Ralf hielt quasi direkt vor Georgs Fenster an, doch in der Wohnung war es dunkel.

»Hup mal!«, sagte Ben. Ralf tat es und sie warteten, doch nichts tat sich. Ben beugte sich vor, um das Fenster sehen zu können.

»Scheiße, wach auf!«, sagte er zu sich selbst, und dann zu Ralf:

»Hup mal richtig!«

»Ist deine Beerdigung«, antwortete der und knetete die Mittelfläche seines Lenkrades ordentlich durch. Oben im Fenster tat sich immer noch nichts, stattdessen kamen nun aus den Schatten des Gerüsts an der Vorderseite des Hauses dunkle Kreaturen näher.

»Wir sollten abhauen«, kommentierte Ralf.

»Scheiße, ich muss doch irgendwas machen!«, sagte Ben angespannt. »Ohne den Typen hätte ich's nicht geschafft!«

»Dann spring raus und schmeiß die Scheibe ein«, schlug Ralf vor. »Ich drehe derweil ne Runde um den Block, um die Freaks abzulenken.«

Ben schluckte. Ralf schaute ihn fordernd an, und nach ein paar Sekunden Pause sagte Ben zerknirscht: »Lass' uns abhauen.«

Ralf gab Gas, gerade als der erste Infizierte sich fauchend auf das Auto werfen wollte. Er wurde mit einem lauten Krachen zur Seite geschleudert, kurz darauf machte Ralf mit quietschenden Reifen einen links-rechts-Schlenker und bog in die Manteuffelstraße ein.

»Anderen helfen ist schon ganz cool, solange man kein Risiko eingeht, wa?«, sagte er mit einem bissigen Unterton. Ben blieb nichts anderes übrig, als zu schweigen. Nachdenklich schaute er zurück auf die Infizierten – wahrscheinlich die gleichen, die ihn vor einigen Stunden fast erwischt hätten. Diesem Risiko sollte er sich noch einmal aussetzen, um Georg zu warnen? Man kann nicht jeden retten, hatte irgendjemand irgendwann mal gesagt. Wenn sie wirklich mit dem Boot flüchten würden, müsste Ben es steuern. Es standen also noch viele Leben mehr auf dem Spiel, und viele sind wohl mehr wert als eines. Das versuchte Ben sich jedenfalls einzureden.

Inzwischen waren sie den kleinen Hügel zum Attilaplatz hinaufgefahren. »Hier links«, dirigierte Ben. »Wir sind jetzt schon fast da... Vielleicht sollten wir einfach nur den Hügel herunterrollen... wegen dem Krach.« Ralf nickte und schaltete die Zündung aus, während er den Fuß auf der Kupplung ließ. Ben konnte das Haus schon sehen und atmete noch einmal tief durch.

19.
FRIEDRICH-KARL-STRASSE II

1:25 Uhr



Das Auto kam leise angerollt. Ralf bremste sanft, als Ben das Zeichen gab, dann stiegen die beiden Männer aus dem Wagen und schauten sich um. Alles wirkte ruhig. Ben fand es fast ein bisschen merkwürdig, dass weit und breit kein Infizierter zu sehen war, und dieses Gefühl schlug in einen handfesten Schrecken um, als sie das Tor fast erreicht hatten. Er blieb wie angewurzelt stehen und Ralf stolperte fast in ihn hinein.

»Was ist los?«, zischte er. »Die Tür ist offen!«, antwortete Ben, und in diesem Moment fiel sein Blick auf eine dunkle Pfütze in der Toreinfahrt. Es hätte alles Mögliche sein können, aber Ben war sofort klar, dass es Blut war.

»Oh nein!«, sagte er fast mehr zu sich selbst. Aus seiner bösen Erwartung wurde eine Art Panik, und ohne zu überlegen sprintete er durch die Haustür ins Treppenhaus. Ralf versuchte, ihn am Arm zu packen, doch Ben entwischte ihm.

»Hey, nicht so schnell«, fauchte er ihm hinterher, aber Ben reagierte nicht mal. Ralf schaute sich tänzelnd nach links und rechts um. Was für eine bescheuerte Situation – wie konnte Ben so unvorsichtig in die Dunkelheit rennen? Wer weiß, was da drinnen auf sie wartete. Aber nun war es wohl zu spät. »Fuck!«, platzte es aus ihm heraus. Dann fiel er in einen leichten Trab, packte das Sturmgewehr, das er sich über die Schulter geschnallt hatte und folgte Ben die Treppe hinauf. Oben hatte Ben gerade die sperangelweit offen stehende Wohnungstür erreicht. Mit zitternder Hand hielt er sich am Türrahmen fest. Der Blick in die Wohnung ließ seine Knie weich werden – seine Pupillen rasten hin und her und sahen Bruchstücke von Blutflecken, Kampfspuren und abgetrennten Körperteilen. Dann hörte ein organisches Geräusch – war es ein Murmeln?

»... Hallo?«, sage er leise, mit brüchiger Stimme. Dann ging er langsam in die Wohnung hinein, dem Geräusch folgend. Es war doch kein Murmeln, aber es hatte etwas Rhythmisches; als nächstes machte er einen feuchten Beiklang aus – wie das Geräusch eines fressenden Tieres. Doch als er zum Wohnzimmer einbog, hatte er die Gewissheit, dass es kein Tier war: In der Mitte des Raumes kniete jemand vornübergebeugt mit dem Rücken zu ihm. Ben lief ein Schauer den Rücken hinunter, denn im Halbschatten des dunklen Raumes sah er die Umrisse einer weiteren Person, die einfach nur dalag und sich hin- und her wiegte. Ben ahnte jedoch schon, dass sie sich nicht selbst bewegte. Nicht mehr. Wie in Trance löste Ben seine Taschenlampe vom Gürtel, und bevor Ralf, der gerade zu ihm aufgeschlossen hatte, ihn stoppen konnte, leuchtete er dort hin – alles war voller Blut.

Ralfs linke Hand krallte sich in Bens Schulter, als das Schmatzen aufhörte. Ben stand wie angewurzelt da und beobachtete atemlos, wie die im Lichtkegel kniende Person langsam ihren zerkratzten, wunden Kopf in seine Richtung drehte. Es war ein Infizierter, der jetzt bedrohlich knurrte. Und der Körper, der vor ihm lag, war der tote Wolfgang, in dessen Eingeweiden der Infizierte gerade gewühlt hatte.

Ben schüttelte sich vor Ekel, der Lichtkegel seiner Taschenlampe zuckte durch den Raum. Einzelteile des zerfetzten Körpers glitzerten in diesem Schein und brannten sich in Bens Netzhaut. Wieder hatte er das Gefühl, der Boden würde ihm unter den Füßen weggezogen – denn er befand sich wieder in der Gegenwart des Todes.

Jetzt dachte er an die Worte von Ralf, kämpfte um Fassung – er musste den Gedanken zulassen, er konnte jetzt sterben, aber nur, wenn er nichts tat. Er musste Handeln. Aber was sollte er tun? Sein Blick fiel wieder auf den Infizierten, aus dessen Mund ge-

rade ein durchgekautes, rotes Stück von Wolfgang heraus fiel.

Und das ist zu viel für Ben. Irgendwo in seinem Kopf fliegt eine Sicherung raus, sein Verstand fällt in einen bodenlosen, schwarzen Strudel. Wie in Zeitlupe sieht er, wie der Infizierte aufspringt und sich auf ihn stürzt ... doch er kann sich nicht bewegen.

»Lass ihn nicht aufstehen!«, ruft Ralf bereits zum dritten Mal. Doch Ben reagiert nicht mal, als der blutbesudelte Mann auf in zu hechtet. In letzter Sekunde schubst Ralf den völlig erstarrten Ben zur Seite und rammt dem Infizierten sein Messer seitlich in den Hals. Endlich erwacht Ben aus seiner Trance und beginnt panisch, mit seiner Axt auf den Infizierten einzuhacken, der leise stöhnend in sich zusammensackt. Ben schlägt aus Ekel und Verzweiflung immer weiter zu, bis Ralf seine Hand festhält.

»Ist gut jetzt. Der ist hinüber«, sagt er beruhigend. Ben hält inne und erkennt, dass er jetzt »voll da ist« – ihn umfängt eine ungekannte Klarheit, er weiß genau, dass sein Leben immer noch in höchster Gefahr ist, denn sie wissen nicht, wer noch alles in der Wohnung ist. Doch seine Wahrnehmung ist scharf wie nie.

Am Boden springt ihm trotz der schlechten Lichtverhältnisse etwas ins Auge, er bückt sich und hebt es auf. Paulas »Soldaten sind Mörder«-Patch. Blut klebt daran und Ben weiß, was das bedeutet. Doch bevor sich sein Verstand weiter damit beschäftigen kann, ertönt aus dem hinteren Flur plötzlich ein Klacken. Die Tür zur Gästetoilette öffnet sich, und eine zerrupfte Silhouette kommt angetaumelt. Ben kann nur die Umrisse erkennen, doch von Statur und Haarpracht her kann er ausschließen, dass es sich um Paula handelt – es muss diese Möchtegern-Waldorf-Lehrerin sein – Andrea hieß sie doch. Während Ben die Lampe wieder in Stellung bringt, flüstert er ihren

Namen, doch der Lichtschein enthüllt, dass sie wohl nicht mehr antworten kann: sie ist übel zugerichtet. Die Augen blutunterlaufen, die Haut aschfahl. Ist sie schon infiziert? Geht das so schnell? Ben und Ralf halten die Luft an, und auch Andrea steht einfach nur verkrampft da. Die Drei mustern sich für einen Moment, der sich ewig hinzuziehen scheint. Plötzlich öffnet Andrea den Mund bis zum Anschlag und fängt aus voller Kehle an zu kreischen, ohne die Augen von Ben zu lassen.

Es ist ein trommelfelltötender Dauerton, der nicht aufhören will. Auch ohne Dolmetscher ist klar, dass damit Artgenossen auf den Plan gerufen werden sollen. Ralf sprintet auf Andrea zu und tritt sie gegen die Wand, von der sie abprallt und zu Boden geht. Dann lässt sich Ralf auf ihren Rücken fallen, mit dem Knie ihn ihrem Nacken.

»Warte ...«, setzt Ben an, doch sein Einwand ist unter dem immer noch anhaltenden Kreischen kaum zu hören. Ralf bricht Andrea mit einem schweren Hieb des Gewehrs das Genick. Der Schrei verstummt endlich. Ralf schaut zu Ben, es herrscht wieder Stille. Doch dann ... ertönt draußen ein kurzer, kehliger Aufschrei. Und noch einer. Fast wie ein Bellen. Andreas Nachricht ist bereits angekommen.

»Fuck«, zischt Ralf. Ben stürmt zur Balkontür, Ralf folgt ihm. Die Männer sehen, dass unten auf der Straße aus allen Richtungen Infizierte auf das Haus zugelaufen kommen. Ralf lädt das Gewehr durch, stellt auf Einzelschuss und fängt an, kontrolliert zu feuern. Einige Infizierte brechen sofort zusammen, manche kommen durch die Körpertreffer nur ins Straucheln, und öfter als es Ben lieb wäre schießt Ralf vorbei.

Dann ertönt auch schon Gerumpel aus dem Treppenhaus: Schnelle, schwere Schritte. »Scheiße!«, ruft Ben, worauf Ralf fragt, ob es noch einen anderen

Ausgang gäbe. Ben verneint, was Ralf mit einem weiteren »Fuck!« quittiert und zur Wohnungstür sprintet. Er legt den Modushebel am Gewehr noch einmal um und stellt auf Automatikfeuer. Die ersten drei Infizierten, die durch die Tür kommen, schießt er über den Haufen und macht so den Weg nach draußen frei.

Ben und Ralf hetzen die Treppe hinunter und erreichen wieder den Innenhof. Das Metalltor ist immer noch geöffnet, aus allen Ecken kommen Infizierte näher. Sie wirken schon fast hysterisch, wahrscheinlich sind sie vollkommen ausgehungert, schießt es Ben durch den Kopf. Obwohl die abgetakelten Kreaturen eindeutig große Probleme haben, ihre Körper zu koordinieren, kommen sie in unnatürlich schnell wirkendem Tempo näher. Einige von Ihnen stoßen am Tor Schulter an Schulter zusammen, weil alle gleichzeitig versuchen, sich hindurchzudrücken.

»Scheiße! Die sind überall!«, ruft Ben, wobei sich seine Stimme fast überschlägt. Ralf schießt durch das Tor einigen Infizierten die Köpfe weg. Unvorsichtigerweise hat Ben sich direkt neben ihn gestellt und wird nun durch die Lautstärke der Schüsse fast taub. Mit schmerzverzerrtem Blick greift er sich an die Ohren, allerdings wird ihm dabei bewusst, dass es noch viel schlimmere Folgen geben könnte, als einen eventuellen Tinnitus.

»Das Geballer ist zu laut!«, schreit er über den Schusslärm hinweg.

»Ist eh gleich leer!«, wiegelt Ralf ab. In diesem Augenblick kommen einige Infizierte durch das Tor. Ben schaut panisch zu Ralf hinüber. Statt zu schießen läuft der den Angreifern sogar noch entgegen. Er bewegt sich wie ein Torero, lässt die rasenden Infizierten mit Ausweichschritten ins Leere laufen und traktiert sie dann mit dem heißgeschossenen Ge-

wehrlauf. Er schlägt ihnen auf blanke Körperstellen – Arme, Hals, Gesicht – und die Infizierten brüllen und krümmen sich vor Schmerzen.

Ben kann sich für einen Moment von diesem Anblick gar nicht losreißen. Dieser tödliche Tanz strahlt eine unglaubliche Faszination aus, doch das Leiden der Kreaturen, die bis vor kurzem noch Menschen waren, lässt sich dabei nicht ignorieren. Und Ralf scheint sich über jeden gelungenen Move zu freuen, sein Gesichtsausdruck ist zwar ernst, aber Ben hat das Gefühl, einen gewissen Sadismus in seinen Augen aufblitzen zu sehen.

Bei diesem kurzen Blickkontakt realisiert Ralf, dass Ben einfach nur herumsteht. »Stech' die ab!« brüllt er Ben zu, und macht eine Geste in Richtung der torkelnden Verbrennungsoffer. Ben überwindet seine Starre und spürt wieder einen Adrenalinschub – er hat das Gefühl, sein heißes Blut in den Adern pulsieren zu fühlen. Mit seinem Messer hackt er auf die sich krümmenden Infizierten ein und spürt dabei die Vorteile seiner geistigen Präsenz: Er hat das Gefühl, die Bewegungen seiner Gegner vorausahnen zu können, vor allem aber hat er keine Angst mehr, seine Gedanken sind rein auf seine Handlungen und seinen Körper fokussiert.

Die Hitze des Sturmgewehrs ist inzwischen verflogen, als Feuerzange taugt es nicht mehr. Ralf lässt es lose an seinem Gurt baumeln und öffnet stattdessen sein Butterfly-Messer. Ein kräftiger Mann mit blutverkrustetem Mund baut sich drohend vor ihm auf und stößt einen primatenhaften Urschrei aus. Das scheint die anderen Infizierten noch mehr zu erregen, zwei von ihnen starten aus etwa 50 Meter Entfernung einen tollwütigen Sprint, aber Ralf kürzt den Schrei mit einem Tritt ins Gesicht des Mannes ab. Der taumelt zur Seite, woraufhin ihm Ralf in den Rücken sticht. Er benutzt den Messergriff als Hebel und

dreht den massigen Körper in Richtung Tor. Mit einem weiteren Kick schubst er ihn auf die beiden herannahenden Infizierten zu, so dass diese übereinander stolpern.

»Schnell!«, brüllt Ralf und lässt das Butterfly einmal herumwirbeln, wobei einige Blutstropfen durch die Luft spritzen. Während die drei Infizierten orientierungslos auf dem Boden herumzappeln wie auf dem Rücken liegende Käfer, stechen Ben und Ralf zu. Sie hacken wie die Verrückten, ein bisschen so, als würde man ein Feuer ausschlagen, bevor es sich ausbreitet, oder Ameisen zertrampeln, bevor sie die Picknickdecke erreichen. Dabei platzt Haut auf, Blut spritzt, Knochen knirschen und Ben kommt trotz des Adrenalinrausches an die Grenzen dessen, was er aushalten kann.

Als er auf sein nächstes Opfer zutritt, einen drahtigen, jungen Mann mit freiem Oberkörper und einer zerrissenen Jogginghose, blitzt ein Gedanke in Bens Kopf auf: Dieser Mann könnte er sein. Es ist ein junger Mensch, der vor wenigen Wochen noch ein ganz normales Leben hatte. Doch jetzt ist er der personifizierte Tod. Der Sensenmann, der Ben das Lebenslicht ausblasen wird, wenn er auch nur einen Fehler macht. Und für die Dauer dieses kurzen Gedankens versagt Bens Körper kurz die Befehle zum Zuschlagen. Er zögert einen klitzekleinen Moment zu lange und verfehlt sein Ziel, als der halbnackte Junge sich zur Seite rollt. Bens Messer schlägt auf dem Steinboden auf und fliegt ihm aus der Hand. Ben fällt auf die Knie und landet auf allen Vieren, während der Infizierte am Ende seiner Rolle in eine hockende Position springt. Ralf hat gerade sein Opfer erledigt und schaut zu Ben rüber.

»PASS AUF!!!«, schreit er aus vollem Hals. Ben versucht erschrocken zur Seite zu hechten, als der blitzschnelle Infizierte gerade nach ihm greifen will

und ihn nur um Haaresbreite verpasst. Ben zuckt noch in seiner Bewegung zusammen und bevor er sich abrollen kann, verkrampft er sich. Sein Arm knickt beim Aufkommen weg und er landet auf dem Rücken. Dabei lässt er den Blick nicht von dem Infizierten, der mit einem dramatischen Satz auf ihn zugesprungen kommt. In letzter Sekunde kann Ben seine Arme hochreißen, um die schnappenden Kiefer des jungen, athletischen Angreifers von seinem Körper wegzuhalten. Doch durch das Gewicht des Gegners steckt Ben nun in der Klemme, er kann sich kaum bewegen.

»Ralf!!!«, schreit er panisch.

Ralf geht es aber auch nicht viel besser. In der Sekunde, in der er durch Ben abgelenkt war, ist der totgeglaubte Gorilla wieder aufgestanden. Mit seiner ganzen Körpermasse rammt er gegen Ralf, so dass der gegen eine schmutzelig verputzte Mauer gedrückt wird. Er bringt das Gewehr zwischen sich und den Angreifer, um ihn von sich weg zu halten.

Ben geht derweil die Kraft aus, er merkt schon, wie seine Muskeln zu zucken anfangen.

»Ich kann ihn nicht mehr halten«, schreit er mit sich überschlagender Stimme. Ralf zögert kurz er, wägt seine Optionen ab. Mit der linken Hand rammt er sein Messer in die Brust des übergewichtigen Angreifers, der wieder sein ohrenbetäubendes Brüllen anstimmt, anschließend zielt er mit dem Gewehr auf den Infizierten, der auf Ben liegt. Ein Schuss, und Ralf trifft genau ins Schwarze. Die Kugel reißt den Hinterkopf des Jungen auf, dessen Körperspannung bricht sofort zusammen und Ben ist frei. Ralf will danach sofort auf den Schreier zielen, doch es ist nicht genug Platz zwischen ihm und seinem massigen Gegner, um das Gewehr in Position zu bringen. Ralf setzt all seine verbleibende Kraft ein, schiebt den Mann hoch, schwenkt das Gewehr herum und

drückt ab ... doch es löst sich kein Schuss! Die Munition ist verbraucht.

Und Ralfs Kräfte sind es auch. Seine Augen weiten sich, treffen den gierigen Blick des Gorillas, und auch Ben starrt schockiert auf diese Szene. In allen drei Augenpaaren spiegelt sich eine blitzschnelle Erkenntnis wieder, eine Vorschau der nächsten Sekunde. Obwohl die Zeit extrem verlangsamt zu sein scheint, weiß jeder genau, was jetzt passieren wird. Der Gorilla befindet sich plötzlich in freiem Fall, Ralf öffnet den Mund, aber heraus kommt nur noch ein Schmerzensschrei als sich zwei Zahnreihen in seinen Nacken graben. Der Angreifer hat seine Chance genutzt und reißt genüsslich ein richtig großes Stück Fleisch aus Ralfs Nacken!

Ben springt auf die Füße, sprintet rüber zu Ralf, der wie am Spieß schreit und vor Schmerzen wie gelähmt ist. Ben hackt wie von Sinnen auf den Gorilla ein, doch der ist jetzt so im Bluttausch, dass er die Hiebe gar nicht wahrnimmt. Immer wieder beißt er zu, bis er endlich tot zusammen bricht. Mit letzter Kraft versucht Ralf angewidert, ihn von sich runter zu schieben. Ben lässt die Axt fallen und packt mit zitternden Armen die Beine des Mannes. Er zieht mit aller Kraft daran und ist fast froh, so einige Meter Abstand von Ralf zu gewinnen. Doch das hilft ihm nichts, das Unvermeidliche lässt sich nicht aufschieben. Er muss sich die Wunde angucken und sich den Konsequenzen stellen. Wird Ralf einer von denen? Wird er sterben? Was von beidem ist schlimmer? Macht es jetzt überhaupt noch einen Unterschied?

Ben nähert sich vorsichtig und schaut sich um, In-fizierte sind nirgends mehr zu sehen oder zu hören. Dann betrachtet er die klaffende Öffnung in Ralfs Hals, aus der immer noch Blut sprudelt.

»Oh Gott ... oh Scheiße«, flüstert er unwillkürlich und kaum hörbar vor sich hin. Er wickelt sich den

Verband von der Hand und presst ihn in die Wunde, um die Blutung zu stillen. Ralf versucht mit fahrigem Bewegungen, ihn davon abzuhalten, während Ben ohne Punkt und Komma vor sich hin jammert.

»Es tut mir so leid, was hab ich getan hab, ich hab's vergeigt, bin so ein Versager ... ich bin so ein Feigling ... so ein ...«

»Lass gut sein«, krächzt Ralf und legt ihm die flache Hand auf die Brust. Ben schaut ihn irritiert an.

»Wie, lass gut sein ...? Was ... Was machen wir denn jetzt?«

»Setz dich einfach hin, mach mal Pause. Ich will dir noch was sagen.«

Ben schluckt schwer, dann lässt er sich kraftlos auf den Arsch fallen, während Ralf sich an den Hals greift, um die Wunde zuzudrücken.

»Mit Tanja ... das war nämlich so«, setzt er an, und obwohl Bens Verstand eigentlich gerade droht, in den Stand-By-Modus zu schalten, ist er auf einmal wieder voll da.

»Wir haben beschlossen, dass wir uns zusammen umbringen«, fährt Ralf fort. »Sie wollte Tabletten nehmen. Aber wir waren nicht sicher, ob die reichen. Sie würde also alle nehmen ... Ich sollte sie bewachen, bis es vorbei ist, und dann sollte ich mir die Pulsadern aufschneiden.«

Ben, der seinen Blick zu Boden gesenkt hat, schaut nun auf. Er kann kaum glauben, was er da hört. Ralf hustet kurz, dann fährt er fort:

»Sie ist eingeschlafen. Nach ein paar Stunden hat sie aufgehört zu atmen, kein Puls mehr. Ich hab das Messer genommen ... So hier ...«

Ralf hebt sein Butterfly aus einer kleinen Blutpfütze und setzt es innen am linken Handgelenk an. Dann schaut er Ben fest an. Ihre Blicke treffen sich. »Aber ich konnte es nicht tun. Ich war zu feige, Mann.«

Ben schüttelt gequält den Kopf.

»Hey ...«, setzt er an, doch in Wahrheit weiß er nicht, was er sagen soll. Er möchte Vergebung zum Ausdruck bringen, fühlt sich aber so, als hätte er auf diesem Gebiet überhaupt keine Autorität.

Ralf beschließt, einfach weiterzusprechen. »Vielleicht war ich auch nur nicht bereit. Ich hab das schon öfter in so Tierfilmen gesehen. Ein Löwe jagt irgend so ein kleines, armes Viech, das rennt weg so lange es kann ... kämpft um sein Leben ... Aber wenn er es dann hat, dann lässt es plötzlich los. Es weiß einfach, das war's jetzt. Ey, ich hatte immer so Angst, mal zu sterben, Mann ...«

Ben schluckt. »Aber jetzt ist es so klar für mich ... es ist jetzt einfach so.«

Ben schüttelt leise den Kopf. Als Ralf mit dem Ellenbogen ausholt, macht Ben einen Satz nach vorne.

»Ralf ... nein ...«, ruft er, aber Ralf rammt sich das Messer ins Handgelenk und stöhnt durch die fest zusammen gebissenen Zähne. Ben friert mit ausgestrecktem Arm ein, als Ralf das Messer in Richtung Ellenbogen zieht. Blut sprudelt. Ben lässt sich wieder auf den Hintern fallen und sieht das Schauspiel hilflos mit an.

»Was ... was soll das denn?«, fragt er mit weinerlicher Stimme.

»Ist alles okay«, antwortet Ralf. »Das war jetzt halt mein Leben. Voll in Ordnung.«

Er versucht, das Messer mit seiner zitternden linken Hand zu greifen.

»Aber ...«, setzt Ben an, doch Ralf unterbricht ihn, seine Stimme kaum noch mehr als ein Flüstern.

»Irgendwann ... ist es bei dir auch so weit. Dann verstehst du das.«

Ben schüttelt wortlos den Kopf, wie ferngesteuert rutscht er einen halben Meter von Ralf weg.

»Bleibst du noch?«, flüstert Ralf, der seinen Blick jetzt nicht mehr von Ben löst. »Bis es vorbei ist, meine ich ... das wäre schön.«

Ben nickt stumm. Ralf atmet langsam, schließt dann die Augen. Das Blut sprudelt. Ein Lächeln zuckt über Ralfs Lippen.

»Danke«, sagt er kaum hörbar.

Er atmet ein letztes Mal aus. Dann ist Ruhe. Bens Augen sind nass. Er kriecht langsam rückwärts, lehnt sich an die gegenüberliegende Wand. Sein Blick wandert über all die Leichen vor ihm, bleibt an Ralf hängen. Bens Körper wird von Krämpfen geschüttelt und erschlafft schließlich.

* * *

Zärtliche Hände strichen über Bens Arme, es kitzelte leicht und er spürte, wie sich die Haare an den Unterarmen aufrichteten. Er öffnete die Augen und sah blondes Haar funkeln wie Diamanten. Sonnenlicht drang durch die großen, offenen Fenster, die weißen Vorhänge wehten im Wind. Tanjas von hinten angestrahlte Silhouette bewegte sich vor ihm in fließenden Bewegungen.

Er lag nackt im Bett, den Rücken leicht aufrecht, auf einem Stapel weicher Kissen.

»Komm' schon Benny, mach's mir!«, kicherte Tanja. Ihr Kopf senkte sich über Bens Unterkörper, doch er war nicht ganz bei der Sache. Irgendwie konnte er es nicht leiden, wenn sie so notgeil tat.

»Wenn du mich noch weiter Benny nennst, mach' ich gar nichts!«, maulte er. Doch Tanja ließ sich nicht abhalten und machte einfach weiter. Nach vorn gebeugt kreiste sie über seiner Körpermitte, ihre Haare hingen herunter wie ein samtener Vorhang.

»Hier unten tut sich aber sowieso nicht viel, Benny.« Er verkrampfte sich.

»Ist ja auch kein Wunder, ich hab doch schon tausendmal gesagt...«

»Du bist aber mein kleiner Benny, schau dir doch mal, an wie klein du bist! So klein und niedlich und am schlafen.« Jetzt reichte es aber wirklich. Er wollte in eine sitzende Position rutschen, aber Tanja hielt ihn fest. Ihre Fingernägel bohrten sich in höchst empfindliche Hautpartien.

»Sag mal, hast du nen Knall?«, fauchte er.

»Nein, ich will, dass du *mich* knallst«, flötete sie ironisch. »Ich will, dass du's mir machst, Benny, und zwar richtig dreckig!« Ihre Hand schloss sich fester, Ben zuckte vor Schmerzen zusammen.

»MANN!«, schrie er und packte Tanja am Hals, er hatte genug von dem Mist und riss sie brutal nach oben. Lachend warf sie den Kopf in den Nacken, ihre Haare flogen zurück und Ben gefror das Blut in den Adern. Ihre Haut war braun und ledrig, zusammengeschrumpelt, überall geschwärzt und mit einem seifigen Schleim überzogen. Ihre Nasenlöcher waren stark vergrößert, das Fleisch weggefressen und eng über den sichtbaren Nasenknochen gespannt.

Ihre Augen waren braun, faul, und hingen leicht aus den Höhlen.

»Was ist denn los, Bennychen? Kannst du heute nicht? Du hast wohl was gegen starke Frauen!« Sie zog ihm mit einem harten Schwinger ihre Faust durchs Gesicht, der Aufprall schmatzte und irgend eine fettige, glibbrige Masse blieb an seinen leichten Bartstoppeln hängen. Tanja entblöste die Zähne und machte einen Satz auf ihn zu und versuchte, ihn in den Hals zu beißen. In letzter Sekunde brachte er seine Arme zwischen sich und sie und presste die Hände gegen ihre Schlüsselbeine. Sie drückte und schnappte und stank verwest, und sie war stärker als er. Er hatte keine Ahnung, wie lange er sie so halten könnte, aber es würde nicht lang sein. Den Anblick

ihrer verwesten Visage konnte er nicht ertragen und ließ den Blick sinken. Dort baumelten ihre vollen, schweren Brüste außer Rand und Band hin- und her. ›Ein netter letzter Anblick‹, dachte er, als seine Arme nachgaben und Tanja mit dem Gewicht eines Sumo-Ringers auf ihn stürzte.

* * *

Ben zuckte zusammen, er japste nach Luft. Er lehnte immer noch an der klammen Wand, seine Arme waren weit nach vorne gestreckt und zitterten. Ben schüttelte sich unwillkürlich, verschränkte die Arme vor der Brust und rieb seinen Oberkörper. Er war total unterkühlt und blinzelte in die grelle Hofbeleuchtung, die über ihm surrend ihren Dienst verrichtete. Alles war unscharf und weit weg, er kniff die Augen zusammen, blinzelte. Langsam kamen ihm sowohl seine Sehkraft als auch die Erinnerung wieder und in diesem Moment fiel sein Blick auf den toten Ralf. Ben schluckte. Er schaute an Ralf herunter, alles war voller Blut. In dieser purpurroten Lache lag auch das Butterfly-Messer.

Ralf hatte alles richtig gemacht, dachte Ben. Er wusste, dass er nicht zu retten war, in einer Stadt ohne Ärzte und Krankenhäuser, und dass ihm im schlimmsten Fall das grausame Leben eines Infizierten drohte. Und anderen Menschen an den Hals zu springen war bestimmt das letzte, was er seinem Karma antun wollte. Das war doch bestimmt sein Ding gewesen, Karma und so, bestimmt glaubte er an Wiedergeburt. Klar, dass er dann ohne mit der Wimper zu zucken den Freitod wählt. Eine Stimme in Bens Kopf forderte von ihm, sich für diesen Gedanken zu schämen, aber er rechtfertigte sich sofort vor sich selbst. Wenn Ralf sein ganzes Leben dieser galante Held war, den er in den letzten zwei, drei

Stunden miterlebt hatte, dann würde sein neues Leben auf jeden Fall ganz fantastisch sein.

Ben dagegen hatte einfach auf ganzer Linie versagt. Er hatte sein Karma in dieser Nacht vollkommen ruiniert. Oder wer weiß, vielleicht war diese Nacht die karmische Strafe für alles, was er davor getan hatte. Aber warum mussten dann Unschuldige sterben? Er wischte diesen Gedanken beiseite. Das war doch sowieso alles Quatsch, er glaubte nicht an den Scheiß. Aber was stimmte, war, dass er heute Nacht alles andere als ein Held gewesen war. Er war die reinste Schande, so wie Ilian es ihm am Telefon gesagt hatte. Plötzlich wurde ihm klar, dass er sogar Souvenirs und Beweise für seine Saga des Scheiterns bei sich trug. Nachdem er das Gewicht auf eine Seite verlagert hatte, griff in seine Hosentasche und kramte darin herum. Einen Gegenstand nach dem anderen kramte er hervor: Das geklebte Foto von Tanja, Abbys pinkes und blutbeschmiertes Mobiltelefon und Paulas Aufnäher – auch der war mit irgendwelchen klebrigen Substanzen befleckt. Er legt diese Mahnmale neben sich und betrachtet sie still. Er schüttelt den Kopf. Er hatte diese drei Frauen untätig sterben lassen, alle hätten seine Hilfe gebraucht. Und Ralf hatte sein Leben gegeben, um ihn zu retten. Ausgerechnet ihn, was für eine Tragödie. Das war wohl der mieseste Tausch der Geschichte. Als hätte Gandhi sich für Hitler geopfert.

Über diesen bescheuerten Vergleich musste Ben kurz innerlich schmunzeln, doch seine dunklen Gedanken ergriffen schon einen Sekundenbruchteil später wieder von ihm Besitz, umschlungen ihn und zertritten ihn in einen bodenlosen, schwarzen Abgrund.

Dann war da noch diese Frau, auf die er mit der Bierflasche eingedrückt hatte. Seine Schwester war wahrscheinlich auch den gnadenlosen Kiefern dieser

Freaks zum Opfer gefallen, während er sich auf seinem Boot dem Selbstmitleid hingeeben hatte. Was sollte das alles noch? Morgen würde hier alles weggebombt werden, und selbst wenn er dem Tod ein weiteres Mal von der Schippe springen sollte, wie könnte er so mit sich leben? Eine einsame Träne quälte sich aus seinem Auge, lief ein Stück den Wangenknochen entlang und klatschte dann auf seine Jacke.

Sein Entschluss stand fest. Er griff sich das Butterfly, lehnte sich zurück und setzte die Klinge an seiner Pulsader an. Sein Herz schlug laut und schnell. Er atmete tief ein. Vor seinem geistigen Auge sah er schon, wie sich sein Fleisch teilte und das Blut heraussprudelte.

Doch er konnte es nicht tun, seine Muskeln gehorchten ihm einfach nicht. Ach was, seine Muskeln. Er war es. Er war so ein gottverdammter Angsthase.

Ben versuchte, kontrolliert durchzuatmen, aber nicht einmal das brachte er bei seiner Schnappatmung fertig. Er wagte noch einen Anlauf, hob den Ellenbogen, genau so wie Ralf es getan hatte. Wieder atmet er ein, schloss die Augen und rief sich das Bild ins Gedächtnis, wie es bei Ralf ausgesehen hatte. Ben verzerrte das Gesicht, seine Muskeln zuckten kurz, er stach zu. Doch beim ersten Anzeichen von Schmerz stoppte er sofort, sprang wie von der Tarantel gestochen auf und schmiss das Messer mit Gewalt zu Boden. Klappernd rutschte es über die Steinplatten, während Ben sich selbst laut schreiend verfluchte.

»MAAAAAN!!!« brüllte er in die Wand hinein, die sich nur wenige Zentimeter vor seinem Gesicht befand, und dann brachen alle Dämme. Ben brach in Tränen aus, heulte wie ein Schoßhund und rutschte an der Wand hinunter. Schluchzend kauerte er sich zusammen, den Kopf zwischen den Knien vergraben.

Er weinte eine ganze Weile, dabei schwellen schon bald seine Schleimhäute an und die Nase begann zu laufen, was er tatenlos zuließ. Auf einmal wurde ihm bewusst, dass sich sein Kopf langsam leerte, als würden seine rasenden Gedanken zusammen mit dem Schnodder ablaufen. Er horchte einen Moment in sich hinein und fand eine beruhigende Stille. Da wurde ihm plötzlich klar, dass sich noch etwas in seiner Hosentasche befand, etwas Wichtiges. Überrascht griff er hinein und zog einen zusammengeknüllten Zettel hervor:

MARIENDORFER DAMM 135 stand dort. Ohne groß zu überlegen sprang Ben auf und rannte Richtung Straße.

20.
BUNDESSTRASSE 96

2:02 Uhr



Wieder rannte Ben den Tempelhofer Damm hinunter, einen Abschnitt der Bundesstraße 96. Weiter südlich hieß diese Straße dann Mariendorfer Damm, das war Bens Ziel, und es fühlte sich an, als wäre es momentan auch sein Lebensziel. Und dabei wusste er nicht einmal, was er da vorfinden würde. Aber er stellte sich ein riesiges Haus vor, möglicherweise irgendwie befestigt, in dem eine ganze Menge Überlebende sich eingerichtet und organisiert hatten. Diese Menschen musste er warnen, vielleicht könnte er so ein bisschen was wieder gut machen.

Doch er versuchte, gar nicht so viel darüber nachzudenken. Er versuchte, die Stille, die er in sich gespürt hatte, zu halten – denn er war sich ziemlich sicher, dass es das war, wovon Ralf gesprochen hatte. Und auch, wenn er früher Jogger immer zum Kotzen fand, merkte er langsam, dass das Laufen etwas von dieser Qualität mitbrachte. Wie oft hatte er in dieser Nacht schon rennen oder sogar fliehen wollen und war schon nach wenigen Metern durch seinen unkoordinierten Lauf- und Atemstil durcheinandergekommen. Vielleicht war das auch die Panik gewesen, wäre ja kein Wunder. Aber jetzt hatte er sich warm gelaufen, hatte sein Tempo gefunden, seine Schrittfolge fühlte sich einfach »rund« an.

Ihm war sogar eingefallen, was Ilian ihm einst über das Laufen gesagt hatte – wobei ihm auch gleich bewusst wurde, dass seine Ablehnung gegen diesen Sport daher kommen konnte, dass sein Stiefvater ihn gerne machte.

»Benny«, hatte er gesagt, »stell dir vor, die ganze Welt ist ein Baumstamm, der im Wasser schwimmt, und mit deinen Schritten musst du ihn rotieren lassen.« Dazu stellte sich Ben jetzt Ilians peinliche Sprachfärbung mit dem gerollten 'R' vor.

»Du musst genau in richtige Tempo laufen, damit du nicht runterfällst. Nicht vorne, nicht hinten.«

Jetzt verstand er, wie das gemeint war. Er hielt seinen Körper unter leichter Spannung, im Prinzip kerzengerade, aber leicht nach vorne geneigt. So, dass er vornüber fallen würde, wenn er keine weiteren Schritte machen würde. Und mit jedem Fußtritt stellte er sich vor, die Welt wie einen Baumstamm nach hinten zu stoßen. Das war ein Gedanke, der ihm nun richtig gut gefiel. Und das Beste war: Irgendwie konzentrierte er sich so auf jeden einzelnen Schritt und hielt sein Hirn damit davon ab, irgendwelche unangenehmen Szenarien zu spinnen. Er war im Hier und Jetzt.

Das Ullsteinhaus hatte er längst hinter sich gelassen und insgesamt war er überrascht, wie kurz die Strecke doch war. Links und rechts war die Straße von dörflich wirkenden Geschäften und Dienstleistern gesäumt, die zwar jeweils klein waren, aber gar nicht aufhören wollten. Die Straße war immer noch vierspurig, in der Mitte von einem kleinen Zaun getrennt, und die Zahl an verlassenen und zum großen Teil ausgeplünderten Fahrzeugen wurde immer größer. Überall lagen auf der Straße Kleidungsstücke, irgendwelche Papiere und Müll herum, doch Ben kam gut voran. Er suchte sich immer die größten Lücken, um nicht wieder von irgendwelchen verborgenen Armen gepackt zu werden, und die Angst war durch seine neue Laufroutine komplett verschwunden.

Er passierte den Mariendorfer Volkspark, der zu seiner linken in völliger Dunkelheit lag. Er hielt ein Auge auf die schattigen Büsche doch insgesamt wirkte hier alles noch toter als weiter nördlich. Ihm kam der absurde Gedanke, dass die Menschen sich hier vielleicht brav mit einer Tasse Tee zum Sterben an ihren Wohnzimmertisch gesetzt hatten.

Doch nun wurde es langsam spannend, die 135 musste gleich kommen und Ben hielt Ausschau nach

einem großen Gebäude, das als eine Art Festung für Überlebende dienen konnte. Das Gegenteil war aber der Fall: Er erreichte die Straßenkreuzung Alt-Mariendorf, an der auf der einen Seite eine kleine, baufällige Kirche stand, und auf der anderen nur einige flache Pavillons waren. Doch dort musste es eigentlich sein – alles wirkte jedoch komplett verlassen und ausgestorben. Dort war ein kleiner Parkplatz gegenüber von einer Kneipe mit einer großen Glasfront, durch die jemand wahrscheinlich beim panischen Versuch, schnell auszuparken, mit seinem Auto hineingerast war. Innen herrschte komplette Dunkelheit, dabei musste das die 135 sein. Was war hier passiert? Kam er zu spät?

Doch dann sah er es – an einer Art Imbisshäuschen hing wieder ein Bettlaken, auf das jemand mit roter Farbe sieben große Zahlen gemalt hatte – eine Telefonnummer. Und genau gegenüber standen zwei graue Telefonzellen mit pinkem Dach. Sie wirkten wie ein Relikt aus einer anderen Zeit und Ben war erstaunt, dass es diese Dinger überhaupt noch gab. Er hätte schwören können, schon ewig keine mehr gesehen zu haben, doch vielleicht hatte sein Hirn sie einfach nur ausgeblendet. Kurz dachte er an die alten Zeiten vor dem Siegeszug der Mobiltelefone und ihm fiel ein, dass er gar kein Kleingeld dabei hatte. Doch in diesem Moment stand er auch schon vor der Zelle und sah, dass jemand auf dem Telefonapparat einen ganzen Stapel bronzefarbener Münzen platziert hatte. Was kostete das noch mal? Er nahm den Hörer ab, wodurch das Display grün aufleuchtete, dann warf er ein paar Zehner ein und drehte sich um, damit er die Nummer von dem Laken ablesen konnte. Nachdem er sie gewählt hatte, wartete er gespannt. Innerlich hatte er sich schon auf eine lange Wartezeit eingestellt, doch schon nach zweimaligem Tuten nahm jemand ab.

»Hallo?«, sagte eine helle, kratzige Stimme am anderen Ende der Leitung. Ben war sich etwas unsicher, was er sagen sollte, zumal sich sein Gesprächspartner nicht vorstellte.

»Hallo, äh... hier ist Ben«, sagte er nach kurzem Zögern und dann: »Ich hab' eure Plakate gesehen.«

»Was, *der* Ben? Ben mit dem Boot?«, fragte die Stimme zu seiner Überraschung. Völlig perplex schwieg er kurz, und es kam direkt die nächste Frage: »Weißt du, wo der Forddamm ist?«

»Klar«, antwortete Ben.

»Okay. Nummer 9, Ecke Friedenstraße«, sagte die Stimme. »Beeil' dich!«

Ben wollte noch etwas sagen, doch es knackte in der Leitung und danach kam nur noch ein Freizeichen. Ben schaute kurz irritiert auf den Hörer, dann hängte er auf und machte sich auf den Weg, die Friedenstraße hinunter. Was hatte das zu bedeuten? Kannten sie ihn? Und was sollte das alles mit dem Telefon? Diese Frage konnte er sich selbst noch am ehesten beantworten: Wahrscheinlich war es eine Art Sicherheitsmaßnahme. Sie hatten die Banner aufgehängt, damit aber nicht ihre tatsächliche Position verraten. Aber warum sollte man so etwas tun, die Infizierten konnten doch sowieso nicht lesen ...

Viel mysteriöser war allerdings die Frage, woher sie das mit dem Boot wussten. Von Ralf definitiv nicht, blieb also nur die Wohngemeinschaft von Paula und Co. Er schluckte bei dem Gedanken an das, was er dort gesehen hatte. Aber vielleicht standen sie mit den anderen im Telefonkontakt. Die Plakate kannten sie ja sicherlich, schließlich hatte Ben sie auch in der unmittelbaren Umgebung der Wohnung gesehen.

Über diese Gedanken hatte er auch schon den großen, hellgrauen Altbau erreicht; Forddamm Nummer 9. Als er vor dem großen Flügeltor ankam,

öffnete sich dieses auch schon auf der einen Seite – offensichtlich wurde er von innen beobachtet.

Der Mann, der die Tür aufzog, trat nun aus dem Schatten. Es war ein kräftiger Mittdreißiger mit kantigem Gesicht und bulliger Statur. Er wirkte wie ein einschüchternder Türsteher eines exklusiven Nachtclubs und Ben hätte es nicht gewundert, wenn genau dies sein Job gewesen wäre. Er nickte dem Mann flüchtig zu und trat ein. Aus Richtung des Hofes kam ein langer, schlaksiger Mann mit weißen Haaren auf ihn zu. Seine Frisur wirkte trotz ihrer Farbe irgendwie punkig-modern, sein etwas zerknittertes Gesicht hatte die Züge eines starken Rauchers. Obwohl er offensichtlich nicht mehr der Jüngste war, hatte er eine jugendhafte Ausstrahlung und Bens erster Gedanke war, dass er bestimmt Künstler war.

An seiner Seite ein weiteres Muskelpaket, ein Typ mit Glatze, der neben seiner ausgeprägten Physis noch einen mit Nägeln gespickten Baseballschläger als Argumentationsverstärker mitführte.

Der Weißhaarige streckte Ben noch im Laufen seine Hand entgegen und setzte ein Grinsen auf, das einige schräge Zahnlücken sichtbar machte. »Ich hab mich schon gefragt, ob's dich wirklich gibt, oder ob du so 'ne Art Engel bist«, sagte der Mann zu Bens Überraschung.

»Wie bitte?«, fragte er irritiert.

»Du hast doch schon ein paar Freunde vorbei geschickt«, sagte sein Gegenüber mit einem Schulterzucken und zog seine Hand zurück. Ben stutzte kurz, dann wurde ihm klar, wen er meinen könnte. Schließlich hatte er alle seine Gesprächspartner nach dieser Adresse gefragt ... Also war bei Georg nicht ohne Grund das Licht aus gewesen.

»Du meinst Georg?« Der Mann nickte, seine Haltung war inzwischen sehr entspannt, seine Schultern hingen etwas.

»Ja, Georg und die Anderen.« Aha, die Penner waren also auch gekommen. »Du bist es also wirklich«, fügte der Mann hinzu. Dann schoss wieder seine Hand nach vorne, mit etwas mehr Nachdruck diesmal, und Ben schlug ein, immer noch etwas ver-dattert.

»Ich bin Kim«, wurde ihm erklärt. »Ich bin hier sozusagen ...« Er machte eine kleine Kunstpause, und der Mann mit der Keule beendete seinen Satz mit den sehr betonten Worten: »Der Boss!«

Obwohl das Ganze wirkte wie eine einstudierte Nummer, hob Kim etwas gleichgültig die Schultern.

»... wider Willen«, sprach er weiter. »Aber gut. Was wollte ich sagen?«

In diesem Moment flog die Tür zum Innenhof auf und knallte ungebremst in den Türstopper. Bevor Ben seinen Blick dorthin richtete, fiel ihm noch auf, dass Kim anfang, in sich hineinzulächeln – einen Sekundenbruchteil später wusste Ben auch, wieso. Anscheinend hatte Kim ein Faible für kitschige Momente, denn die Person, die da gerade auf Ben zu gerannt kam, war niemand anders als Paula.

Ben konnte es kaum fassen, aber sie war es wirklich! Sie hatte überlebt! In seinem Kopf entstand eine Art Vakuum, er war sich doch sicher gewesen, sie nie mehr wieder zu sehen. Sie wollte ihm gerade mit ausgebreiteten Armen um den Hals fallen, doch dann trafen sich ihre Blicke in einem gegenseitigen Erkennen: Ben sah, wie ihr Lächeln einfror und verschwand. Klar, sie wusste, was es bedeutete, dass er nun hier war, und nicht bei seiner Tanja. Und er wusste, warum sie hier war, und nicht unter den Toten ihrer ehemaligen Wohngemeinschaft. Zumindest dachte er das. Doch es war egal, in dieser Welt standen sie sowieso alle auf einer Stufe, denn es gab nur noch drei Arten von Menschen: Die Lebenden, die Infizierten und die Toten.

Ben atmete auf und auch Paulas Lächeln kam zurück, kurz bevor er sie in die Arme nahm. Nachdem er seine erste Überraschung überwunden hatte, sah Ben auch Mathias, der sich langsam aus dem Hof näherte und zum Gruß leger die Hand anhub.

Durch ein Räuspern fiel Bens Aufmerksamkeit nun wieder auf Kim, der direkt neben ihm und Paula stand.

»Es tut mir leid, dass ich so dazwischen funken muss, aber wir müssen ganz kurz was wichtiges besprechen!«, sagte er und Paula nickte bekräftigend.

»Du kennst dich mit Schiffen aus«, setzte Kim an, »und wir haben hier gerade eine extrem ernste Situation...«

Ben fiel ihm ins Wort: »...die Bomben?«

Jetzt war Kim kurz überrascht und hob die Augenbrauen. »Okay, das weißt du auch«, sagte er und wurde dann ernster. »Na umso besser. Wir bereiten uns gerade darauf vor, die Leute hier rauszuschaffen.« Er deutete einladend mit der Hand in den Hof und lief los. Ben folgte ihm und konnte im Schein mehrerer Lagefeuern und Lampen einen Haufen Menschen sehen. Ohne die besorgten Gesichter hätte man denken können, es handele sich um eine Gartenparty. Kim gestikulierte, während er weitersprach.

»Es ist echt irre. Genau an dem Tag, bevor es losgehen soll, schickst du uns hier noch Leute vorbei... und hast vielleicht sogar die Lösung für unser drängendstes Problem!«

Ben ließ den Blick weiter kreisen. Das Areal war größer als ein einfacher Hof, mehrere Gebäude waren hier durch Zäune von einem Sportplatz getrennt, und diese Zäune waren aufwändig mit allerlei Brettern und Möbelteilen zu regelrechten Palisaden erweitert worden. Sogar einen improvisierten Wachturm konnte Ben erkennen. Das Areal hatte etwas

von einem Armeefort aus dem Wilden Westen. Ben blickte in die Gesichter der Menschen. Viele starrten mit leeren Augen in die Flammen, andere kuschelten sich aneinander oder schliefen einfach auf alten Matratzen oder Europaletten auf dem Boden. Überall lagen Taschen, Koffer und Kleidungsstücke.

Schließlich sah Ben sogar ein bekanntes Gesicht: Georg lehnte mit seiner Wodkaflasche an einer Wand und prostete Ben zu. Der wollte gerade auf ihn zugehen, als er von dem Türsteher-Typen weiter geschoben wurde. Kim öffnete die Plane zu einem Zelt, das in einer Ecke aufgebaut war und deutete mit dem Kopf hinein. Ben schlüpfte geduckt durch die Öffnung und fand im Inneren eine Art improvisierte Kommandozentrale vor: Allerlei Karten und Pläne lagen auf einem großen Tapeziertisch, dazu Funkgeräte. Auf einem Beistelltisch sah Ben sogar einige Teile auseinandergedauter Schusswaffen. Nachdem die Männer alle eingetreten waren und sich um ihn herum aufgestellt hatten, stellte Kim die anderen mit einer lässigen Handbewegung vor.

»Das ist übrigens Martin«, sagte er, »Und unser charmanter Doorman heißt Ansgar.« Die beiden Kerle nickten anerkennend.

»Hör zu, wir haben versucht, das mit dem Bombardement herunterzuspielen, damit hier nicht alle in Panik ausbrechen. Aber es ist verdammt ernst.«

Ben schaute ihn fragend an, und Kim deutete auf Martin, der seinen Baseballschläger bei dem Werkzeuggestisch abgelegt hatte, um sich dort mit den Waffen zu beschäftigen.

»Unsere Leute, die sich mit Militär auskennen, gehen von 'nem Beschuss mit Atomgranaten aus«, sagte Kim, und Martin pausierte seine Tätigkeit, als Ben ungläubig das Wort »Atomgranaten?« nachplapperte.

In einem referierenden Ton präzierte Martin:

»Taktische ballistische Geschosse mit einer Sprengkraft um 20 Megatonnen.«

»Also Hiroshima-Äquivalent«, sagte Kim auf Bens etwas überforderten Gesichtsausdruck. »Damit werden sie wahrscheinlich nur den Stadtkern plattmachen, und dann abwarten, was passiert«, fuhr er fort, »aber alles im näheren Umkreis ist Kollateralschaden.«

Ben schüttelt angewidert den Kopf. »Das ist doch Wahnsinn!«

»Wie auch immer«, wiegelte Kim ab, »Wir müssen jedenfalls weit genug aus der Stadt raus. Wir haben eigentlich genug Fahrzeuge ... aber unsere Scouts konnten noch keine geeignete Route ausmachen. Bis zum Stadtrand gibt es Möglichkeiten, aber bei den Ausfallstraßen wird es eng. Da merkt man einfach noch, dass die Stadt zu Ostzeiten völlig isoliert war. Die wenigen Wege, die es jetzt gibt, sind komplett verstopft. Zum Aufräumen mit schwerem Gerät fehlt die Zeit, und gefährlich wäre es natürlich auch.«

Ben nickte ernst, und nun kam Kim zur Sache: »Also, wie sieht das aus mit dem Boot?«

Ben kratzte sich nervös am Nacken.

»Mein Boot ist nur ne Mini-Jacht«, erklärte er, »Von wie vielen Passagieren reden wir?«

»Alles in allem sind wir hier etwa hundert bis hundertzwanzig Leute.«

Eine angespannte Stille erfüllte den Raum, die Männer warteten auf Bens Reaktion auf diese Zahl.

»Okay«, sagte er schließlich mit deutlichem Unbehagen in der Stimme. »Die MS Spreediva. Ein Ausflugsdampfer, zugelassen für 150 Personen.«

Kim breitete begeistert die Arme aus und selbst die grummeligen Muskelmänner konnten sich ein erleichtertes Auflachen nicht verkneifen. »Wenn man

an so 'nen Shit glaubt«, sagte Kim, »könnte man echt meinen, dich schickt der Himmel!«

Ben versuchte sich an einem missglückten Lächeln, was Kim irritierte.

»Was ist denn los, kommen wir an den Kahn ran oder nicht?«

»Ja, doch«, sagte Ben zögerlich. »für mich ist das aus persönlichen Gründen ein bisschen schwer...«

»Machst du Witze? Es geht hier um Leben und Tod!«, rief Kim verdutzt aus. »Ich weiß«, sagte Ben ernst und nahm Haltung an. »Wir kriegen das hin. Auf jeden Fall. Der Kahn liegt in Oberschöneweide.«

Jetzt stürzte Kim auf ihn zu und umarmte ihn. »Ben, du bist der Män!«, reimte er und auch Ansgar und Martin klopfen ihm anerkennend auf die Schultern.

»Pass auf, wir zurren jetzt den Plan fest. Ich spreche noch mal mit den Scouts und wir gucken, wie wir die Leute am sichersten Richtung Köpenick kriegen. Und du erholst dich erst mal!«

Ansgar schlug an der Tischkante den Kronkorken von einer dicken Bierflasche und drückte sie Ben in die Hand. »Prost«, sagte er.

Martin hob indessen die Zeltplane an und deutete mit dem Kopf nach draußen. »Da wartet auch schon jemand auf dich!«

Ben sah, dass Paula draußen war und ließ die Männer stehen. Als Martin hinter ihm die Plane schloss, nahm Ben schnell einen Schluck von dem kalten Bier. Ein wirklich herrliches Erlebnis, doch etwas anderes war ihm gerade wichtiger. Er stellte die Flasche auf einen Fenstersims und konzentrierte seine gesamte Aufmerksamkeit auf die kleine Frau, die vor ihm stand.

»Paula, was für ein Glück! Ich dachte schon ... Ich war vorhin noch mal in der Wohnung, was ist passiert?«

Jetzt war sie damit an der Reihe, irritiert zu wirken. »Was passiert ist? Na, was soll schon sein? Wolfgang der alte Ficker hat mich rausgeschmissen!«, sagte sie.

»Wie jetzt?«, fragte Ben etwas ratlos.

»Wegen der Sache mit dir halt«, sagte Paula, als wäre es das Naheliegendste der Welt. »Der konnte es einfach nicht vertragen, dass ich so ›seine Autorität‹ untergraben habe. Aber nicht nur das, der ist echt komplett durchgedreht. Als die anderen schlafen sind, wollte er mir an die Wäsche!« Ben machte große Augen. »Also ernsthaft jetzt«, bekräftigte Paula.

Ben schüttelte fassungslos den Kopf. »Der fiese, alte Sack«, murmelte er.

»Aber Matze hatte Wache«, erzählte Paula weiter. »Der hat das mitgekriegt und ist dazwischen gegangen.« Sie machte eine kurze Pause, anscheinend holten die Erlebnisse sie ein und machten ihr mehr zu schaffen, als sie zugeben wollte. Ben legte ihr eine Hand auf die Schulter.

»Und dann?«, fragte er sanft. Paula räusperte sich und fuhr fort. »Dann haben wir uns drauf geeinigt, dass Matze mich hierher bringt. Kim hat uns von den Bomben erzählt, deswegen radelt er jetzt gleich zurück, um die anderen zu holen. Aber mich kriegen keine 10 Pferde mehr in die Bude.«

Vor Bens geistigem Auge blitzen die Bilder aus der Wohnung auf – das Blut, die toten Körper – und das Brechen von Andreas Wirbelsäule echote durch seinen Schädel. Er hatte keine Ahnung, wie er Paula das beibringen sollte und verschluckte sich an seinen eigenen Worten.

»Ähm ... weißt du ... In der Wohnung, da muss was passiert sein...«

Mathias, der aus einigen Metern Entfernung anscheinend mit einem halben Ohr zugehört hatte, be-

kam auf einmal große Augen und sprang Ben fast ins Gesicht.

»Was«, rief er, »Was ist da passiert?«

Ben machte defensiv einen halben Schritt zurück. »Ich weiß es auch nicht genau ... Infizierte ... Ich ...« Mathias packte ihn am Kragen und drückte ihn gegen die Wand, während Paula versuchte, ihn zu beschwichtigen, doch Mathias nahm sie überhaupt nicht war.

»Hast du Andrea gesehen?«, kreischte er mit sich überschlagender Stimme.

»Ja sie ... sie wurde gebissen und mein ... ich meine, der Ralf, mit dem ich unterwegs war, der hat sie ...« Mathias fror komplett ein, seine Augen sahen so aus, als würden sie gleich aus den Höhlen springen. Ben fühlte sich aus irgendeinem Grund schuldig, er wollte eigentlich etwas Beschönigendes, Nettes sagen, aber was gab es da zu beschönigen?

»Er musste sie kalt machen«, rutschte es aus seinem Mund heraus. Okay, das war wirklich nicht sehr schön, aber mit dem folgenden Faustschlag von Mathias hatte er trotzdem nicht gerechnet.

Zum Glück hatten Kim und seine Männer den Tumult anscheinend mitbekommen; Ansgar und Martin zerrten den rasenden Mathias in Richtung des Zeltes. Paula war komplett bestürzt und hin- und hergerissen.

»Ich muss mich um ihn kümmern!«, rief sie Ben schließlich zu, als sie sich nach einigen unentschlossenen Bewegungen aufmachte, den Männern zu folgen. Ben rutschte immer noch komplett überrumpelt auf seinen Hintern und rieb sich das schmerzende Kinn.

Als er den Blick etwas hob, sah er, dass ihn ein kleines Mädchen mit verschmuddeltem Gesicht mit großen Augen anstarrte. Sie blinzelte nicht mal, und Ben lächelte sie etwas verlegen an.

»Entschuldigen sie bitte«, sagte eine Frau, wahrscheinlich die Mutter, und drückte das Mädchen an sie heran. »Ich habe gerade mitbekommen, dass Sie Ben sind, das habe ich ihr gesagt.«

Ben fragte sich, was das zu bedeuten hatte, aber das Mädchen schaute ihn weiter an, als wäre er Weihnachtsmann und Osterhase in Personalunion. »Die Leute reden hier«, sagte die Mutter wie zur Erklärung.

»Wir wissen, dass Sie uns hier rausbringen werden. Das muss doch ein Zeichen sein!«

Dazu fiel Ben nun gar nichts mehr ein und der Frau wurde klar, dass sie ihn wohl etwas in Verlegenheit gebracht hatte. Sie griff kurz hinter sich und streckte Ben dann eine offene, fast volle Flasche Bier entgegen.

»Nehmen Sie!«, sagte sie bekräftigend »Ist noch ganz frisch!«

Jetzt fiel Ben sein eigenes Bier wieder ein, er schnappte es sich von dem Fenstersims und hielt es der Frau entgegen.

»Ich bin schon versorgt«, sagte er, und die Frau antwortete:

»Dann trinke ich auf Ihr Wohl!« Als die beiden anstießen, sah Ben aus dem Augenwinkel, wie Kim mit genervtem Blick aus dem Zelt kam. Ben hoffte, dass sie Matthias keine Abreibung verpasst hatten. In jedem Fall erhellte sich Kims Blick, als er Ben sah. Mit einem Winken bedeutete er Ben, ihm zu folgen. Im Hintergrund kamen nun auch Martin, Ansgar und Matthias aus dem Zelt. Der Arme hatte immer noch ganz gerötete Augen, aber anscheinend hatten sie ihn beruhigen können, zumindest wirkte er jetzt eher niedergeschlagen als aggressiv.

Inzwischen hatte Ben zu Kim aufgeschlossen, der packte seine Hand und zog ihn in die Mitte des Hofes.

»Leute!«, rief Kim in die Runde und schaute sich um. »Alle mal herhören!«, schrie Ansgar jetzt in einem raumgreifenden Kommandoton, anscheinend war ihm noch nicht genügend Aufmerksamkeit gegeben. Sogar in der ersten Etage öffneten sich nun einige Fenster.

Kim nickte ihm kurz zu und rief dann: »Darf ich euch Ben vorstellen? Unseren neuesten Neuzugang. Und er hat unser Ticket hier raus! Wir hauen morgen mit seinem Dampfer ab!« Eine starke Unruhe kam in die Umstehenden, viele klatschten und johlten spontan.

Kim fuhr fort: »Bitte macht euch alle bereit, wir werden in drei Stunden aufbrechen, dann sind wir bei Sonnenaufgang in Oberschönevide!«

Jetzt wandte er sich an Ben und fragte in normaler Lautstärke: »Wo da eigentlich genau?«

»Wilhelminenhof – Ecke Ostendstraße«, sagte Ben, und Kim wiederholte es laut für die Zuhörer, die daraufhin erneut in Applaus ausbrachen. Ben fragte sich, was für einen Unterschied nun die genaue Adresse machte, aber wahrscheinlich wirkt es wie eine Art Beweis, dass es wirklich passieren würde. Kim reckte die Arme hoch und ließ sich feiern, während es Ben kalt den Rücken hinunter lief. Er musste einen klaren Kopf bekommen und lief auf eine der dunkleren Ecken zu, dabei nahm er einen großen Schluck Bier. Den Alkohol konnte er jetzt gut gebrauchen, diese Situation war doch komplett skurril. Es war doch nur eine Nacht, nur ein paar Stunden, in der ein ganzes Leben voller blöder Entscheidungen gipfelte, und jetzt stand er auf einmal als Held und Retter da? Einfach surreal.

Er überlegte kurz, was ihm sonst für komische Dinge im Leben passiert waren. Mit dieser Nacht konnte natürlich nichts mithalten. Aber einmal hatte er sich auf einer Party mit einer jungen Frau unter-

halten, die ihm ganz gut gefiel, und es stellte sich heraus, dass ihre Mutter im gleichen Haus wohnte, wie ein Kumpel von ihm. Und am nächsten Tag fuhr er ganz zufällig diese Straße entlang, und sah dort, wie eben diese junge Dame aus ihrem Auto stieg, um ihre Mutter zu besuchen. Er machte mitten auf einer kleinen Kreuzung eine Vollbremsung, sprang aus dem Wagen um sie zu begrüßen, und ließ sich von dem folgenden Hupkonzert auch nicht abhalten. Und diese besondere Person, die der Zufall ihm quasi mit einem Donnerschlag präsentiert hatte, war Tanja gewesen...

Ben lief auf den beleuchteten Aufgang zum Hinterhaus zu, etwas unsicher, wo er mit sich hin sollte. Auf jeden Fall schien es ihm angebracht, ein wenig Abstand zwischen sich und seine neu gewonnenen Fans zu bringen, also lief er weiter – bis Stefan ihm den Weg abschnitt. Wäre Ben nicht so in Gedanken versunken gewesen, hätte er ihn eigentlich riechen müssen, bevor er ihn sah. Stefan jedenfalls freute sich total ungekünstelt und grinste Ben mit seinen schlechten Zähnen breit an.

»H-hey, Ben!«, stotterte er zur Begrüßung, doch sein Lächeln verschwand abrupt. »W-wo ist...?«

Auch er hatte also gleich an Tanja gedacht. Ben schüttelte traurig den Kopf, und Stefan machte einen halben Schritt zurück, schaute dann betreten zu Boden. »Oh«, sagte er halblaut.

»Sag mal Stefan, warum bist du hergekommen?«, fragte Ben unvermittelt, um das Thema schnell zu wechseln.

»W-weiß nicht«, sagte Stefan, »D-du hast m-mich doch gefragt, nach dem Ma-Ma-Damm.«

»Aber du hast doch schon davon gewusst. Warum bist du denn dann ausgerechnet heute Nacht hergekommen?«

»D-Du...«, setzte Stefan an, wusste dann aber auch nicht so recht, was er sagen wollte. »K-klang wichtig«, sagte er schließlich. Ben nickte.

»Und die anderen?«, fragte er. Als Antwort blies Stefan nur die Backen auf und machte »Pffffff!«

»D-die glauben nicht an B-bomben«, fügte er nach einer kurzen Pause hinzu.

»Das wusstet ihr auch?«, rief Ben überrascht aus. »L-Logo«, sagte Stefan mit einem etwas brüskierten Blick. »Dachte, d-deswegen hast du's so a-eilig.«

Ben nickte, klopfte ihm auf die Schulter und ließ ihn dann stehen. Er ging den Treppenaufgang hinauf, die Türen zu den Wohnungen standen offen, und Ben folgte einem frischen Luftzug in die Wohnung zu seiner Rechten. Dort lagen überall Menschen in Schlafsäcken und Decken, sowie einige, die anscheinend Wache hielten. Ben musterte die Gesichter im Vorbeigehen viele nickten ihm zu oder grinsten ihn an – sie hatten Kims kurze Ansprache anscheinend von hier oben mitgehört. War ja auch klar, denn sie sollten sich bereit machen. Ben schlug so viel Zustimmung entgegen, die Leute wirkten alle regelrecht ergriffen, doch das machte ihm mehr Unbehagen als alles Andere. Er trat dann auf einen Balkon hinaus und stellte sich mit verschränkten Armen ans Geländer.

Schräg gegenüber standen ein paar merkwürdige Bungalows, jenseits des Zaunes war ein orange bepflasterter Fußballplatz. Das Netz des einen Tores bewegte sich in zappeligen Bewegungen und es sah so aus, als hätte sich ein Infizierter darin verheddert. Ben war froh, dass er es gar nicht so genau erkennen konnte, nahm noch einen Schluck Bier und schaute nachdenklich in die Ferne. Nach einem kurzen Moment absoluter Stille beendete Paulas Stimme seine abschweifenden Gedanken.

»Ich glaube, ich hab grad n' Déjà-vu«, rief sie lauter, als es nötig gewesen wäre. Als sie neben ihn trat, war Ben kurz irritiert, doch dann wurde ihm klar, was sie meinte.

»Ja... Echt irre, oder? Da stehen wir wieder.« Die beiden schwiegen kurz, während Ben an das Gespräch dachte, in dem Paula ihm diese böse neue Welt vorgestellt hatte.

»Wir kennen uns erst nen halben Tag«, sagte er schmunzelnd, »Oder 'ne halbe Nacht, besser gesagt.«

Paula nickte. »Trotzdem kommt es einem vor wie 'ne Ewigkeit.«

»Oder gerade deswegen«, sagte Ben nachdenklich und fügte hinzu: »Fast genau so lange geht dieser Albtraum jetzt schon für mich ... und ich habe das Gefühl, das wäre mein ganzes Leben.«

»Auf eine Art ist es das ja auch«, sagte Paula. »Aber morgen isses dann wohl vorbei. So oder so.«

»Wenn man es so betrachtet ... fängt dann vielleicht auch etwas Neues an.«

»Genau, eine Welt ohne Banker und Yuppies«, stichelte Paula.

Ben musste gegen seinen Willen ein wenig grinsen, hatte aber auch gleich einen guten Konter auf Lager:

»Hurra«, sagte er, »dann müsst ihr Punk-Lesben euch nicht mehr aus Protest so scheiße anziehen!«

Die beiden lachten leise, doch nach einer kurzen Pause kippte die Stimmung wieder.

»Die anderen sind alle tot, oder?«, fragte Paula schließlich.

»Tut mir leid«, sagte Ben mit gesenktem Blick.

»Kannst du ja nichts für«, sagte Paula. »Und bei dir ist es ja anscheinend auch nicht besser gelaufen.«

Ben atmete tief durch und schaute in die Nacht hinaus. Er nahm noch einen Schluck Bier und wollte gerade ansetzen, etwas über Tanja und Ralf zu erzäh-

len, als er aus dem Augenwinkel sah, wie Paula mit den Tränen kämpfte. Ihre Hände krampften sich um das Balkongeländer, als Ben ihr vorsichtig die Hand auf die Schulter legte.

»Mann scheiße«, presste sie hervor, ohne ihn anzusehen, »Ich hatte mich schon gefragt, ob Wolfgang infiziert war... Der war so Aggro ... und dieser Blick... Aber ich hätte nie gedacht, dass das so schnell geht.« Sie schüttelte den Kopf und schluckte ihre Tränen hinunter. Ben setzte an, etwas Beruhigendes zu sagen, doch sie lehnte sich in seine Richtung und schaute mit großen Augen zu ihm hinauf und sagte mit unkontrolliert lauter Stimme: »Ich hätte doch irgendwas machen müssen!«

Ben schloss die Augen und schüttelte traurig den Kopf. »Du hast ganz bestimmt nicht so übel versagt, wie ich«, sagte er schließlich.

»Ach nein?«, schluchzte Paula heiser. »Weißt du, ich hab' in 'ner Kita gejobbt. Am Tag X ist erst die Chefin nicht vom Mittagessen wieder gekommen...«

Ben ließ seinen Arm sinken und machte einen halben Schritt zurück. Die Intensität in Paulas Stimme ließ ihm fast das Blut in den Adern gefrieren. »Am Nachmittag sind dann ein paar von den Kinder nicht abgeholt worden«, fuhr Paula fort. »Ich habe die Eltern nicht erreicht ... und habe ziemlich schnell angefangen, mir Sorgen zu machen. Als dann das Handynetz zusammengebrochen ist, habe ich mir schon gedacht, dass die nie mehr kommen würden.«

Ihr Redefluss kam ins Stocken, Ben biss die Zähne zusammen. Er konnte sich schon denken, wie die Geschichte weiterging und war sich nicht sicher, ob er es ertragen können würde. Paula kämpfte ebenfalls mit sich, schließlich entriss sie Ben die Bierflasche und nahm einen großen Schluck. Sie fasste sich, und sagte eher aggressiv:

»Fünf Kinder hatte ich am Anfang. Fünf.« Vielleicht war ihr Tonfall doch eher ein Selbstvorwurf. Ben versuchte, Blickkontakt mit ihr aufzunehmen, doch sie schien einfach durch ihn hindurch zu starren. Ihre Augen wurden wieder feucht.

»Ich werde ihre Namen nie vergessen«, sagte sie plötzlich ganz schnell, als ob sie Angst hätte, den Satz sonst nicht beenden zu können. Dann warf sie sich gegen Bens Brust und fing an, zu schluchzen. Er legte stumm die Arme um sie und sie standen eine Weile einfach nur da. Schließlich drehte Paula sich weg und wischte sich mit ihrem Jackenärmel die Tränen aus dem Gesicht.

Ben wühlte in seiner Hosentasche und förderte wieder all die Gegenstände zutage, die darin waren und parkte sie unbeholfen auf der Brüstung des Balkons. Er durchwühlte den kleinen Haufen und zog schließlich den »Soldaten sind Mörder«-Anstecker hervor. Feierlich streckte er ihn Paula entgegen.

»Wenigstens du hast es geschafft«, sagte er.

Paula schaute an ihrer Jacke herunter, anscheinend hatte sie das Fehlen gar nicht bemerkt. Sie wollte sich gerade bedanken, als sie zu ahnen begann, was es mit Bens letztem Satz und all diesen Gegenständen auf sich hatte. Sie schaute ihn forschend an, dann trat sie noch näher an ihn heran. Er wich ihrem Blick aus und schaute schließlich sogar weg, als sie die blutverschmierten Sachen langsam eine nach der anderen auf der Brüstung des Balkons aufreichte: Das zerrissene Foto von Tanja, das pinke Handy von Abby, und Ralfs blutiges Butterfly.

Sie schaute Ben weiter an, und ihm wurde klar, dass er nicht darum herumkommen würde, sich zu erklären. Also versuchte er es: »Du wirst ihre Namen nie vergessen, und ich habe eben diese ... Erinnerungen.«

»Dann teile sie mit mir«, forderte Paula. Ben schüttelte zerknirscht den Kopf, doch es war ihm bewusst, das Paula nicht aufgeben würde. Also atmete er tief durch und schob das pinke Handy ein Stück nach oben.

»Abby«, sagte er. »Ein Mädels, das im Sterben lag. Sie wollte eigentlich nur, dass ich ihr sage, dass alles okay ist. Aber selbst das habe ich versaut. Ich hatte solche Panik ... und dabei war sie diejenige, die am Sterben war.« Paula nickte und Ben deutete auf das Foto.

»Tanja; das weißt du ja. Ich habe sie ihm Stich gelassen, weil ich nur an mich und meine tolle Karriere gedacht habe.«

»Und das Messer?«, fragte Paula.

»Ralf«, sagte Ben. »Das war Tanjas neuer Freund.« Er schluckte. »Er hat sich um sie gekümmert, bis zuletzt. Und weil ich so ein Spast bin, ist er jetzt auch tot.«

Ben schaute sie schweigend an, in seinem Kopf arbeitete es. Paula wischte nachdenklich das Blut von Tanjas Portrait.

»Ich habe mein ganzes Leben dafür gearbeitet, etwas Besonderes zu werden. Ich wollte Erfolg haben, und vor allem Geld. Und ich hatte auch Erfolg und Geld. Aber jetzt ist das vorbei, alles wertlos.«

Paula schaute ihn fragend an. »... und?«

»Trotzdem tun jetzt alle so, als wäre ich der Heiland oder so was. Dabei habe ich nichts mehr, ich bin nichts mehr.«

»Vielleicht ist das ja gerade der Punkt«, sagte Paula. »Es hat niemand mehr etwas. Es ist alles egal, jeder hat die gleiche Ausgangsbasis. Und was jetzt zählt, ist nur noch, was man macht. Und du kannst etwas machen, du kannst die Leute alle hier rausbringen.«

»Oder ich kann wieder versagen und alle im Stich lassen«, korrigierte Ben sie.

»Pass auf, die Adresse, die ich Kim gesagt habe, ist die von der Werft meines Stiefvaters. Als der nach Deutschland gekommen ist, hat er sich mit dem Restaurieren von Booten einen Namen gemacht. So bin ich auch zu dem Hobby gekommen. Aber das Problem ist, wir haben uns übel zerstritten. Ich habe ihn über fünf Jahre nicht gesehen...«

»Ja und?«, fragte Paula erneut. Bens Worte kamen ihm nur stockend über die Lippen.

»Ich weiß nicht, was passieren wird. Ich habe Dinge gesagt ... weißt du, als ich noch ganz klein war, ist meine Mutter gestorben...«

»Und das hast du ihm vorgeworfen?«, fragte Paula entgeistert.

»Ich ... auf jeden Fall war ich der Meinung, er hätte länger trauern müssen ... statt einfach die nächstbeste Deutsche zu heiraten.«

»Aber er hat dich doch trotzdem aufgezogen!«, protestierte Paula.

»Ja, soviel Anstand hat er, das muss man ihm lassen«, sagte Ben. »Aber er ist trotzdem ein fieses Arschloch. Ohne Gefühle. Aber jetzt ... ich weiß auch nicht. Haben wir irgendwie alle Blut an den Händen.«

Er schaute auf Paulas Hände, die geradezu symbolisch rot waren. Das Blut an ihren Händen war das von Abby und Ralf.

»Vor allem ich«, fügte Ben leise hinzu. Er atmete tief durch. Es entstand eine kurze Pause.

»Weißt du, was Kim mir vorhin gesagt hat? Es ist egal, was in der Vergangenheit war. Oder was vielleicht irgendwann mal passiert. Wir können nur in der Gegenwart was machen. Nur das zählt.«

Ben nickte langsam. »Tja ... und genau deswegen muss ich jetzt los.«

Paula schaute ihn mit großen Augen an. »Alleine? Spinnst du?«

»Ich kann nicht schon wieder alle im Stich lassen. Ich muss das diesmal regeln!«, erklärte Ben.

»Aber ... wie willst du denn da hinkommen? Was, wenn die Freaks dich erwischen? Dann sind hier erst recht alle am Arsch!«

Ben zog seinen Stift und den »Ma-Damm-135«-Zettel aus der Tasche. Er schrieb etwas darauf.

»Das ist die Adresse in Marienfelde«, sagte Ben. »Da wohnt mein Stiefvater, in dem Haus hat er die Schlüssel zur Werft. Wenn ich nicht rechtzeitig anrufe, dann holt sie euch selbst... Mit Gewalt, wenn's sein muss. Du musst mit Kim reden. Aber ich brauche 'nen Vorsprung.«

Paula legte die Hand auf den Zettel und stand langsam auf. »Diesmal kriegst du aber wenigstens mein Fahrrad!«

21.
GROSSBEERENSTRASSE

3:19 Uhr



Ben versuchte, sich auf die kalte Luft zu konzentrieren, die um sein Gesicht herum strömte und die er in tief seine Lungen saugte, obwohl das stechende Schmerzen auslöste. Er hoffte, dass diese unangenehme Empfindung reichen würde, um seine Aufmerksamkeit an die Realität dieser Radtour zu binden, von der so viel abhing. Aber genau deswegen schien es ihm nicht zu gelingen, seine Gedanken driften immer wieder ab, kreisten um sein mögliches Scheitern.

Er fuhr die Großbeerstraße hinunter, einen Teil der Bundesstraße 101, die fast direkt vor Kims kleinem Fort voller Überlebender begann. Ben war ungefähr zehn Minuten gefahren und dieser Teil der Straße war ein ausgemachtes Industriegebiet. Tankstellen, Firmengebäude mit riesigen Parkplätzen, gigantische Supermärkte und Heimwerkerläden erinnerten fast an die amerikanische Drive-In-Kultur. Die Straße war überraschend leer, nach dem, was Ben bisher gehört hatte, hatte er riesige Blechlawinen erwartet. So kam er gut voran, doch genau deswegen liefen seine Gedanken Amok.

Immer wieder stellt er sich die Szene vor, wie er vor Ilian treten würde, seinen Stiefvater, mit dem er seit fünf Jahren kaum ein Wort geredet hatte. Er wägte sämtliche Gesprächsoptionen ab und spielte die verschiedensten Szenarien durch, obwohl er genau wusste, dass dann in der Realität alles ganz anders laufen würde. Und wann immer er an diesen Punkt kam, rief er sich auch ins Bewusstsein, dass er sich auf die Gegenwart konzentrieren musste – denn es konnten in einer ehemals belebten Straße wie dieser überall Gefahren lauern, die ihm kaum Zeit zum reagieren lassen würden.

Doch er konnte sich einfach nicht helfen. Mit jedem Meter, den er zurücklegte, schien der Druck größer zu werden. So kam er auf die Frage, wie es

überhaupt so weit gekommen war – und begann, die Szenen im Kopf nachzuspielen, die zu ihrem endgültigen Zerwürfnis geführt hatten. Was hätte er anderes sagen müssen, was hätte er anderes tun müssen, um es nicht so weit kommen zu lassen? Auch diese Gedankenspiele waren natürlich völlig sinnlos, das war ihm klar. Er konnte die Vergangenheit nicht ändern. Er konnte auch nicht steuern, was in der Zukunft passieren würde. Er musste sich um den Augenblick kümmern, und da saß er auf einem Fahrrad und musste ein Ziel erreichen, von dem Dutzende von Menschenleben abhingen.

Zonk. Diese Verantwortung ließ ihm gleich wieder schwarze Flecken vor den Augen tanzen. Ihm wurde regelrecht schwummrig, und das Gleiche passierte, wenn er seine imaginierte Konfrontation bis zu der Stelle fortspann, wo es um seine Halbschwester Daniela ging. Eigentlich war sie das ja nicht mal. Sie war einfach nur die Tochter seines Stiefvaters mit seiner zweiten Frau. Mit der zweiten, nicht mal mit der aktuellen. So oder so gab es zwischen Ben und ihr null Prozent genetische Übereinstimmung. Für ihn war sie immer nur eine Erinnerung daran gewesen, dass er selbst in dieser Familie das fünfte Rad am Wagen war. Ein Überbleibsel aus einer anderen Zeit, und was seine Mutter und Ilian anging, in einem anderen Land. Jedenfalls war er definitiv nicht in Deutschland gezeugt worden und er war heilfroh, dass trotzdem Berlin als Geburtsstadt in seinem Personalausweis stand. Alles andere wäre eine Katastrophe gewesen.

Dani war auf jeden Fall eine noch echtere Berlinerin, mit einer echten deutschen Mutter, und von der hatte sie sogar diese blauen Augen geerbt, um die er sie immer so beneidet hatte. Aber jetzt war ihm zum ersten Mal so richtig klar geworden, dass sie wahrscheinlich gar nichts dafür konnte. Und für die jetzi-

ge Situation konnte sie natürlich genau wie alle anderen noch weniger. Trotzdem war sie jetzt tot oder verschwunden, wenn er Ilian richtig verstanden hatte. Und da waren seine Gedanken wieder bei ihm, beim Kern seines aktuellen Problems, und gebetsmühlenartig ging die Gedankenfolter wieder von vorne los.

Diesmal kam er allerdings nicht weit damit, denn die Gegenwart erforderte seine volle Aufmerksamkeit. Er hatte jetzt das Ende des Industriegebietes erreicht, es waren vielleicht noch drei Kilometer bis zur Stadtgrenze. Plötzlich standen am Straßenrand überall irgendwelche abgestellten Autos herum, teilweise einfach kreuz und quer auf dem Bordstein, einige auch mitten auf der Straße. Und um diese herum konnte Ben sogar im trüben Licht der Straßenbeleuchtung deutliche Bremspuren sehen. Die Straße fiel dann plötzlich ab, um Platz für eine künstliche Unterführung zu machen, da hier mehrspurige Bahngleise kreuzten. Neben diesen Gleisen lag außerdem noch eine merkwürdige Umfahrung für die Daimlerstraße, die Ben noch nie verstanden hatte. Aber das riesige Autohaus dort brauchte offensichtlich eine eigene Verkehrsführung.

Ben griff nun in die Bremsen, denn die sechsspurige Unterführung sah aus wie eine Autopresse. Dort musste es einen heftigen Unfall gegeben haben und die beteiligten Fahrzeuge waren regelrecht aufeinander gestapelt. Die Gehwege unter der Brücke waren nämlich abgesetzt, so dass sie relativ zur Fahrbahn zunehmend höher lagen, am tiefsten Punkt der Unterführung vielleicht anderthalb Meter. Die Geländer waren regelrecht umgefahren worden, wahrscheinlich waren die Fahrer zu schnell unterwegs gewesen und konnten das Stauende durch die Senke nicht rechtzeitig einsehen und versuchten dann, irgendwie auszuweichen. Jedenfalls fiel Ben ein, dass die Straße

sich auf der anderen Seite der Brücke von sechs auf zwei Spuren verengte, und das war sicherlich der Grund.

Ben bog also links in die Daimlerstraße ein, um irgendwie um diese Blockade herum zu kommen. Im schlimmsten Fall würde er das Fahrrad über die Bahngleise tragen müssen ... doch dazu kam es gar nicht mehr.

Beim Abbiegen fiel Ben nämlich ein weiteres Auto-
wrack ins Auge, dass ihm bekannt vorkam: Auf einer kleinen Verkehrsinsel hatte ein weißer Porsche offensichtlich erst ein Geländer durchbrochen, eine Laterne abgeknickt, dann eine Litfaßsäule aus der Verankerung gerissen und sich schließlich überschlagen. Die Scheinwerfer und Rücklichter brannten noch. Ben erkannte den Wagen, es war der Idiot, der ihn an der Ecke vor Georgs Haus fast umgefahren hätte und ihm dann auch noch die Horde Infizierter auf den Hals gehetzt hatte. Geschah ihm irgendwie ganz recht, bei dieser Fahrweise so einen Abgang hinzulegen. Andererseits: Wer konnte schon sagen, wie Bens Reise sonst verlaufen wäre. Außerdem konnte der Unfall demnach erst sechs, sieben Stunden her sein, vielleicht konnte er noch etwas für die sicherlich verletzten Insassen tun. Also sprang Ben vom Fahrrad, kippte es schwingvoll gegen die Überbleibsel des Laternenmastes und ging schnellen Schrittes auf den Wagen zu. Ben konnte starken Benzingeruch wahrnehmen, der immer stärker wurde. Als er um das Heck des Porsches herum kam, sah er, dass die Fahrertür weit offen stand und mit einigermaßen frischem Blut beschmiert war. Sein Schritt verlangsamte sich, die Sache war ihm nicht geheuer.

Vielleicht war der Fahrer auch während der Fahrt von der Krankheit übermannt worden? Vielleicht hatte er deswegen nicht anhalten wollen, um Ben nicht auch zu gefährden?

Dadurch, dass der Wagen die Laterne mitgenommen hatte, die normalerweise die Kreuzung ausleuchtete, war es ziemlich dunkel und das rote Licht der Heckleuchten tauchte das Szenario in einen gespenstischen Farbton, während die Scheinwerfer nur das Gestrüpp der Böschung erhellten, in das sie halb eingegraben waren. Ben spürte ein Zucken in seiner Magengegend, wahrscheinlich wäre es das Beste, einfach abzuhausen. Aber nun war er schon so weit gegangen, dass er wenigstens einen Kontrollblick wagen wollte. Er schaltete die Taschenlampe an und leuchtete in den Wagen – er war leer, von einem ganzen Meer aus Würfeln von Sicherheitsglas mal abgesehen.

Dann fiel Ben allerdings das Blut ins Auge – beginnend bei der Tür bildete eine regelrechte Spur, die sich in Richtung des dicht bewachsenen Grünstreifens ausbreitete. An diesem Punkt erinnerte sich Ben daran, dass seine Nächstenliebe auch Grenzen kannte. Er hatte ja schon die Möglichkeit, dass der Fahrer infiziert sein konnte in Betracht gezogen, und er würde jetzt bestimmt nicht im Dunklen in dieses Gebüsch krabbeln. Doch als er die Lampe etwas senkte, um besser an den Aus-Schalter zu kommen, streifte der Lichtkegel ein paar Schuhsolen. Unwillkürlich rannte Ben die paar Schritte nach vorne, rief »Hallo?« und erreichte den Körper eines Mannes in einem zerrissenen Anzug. Ben drückte ihm vorsichtig seinen Fuß in die Seite, doch keine Reaktion. Offensichtlich war der Mann tot, was einerseits kein Wunder war, aber irgendwie stieg ein komisches Gefühl in Ben auf. Er ließ den Lichtschein an der Leiche hinaufwandern, und als sie das Gesicht erreichte, zuckte er zusammen: Der Mann hatte ein klaffendes, rundes Loch im Schädel – er war erschossen worden.

In diesem Moment hörte Ben ein metallisches Klacken und wirbelte herum. Er starrte genau in den Lauf einer Pistole.

»Keine Bewegung! Hände hoch!«, herrschte ihn ein großgewachsener Mann in einem dunkelblauen Overall an. Das rote Licht strahlte ihn von der Seite an und warf tiefe Schatten in sein furchiges Gesicht, dessen untere Hälfte von dichten Bartstoppeln bedeckt war, während seine Stirn kahl war. Fast automatisch hob Ben seine Hände auf Schulterhöhe, dann blickt er noch einmal zu der Leiche zurück.

»Dem haben wir 'nen Gnadenschuss verpasst«, sagte der Mann, während zwei weitere bewaffnete Gestalten aus den Schatten hinter dem Auto hervortraten. Einer von ihnen, ein etwas kräftigerer Kerl, der eine schlecht sitzende Polizeiuniform trug, lief durch das Gebüsch zu Ben und schob ihn mit vorgehaltener Pistole auf die Straße zu. Der Dritte, ein hagerer Kerl mit langen, fettigen Haaren, der eine Latzhose und darüber eine Daunenjacke trug, nahm Ben seine Axt ab und tastete ihn dann auf weitere Waffen ab.

»Hey, was soll das? Ihr habt den falschen erwischt!«, protestierte Ben, der noch davon ausging, dass diese Männer hier auf jemanden bestimmtes gewartet hatten.

»Nee, du bist goldrichtig, Junge«, sagte der Glatzenmann, der ihr Anführer zu sein schien. »Zur richtigen Zeit am richtigen Ort«, schloss er.

»Ich habe aber keine Zeit! Ich muss weiter!«, protestierte Ben, wobei ihm unmittelbar einfiel, dass es ziemlich provokant war, die Bedrohung durch die Schusswaffen so zu ignorieren, als ginge es hier um einen Schuljungenstreich. Den Boss schien es aber eher zu amüsieren.

»Wir lassen dich auch wieder laufen«, sagte er, »Aber erst musst du uns helfen.«

»Beweg' dich!«, grunzte der fette Möchtegern-Cop und gab Ben einen Schubser in Richtung des Industriegebietes. Ben setzte sich widerwillig in Bewegung, auch der Chef hielt weiter seine Pistole auf ihn gerichtet. Sie gingen eine Weile schweigend auf einen Gebäudekomplex zu, der direkt neben einem großen Heimwerkermarkt lag.

»Hört zu«, sagte Ben schließlich, »morgen wird die Stadt bombardiert!«

Die erwartete Überraschung blieb allerdings aus, stattdessen sagte der Polizist nur »korrekt.«

»Wenn ihr das wisst, ist euch doch auch klar, dass wir alle abhauen müssen«, sagte Ben irritiert.

»Genau das ist der Plan«, begann der Anführer, »Deswegen brauchen wir den Hummer, der hier in der Tiefgarage steht.«

»Mir reicht mein Fahrrad«, entgegnete Ben, der Polizist schlug ihm dafür die Pistole in den Rücken. Inzwischen hatten die Männer einen Vorplatz überquert und eine Glastür erreicht. Der Mann mit der Latzhose hielt die Tür auf, während die anderen Ben hineinschoben. Drinnen ging es eine Treppe hinunter, vorbei an zwei gelben Ticket-Automaten.

»Wie gesagt, du kannst gleich wieder gehen«, bekräftigte der Chef, »aber erst machst du uns den Weg frei.«

Ben starrte ihn mit großen Augen an.

»Bisschen viel Laufkundschaft da drin, verstehst du?«, grinste der Latzhosenmann und entblößte dabei seine schlechten Zähne.

»Ihr wollt mich als Lockvogel benutzen?«, fragte Ben erschrocken.

Die Männer blieben wortlos vor einer schweren Metalltür stehen. Der Polizist fing an, Ben ein Seil um die Hüfte zu binden, während sein Boss den Plan erklärte.

»Also pass auf: du gehst da jetzt rein und machst ordentlich Krach, um die Freaks anzulocken. Wenn wir das Gefühl haben, dass es laut genug war, lassen wir das Seil los. Dann kannst du die Rampe hochflitzen und bist frei.«

Entgeistert schaute Ben von einem Mann zum anderen. Irgendwie hoffte er immer noch, dass das eine Art von krankem Humor war, doch die Zeiten von versteckter Kamera und Konsorten waren eindeutig vorbei.

»Ach, eins noch«, sagte der Polizist, »An der Ausfahrt musst du dann an der Kette ziehen. Das Rolltor braucht aber 'ne Weile, bis es in Fahrt kommt. Also sieh zu, dass du genug Vorsprung hast!«

»Wie viele sind denn da drin?«, fragte Ben fast automatisch.

»Viele«, lachte der Latzhosenmann dreckig.

»Das könnt ihr doch nicht machen!«, stieß Ben hervor, doch sobald die Worte seinen Mund verlassen hatten, merkte er, wie lächerlich sie klangen. Sie hatten Pistolen, sie konnten es machen. Entsprechend kam die Antwort des Polizisten:

»Wir können dich auch abknallen, gleich hier und jetzt!«

»Wärst nicht der erste«, fügte der Latzhosenmann hinzu und zog unappetitlich die Nase hoch.

Der glatzköpfige Anführer machte ein etwas veröhnlicheres Gesicht. »Heute ist sich jeder selbst der nächste, das verstehst du doch sicher. Und wir wollen wirklich, dass du es schaffst.«

Er griff in einen prall gefüllten Seesack, der an der Wand lehnte, und zog ein merkwürdiges Plastikgerät heraus, das er Ben in die Hand drückte. Als Ben das brillenartige Ding, das weniger nach High-Tech als nach einem besseren Kinderspielzeug aussah, in der Hand hielt, drückte der Chef einen Knopf an der Seite und ein leises Summen ertönte.

»Ein Nachtsichtgerät«, sagte er. »Damit hast du einen echten Vorteil. Im Stockdunkeln können die auch nichts sehen, und wir haben dafür gesorgt, dass das Licht nicht angeht.«

Ben nickte wenig begeistert. Der Kerl schien aber tatsächlich noch stolz auf sein großzügiges Geschenk zu sein.

»Du kannst das Ding dann sogar behalten«, grinste er, »Wir haben genug Reserve.«

Die Freundlichkeit hielt nicht lange, der Polizist schlug Ben wieder die Pistole in den Rücken und schubste ihn in Richtung einer schweren Metalltür.

»Mach keinen Scheiß, oder du bist tot!«

Ben wollte wütend noch etwas erwidern, aber die Latzhose zog die Tür auf, die sich erstaunlich leise öffnete. Gleich dahinter sah Ben eine weitere, identische Tür – es handelte sich wohl um eine Brandschutzschleuse. Der Polizist schob Ben hinein, während der Chef noch einmal betonte:

»Denk' dran: Ordentlich krach machen, sonst lassen wir nicht los.« Er drückte Ben einen Ziegelstein in die Hand. »Und wenn wir merken, da ist keine Spannung mehr auf dem Seil, dann machen wir Krach!«

Die Tür ging hinter Ben wieder zu, einer der Typen schob noch einen Ziegelstein in den Türrahmen, so dass genug Platz für das Seil blieb. Ben atmete tief durch. Ganz offensichtlich hatte er keine Wahl. Diese Arschlöcher setzten nicht nur sein Leben leichtfertig aufs Spiel, sondern auch das der anderen Überlebenden. Das war ihnen aber scheißegal. Was für Monster!

So wie es aussah, gab es nur einen Weg hier raus, und das bedeutete, deren beschissenen Plan auszuführen. Er setzte das Nachtsichtgerät auf und betätigte den Schalter. Das Funktionsgeräusch klang so dicht an seinem Ohr höchst ungesund und für seinen

Geschmack auch viel zu laut. Vor seinen Augen flackerte es kurz, dann sah er den winzigen Schleusenraum in einer grün verpixelten, aber immerhin tatsächlich sehr hellen Version.

Langsam und möglichst leise schob Ben die zweite Metalltür auf. Er überlegte kurz, den Ziegelstein einfach nicht in den Türrahmen zu klemmen, um so die Spannung auf dem Seil einfach vorzutauschen – doch um seine Hüfte herum zuckte es bereits nervös, die Jungs waren auf der Hut und würden sich garantiert nicht schon auf den ersten zwei Metern verarschen lassen. So betrat Ben den großen Garagenraum und sah sich um. Neben einem weiteren Ticket-Automaten war eine große »-2« an die Wand gemalt, es gab also noch ein weiteres Parkdeck über ihm, auf dem sich dann hoffentlich die Ausfahrt nach draußen befinden würde. Ben hörte sein Herz schlagen, was ihn erst etwas beunruhigte, doch eigentlich war es ein gutes Zeichen – denn demnach war es eigentlich ziemlich ruhig, also war der Auftrag seiner Entführer vielleicht gar nicht so schwierig umzusetzen.

Langsam schaute Ben sich um. Das Parkdeck war ziemlich leer, es standen nur einige wenige Autos herum, und ein Hummer war definitiv nicht dabei. So ein großer Geländewagen würde hier sofort auffallen. Weiter hinten sah Ben einen Kombi, bei dem Heckklappe und Fahrertür noch offen standen. Er blickte nach rechts und sah nur ein paar Meter entfernt einen ziemlich vollen Einkaufswagen. Offensichtlich waren auch hier die Menschen in Panik geflohen, als es losging. Oder sie hatten es wenigstens versucht. Das Seil zuckte wieder zur Kontrolle, hinter seinem Rücken hörte Ben das Zischen seiner Geiselnehmer. Er brachte mit der linken Hand mehr Zug auf das Seil und näherte sich dem Einkaufswagen, der bis über den Rand mit Dosen gefüllt war. ›Zwanzig Prozent auf alles, außer Tiernahrung‹, dachte Ben

und konnte dem Untergang der Konsumgesellschaft für einen kurzen Moment doch etwas Positives abgewinnen.

Er ging an dem Wagen vorbei und näherte sich der Rampe zum nächsten Parkdeck. Argwöhnisch schaute er nach oben und lauschte in die Stille – über dem leisen Summen seiner Brille und dem Wummern seines Herzens konnte er tatsächlich ein Geräusch ausmachen: Ein angestregtes, fiependes Ein- und Ausatmen!

Ben ging in die Knie und schlich gebückt die Rampe hinauf – die Theorie, dass die Infizierten so ganz ohne Licht auch nichts sehen konnten, war schön, aber er wollte sich lieber nicht darauf verlassen.

Als Ben das Ende der Rampe fast erreicht hatte, blieb er stehen und richtete sich auf, um das Parkdeck einsehen zu können. Hier standen weitaus mehr Fahrzeuge, und auch der Hummer stach aus einer Ansammlung normaler Limousinen und Kleinwagen hervor. Was allerdings viel entscheidender war: Ben sah Dutzende von Körpern!

Viele lagen einfach auf dem Boden oder hingen aus offenen Autotüren hinaus, manche saßen oder lehnten irgendwo und es war unmöglich zu sagen, ob sie lebten oder tot waren. Jedoch sah er auch überall Personen, die ganz dicht vor Wänden oder Säulen standen, als würden sie diese aus nächster Nähe anstarren. Und Ben wusste genau, was das zu bedeuten hatte. Die meisten von ihnen bewegten sich zwar nicht, aber da sie genug Körperspannung hatten, um nicht umzukippen, mussten diese Infizierten wach sein. Das keuchende Atmen war ebenfalls noch zu hören, und zwar in nächster Nähe. Ben schluckte unwillkürlich. Er hatte keine Lust zu zählen, aber schon auf den ersten Blick war ihm klar, dass es

zwanzig, dreißig Herumstehende sein mussten – viel zu viele, um eine Chance zu haben.

Am hinteren Ende des Parkdecks sah er einen Lichtschein von oben einfallen, der in seiner Nachtsicht komplett hellgrün ausbrannte. Er lüftete kurz die Brille – ja, das musste die Ausfahrt sein, auch wenn das Licht von draußen mit bloßem Auge äußerst schwach war.

Um Bens Hüfte zuckte wieder das Seil, und zwar sehr ungeduldig. Ben biss die Zähne zusammen und schlich sich weiter voran, das Atmen wurde lauter. Er stützte sich an der Ecke ab, an der die Rampe sich in den großen Raum öffnete und bewegte seinen Kopf langsam in die Richtung, aus der das Atmen kam.

In dem Moment, als seine Augen die Ecke hinter der Wand einsehen konnten, zuckte er zusammen. Genau vor ihm saß eine Gruppe von Personen auf dem Boden. Sie hatten die Augen geschlossen, ihre Gesichter leuchteten hellgrün, doch um den Mund herum waren sie alle pechschwarz. Zwischen ihnen lag ein bis zur Unkenntlichkeit zerfleischter Körper auf dem Boden, alles war übersät mit schwarzen Flecken, zerrissener Kleidung und irgendwelchen Brocken unbekannter Herkunft. Ben musste einen Würgereiz unterdrücken, obwohl er den Leichengeruch fast gar nicht mehr bewusst wahrnahm. Die Quelle des pfeifenden Atems kannte er jetzt auch; nur etwa einen Meter von seinem Gesicht entfernt saß einer der Infizierten mit dem Rücken an ein Auto gelehnt und schwankte beim Atmen wie ein Autist leicht vor und zurück.

Möglichst geräuschlos schnüffelte Ben an seiner Jacke. Er selbst nahm den Geruch gar nicht mehr wahr, aber anscheinend war er olfaktorisch immer noch ausreichend genug getarnt, trotz des Regens. Die Lage war trotzdem sehr ernst. Das Parkdeck war

einfach voll mit Infizierten, vor allem am anderen Ende, wo sich das Rolltor nach draußen befand. An der Gruppe, die momentan direkt vor ihm war, könnte er sich vielleicht noch vorbei schleichen, aber sobald er an der rot-weißen Plastikkette zog, die als Türöffner diente, wäre er erledigt. Um seine Hüfte zuckte es wieder. Ben verfluchte die Geiselnnehmer, er musste etwas tun. Diese Wichser hatten Schusswaffen, die Infizierten hatten Zähne und Fingernägel, und die anderen Überlebenden brauchten das Boot. Er brauchte einen Plan.

Als erstes packte er sich das Seil und zog es ein bisschen straffer. Lautlos schlich er wieder die Rampe hinunter, wobei er seine Leine immer genug nachzog, um eine glaubwürdige Spannung aufrecht zu erhalten. Im unteren Parkdeck fiel sein Blick als erstes auf den Einkaufswagen: Das konnte die Lösung sein.

Er zog das Seil durch eine seiner Gürtelschnallen, so dass er einhändig Zug aufbauen konnte. Mit der anderen Hand packte er den Wagen und rollte ihn behutsam in Richtung der Schleuse, hinter der die Kidnapper standen. Langsam öffnete er die äußere Tür so weit wie möglich und blockierte diese dann mit dem Einkaufswagen.

Die Leine zuckte schon wieder nervös, er musste sich beeilen. Schnell schnappte er sich zwei der großen Hundefutterdosen. Während ihm kurz der Gedanke kam, dass sie in naher Zukunft vielleicht auch eine beliebte Menschennahrung sein könnten, stellte er die Dosen auf dem Betonboden übereinander. Von jenseits der Schleuse konnte er Getuschel hören, dass sich in seiner Lautstärke intensivierte. Ben kippte schnell den Einkaufswagen ein Stück zur Seite und positionierte eines der Räder auf den Dosen. Dann zog er das Seil unter dem Haltebügel des Wagens durch und begann, sich schnell zu entfernen, wäh-

rend er das Seil zügig durch die Hände rutschen ließ. Nach etwa zehn Metern ruckte es, jemand auf der anderen Seite hielt nun dagegen. Ben zog langsam, aber energisch weiter, und es wurde ihm weiterer Bewegungsspielraum gewährt. Trotzdem hörte er zischende Laute aus Richtung der Schleuse, die darauf hindeuteten, dass dort heftig im Flüsterton diskutiert wurde.

Als Ben zirka 20 Meter entfernt war, wurde das Seil auf einmal festgehalten. Ein »Hey!« ertönte von hinter der Tür. Ben wusste, dass er jetzt zur Tat schreiten musste, da seine Peiniger die Geduld verloren. Obwohl er sich selbst überhaupt nicht für religiös hielt, schickte er ein Stoßgebet zum Himmel – er wusste gar nicht, ob er für sich selbst um Gnade bat, oder für seine Kidnapper, aber so oder so musste er jetzt handeln. Er packte das Seil mit beiden Händen und ließ sich nach hinten fallen. Wie gewünscht riss die Spannung sowohl den Einkaufswagen um, als auch das Seil aus der Hand der Entführer. Der Wagen schlug hart auf die Seite auf, die Dosen schlugen gegen die Metalltür und polterten über den Boden, es war ein Heidenlärm. Fast im gleichen Moment flog die Tür auf und die Männer machten ein paar drohende Schritte in die Dunkelheit, wobei der Latzhosenmann sofort über den Einkaufswagen fiel – zu dumm, dass sie sich selbst keine Nachtsichtbrillen aufgesetzt hatten. Als Ben hinter einem Auto in Deckung ging, wurde der ungeschickte Entführer auch schon von dem ersten Infizierten angefallen, der von dem Krach angezogen die Rampe herunter gestürzt kam. Während Ben sich das Seil vom Leib riss, ertönte aus Richtung der Schleuse wüstes Geballer – dazu Schreie und das Kampfgebrüll der Infizierten.

Ben rannte zum anderen Ende des Parkdecks und nahm die Ausfahrtsrampe nach oben. Dort checkte er kurz die Lage: Unten wurde es bereits langsam still.

Nur noch einzelnes Geklapper der Dosen war zu hören und hier und da ein zufriedenes Grunzen oder Schmatzen. Ben zog an der Kette und biss die Zähne zusammen, als der Motor des Rolltores mit einem Heulen ansprang und sich das Metallkonstrukt quietschend und in gefühlter Zeitlupe nach oben schob. Doch es war alles in Ordnung, in der Mitte des Raumes zappelte ein Infizierter auf dem Boden, anscheinend war er zu schwach zum aufstehen. Die anderen waren alle unten – beim Essen.

Trotzdem quetschte sich Ben so schnell es ging unter dem sich öffnenden Tor durch und hoffte, es würde sich bald wieder schließen. Er rannte über den Parkplatz zurück zur Straße und erreichte schon bald sein Fahrrad, das immer noch an den Laterne­n­mast gelehnt war. Also schwang sich auf den Sattel und setzte seinen Weg mit verstärkter Intensität fort. Während der kalte Fahrtwind gegen seine schweißbefleckte Stirn peitschte, versuchte er tief in seinem Inneren etwas Mitgefühl für seine Kidnapper aufzubringen, aber im Moment wollte ihm das noch nicht gelingen.

Nachdem Ben die Bahngleise überquert und sich am Rand des Bahndammes über ein Geländer und die Böschung des Bahndammes gekämpft hatte, be­fand er sich auf der Marienfelder Allee, der Weiter­fö­h­r­ung der B101. Ab der Unfallstelle war diese al­ler­dings komplett dicht, eine Blechlawine verlassener Fahrzeuge, so weit das Auge reichte.

Ben raste den schmalen Bürgersteig entlang und musste immer wieder Gerümpel, Gepäck oder lie­ge­ge­bliebenen Autos, die sich auf den Gehweg ge­schoben hatten, ausweichen. Er fragte sich, was aus den Insassen der Fahrzeuge geworden war, aber ei­gentlich wollte er es gar nicht wissen. Er behielt eine möglichst hohe Fahrtgeschwindigkeit bei, in der Hoffnung, dadurch genug Schwung zu haben, falls

ihn überraschend ein Infizierter anfiel. Doch abgesehen von dem endlosen, toten Stau schien die Gegend verschlafen wie immer. Zu seiner Rechten rauschte ein hellgelbes Mehrfamilienhaus nach dem anderen an ihm vorbei. Alle hatten zwei Etagen, alle hatten ein rotes Dach.

Kurz vor der letzten Doppelkreuzung vor der Stadtgrenze, wo die Marienfelder Allee die Hildburghäuser Straße kreuzt, erreichte Ben eine weitere schwere Massenkarambolage. Schon von weitem sah er diverse Körper zwischen den Autowracks liegen. Vielleicht waren es Unfallopfer, doch es hätte Ben auch nicht gewundert, wenn die Leute sich hier im Flucht-Stress gegenseitig totgeprügelt hätten. Zusätzlich waren mehrere Transporter und kleine LKWs in dem Blechhaufen verkeilt und Ben war sich ziemlich sicher, dass auch ein Hummer da nichts nützen würde. Das war eher ein Fall für einen Monstertruck. Jedenfalls hatte er keine Lust, zu überprüfen, wie viel Leben noch in den herumliegenden Körpern steckte, und kürzte stattdessen über einen kleinen, begrünten Platz in einen stillgelegten Ausleger der Marienfelder Allee ab. Trotz des Durchfahrverbots war auch hier alles mit liegengebliebenen Fahrzeugen verstopft, doch er schaffte es zwischen einem Stromkasten und einer City-Toilette vorbei und erreichte so die Hildburghäuser Straße, die ebenfalls ziemlich dicht, aber noch befahrbar war.

Nachdem er das Karosserieknäuel hinter sich gelassen hatte, das sich Richtung Stadtausgang gebildet hatte, erreichte er die kleinen Straßen seiner Jugend. Als er zwölf Jahre alt war und fast die Grundschule hinter sich gebracht hatte, hatte Ilian es geschafft, sich ein stark renovierungsbedürftiges Einfamilienhaus zu kaufen. Für besagte Renovierung reichte dann das Geld nicht, bis Ben sein Abitur gemacht hatte, und deswegen war es ihm immer peinlich ge-

wesen, Freunde mit nach Hause zu bringen. Seine Stimmung war generell immer abgefallen, wenn er sich dem damals düsteren Haus mit der rissigen Rauputzfassade genähert hatte. Jetzt allerdings klopfte sein Herz bis zum Hals, als er in die kleine Straße einbog, die er nur allzu gut kannte.



22.
KRUSEWEG

4:41 Uhr



Ben erreichte eine beschauliche Siedlung aus Einfamilienhäusern, die von der Straße durch dichte Hecken getrennt waren. Einige Eingangstore und zum Teil sogar die Fenster in den oberen Etagen waren verbarrikiert. Nachdem Ben einige der Nachbarhäuser im Vorbeirollen gemustert hatte, stieg er schließlich vom Rad.

Es war so weit, die Stunde der Wahrheit war gekommen. Er wollte keine übermäßige Aufmerksamkeit erregen und lehnte das Rad an einen Zaun, als er noch etwa zwanzig Meter entfernt war und legte den Rest der Strecke zu Fuß zurück. Die Tür zu seinem Elternhaus, oder besser gesagt, zum Haus von Ilian und seiner zweiten Frau Jutta, war nicht übermäßig gesichert.

Ben griff routiniert mit der Hand über die Tür und öffnete sie von innen, ein Handgriff, den er als Jugendlicher Tausende von Malen getätigt hatte. Doch im Gegensatz zu seiner Erinnerung ließ sich die Tür dieses Mal nur etwa ein Drittel weit öffnen – etwas lag im Weg. Ben erschrak, als der Bewegungsmelder ansprang und den Vorgarten erhellte: dort lag eine leblose Person mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden! Vorsichtig trat Ben mit der Fußspitze gegen den Körper – keine Reaktion.

Ben zögerte kurz, eigentlich hatte er genug Leichen gesehen, aber er hoffte, dass diese ihm etwas über die Situation im Haus verraten könnte. Also drehte er die Person um, es war ein eher schwächerer Mann, der neben Jeans und Parka auch noch eine schwarze Wollmütze trug und sein Gesicht mit einem Halstuch maskiert hatte. Daraus schloss Ben, dass es eher ein Einbrecher oder ein Plünderer war als ein Infizierter. Im Brustbereich war der Pullover zerfetzt und Ben dachte an Ilians Jagdflinte.

Wahrscheinlich hatte der Kerl hier einen Treffer aus nächster Nähe abbekommen und war dann beim

Versuch, das Grundstück zu verlassen, tot zusammengebrochen.

Toll, jetzt war sein Stiefvater also auch offiziell ein Mörder. Ben fragte sich, ob der relativ jung wirkende Mensch vielleicht sogar aus der Nachbarschaft stammte und versuchte, das Tuch vom Gesicht zu entfernen – doch es hatte sich bereits stark mit der Haut und irgendwelchen Flüssigkeiten verbunden.

Angeekelt zog Ben seine Hand zurück und ging noch mehr besorgt als ohnehin schon zur Haustür. Er schaute sich noch einmal im Vorgarten um, doch weit und breit war kein Anzeichen von Bewegung zu sehen. Also drückte Ben auf den Klingelknopf, im Haus surrte es, aber sonst passierte nichts. Er klingelt noch mal und wartete. Nichts. Ben machte einen Schritt zurück – und registrierte auf einmal, dass die Gardinen sich bewegen. Nun trat er wieder dicht an die Tür und legte seinen Kopf daran, um besser hören zu können, was drinnen passierte. Eine Diele knarrte.

»Ilian, ich weiß, dass du da bist!«, rief er, »Mach auf!«

»Verschwinde! Du hast Hausverbot!«, krächzte sein Stiefvater von drinnen, seine Stimme klang verschlafen, der osteuropäische Akzent war stark wie eh und je.

»Sei nicht albern!«, rief Ben gegen die Tür.

»Du wolltest doch nie wieder kommen! Halt einmal dein Wort wenigstens!«

»Mach jetzt auf!«, zischte Ben.

»Du wolltest auch nie wieder reden mit mir! Nicht mal das schaffst du!«, klang Ilians Stimme dumpf durch die Tür, und dann noch deutlich lauter:

»Geh weg!«

»Mach auf, oder ich komm' durchs Fenster!«, drohte Ben.

»Ich hab meine Flinte! Ich knall dich ab!«, kam die Retourkutsche.

Ben erschauerte, denn er musste sich wirklich fragen, ob Ilian dazu in der Lage wäre. Er warf einen Blick zurück auf die Leiche im Vorgarten. Ja, vielleicht wäre er es. Langsam entfernte Ben sich von der Tür. Was sollte er jetzt bloß machen? Plötzlich ließ ihn ein Geräusch herumwirbeln. Er schaute nach oben, im ersten Stock öffnete sich ein Fenster, und dort sah er zu seiner großen Freude Daniela, seine sechzehnjährige Schwester.

»Benny!«, rief sie mit einer Mischung aus Freude und Besorgnis.

»Dani! Gott sei dank ...«, begann Ben. Er wollte eigentlich noch hinzufügen, dass er befürchtet hatte, sie wäre tot – aber er wollte sie nicht noch mehr beunruhigen.

»Hier, fang!«, rief Daniela, und wirf ihm einen Schlüssel hinunter, den er reflexartig auffing.

»Und was ist mit der Flinte?«, fragte Ben.

»Ich komm' runter!« Daniela verschwand aus dem Fenster, Ben atmete einmal tief durch und ging zum Eingang. Doch als er gerade aufschließen wollte, wurde die Tür von innen aufgezogen und Ilian empfing ihn mit seiner alten, doppelläufigen Jagdflinte.

»Keine Bewegung! Ich meine ernst!«, rief er.

Ben blieb verkrampft auf der Türschwelle stehen. Mit einem zerknirschten Gesichtsausdruck hob er die Hände auf Schulterhöhe. Er kam sich reichlich albern vor, aber irgendwie war es wohl auch ein Stück weit seine Schuld, dass die familiäre Situation so eskaliert war. Aber er konnte einfach nicht aus seiner Haut.

»Schießt der alte Prügel überhaupt noch?«, fragte er provozierend.

»Hast du tote Wichser da draußen nicht gesehen?«, kam die eiskalte Antwort. Ilian drückte Ben die Ge-

wehrläufe in den Solar Plexus, das tat verdammt weh. Mit schmerzverzerrtem Gesicht taumelt Ben einen Schritt zurück und stolperte fast über die Schwelle. In diesem Moment kam Daniela die Treppe herunter.

»Papa!«, schrie sie mit einem Hauch Hysterie in der Stimme, doch Ilian blieb voll auf Ben fixiert.

»Jetzt geh weg und hau ab! Für immer!«, bellte er.

»Ich will euch doch nur helfen«, platzte es aus Ben heraus, »Wir müssen abhauen! Die Stadt wird morgen bombardiert!«

»Solch ein Quatsch!«, motzte Ilian. Irgendwo hatte er mal gehört, dass »so« nur die Abkürzung von »solch« wäre. Damit wollte er den Deutschen dann immer zeigen, dass er es besser wusste.

Ben zog einen der Flyer aus der Tasche und hielt ihn seinem Stiefvater hin. Doch der warf nur einen flüchtigen Blick darauf, knüllte das Papier dann sofort zusammen und warf es zu Boden.

»Alles Propaganda!«, schrie sein Vater, während Daniela das Knäuel aufhob und sich daran machte, es wieder auseinanderzufalten.

»Raustreiben wollen die uns!«, herrschte er seine Tochter an, »Und dann alles wegnehmen!«

»Papa, jetzt hör' auf mit dem Scheiß«, antwortete sie, und Ben fügte hinzu:

»Niemand will dir etwas wegnehmen!«

»Ach nein?«, japste Ilian und trat einen Schritt zurück. »Niemand ist so viel genommen, wie mir! Schau mal da rein! Schau mal, was aus diese Familie geworden ist!«

Er ging zwei weitere Schritte nach hinten, so dass der Weg zur Küchentür frei wurde. Ben legte die Stirn in Falten und entschied sich dann, endgültig das Haus zu betreten. Ilian nickte und gestikulierte mit dem Gewehrlauf in Richtung Küche, also zog Ben die Tür hinter sich zu, ohne die Augen von dem

Gewehr zu lassen. Daniela schüttelte sprachlos den Kopf, während Ben die Küche betrat.

Dort drin war es stockdunkel, doch noch bevor Ben zum Lichtschalter greifen konnte, stutzte er. Vor dem schwachen bläulichen Licht, das durchs Fenster kam, hob sich die Silhouette einer Frau ab, die fast bewegungslos nach draußen schaute. Ein röchelndes Atmen war zu hören.

»Jutta?«, fragte Ben verdutzt.

Die Person am Fenster wirbelt herum und fing an, fürchterliche, kehlige Laute auszustoßen. Bens Hand schnellte zum Lichtschalter, und als die Glühdrähte der Küchenlampe ansprangen, sah Ben nur die schrecklich entstellte Jutta auf ihn zustürzen – sie war infiziert! Ben wich geschockt zurück, doch er hatte keine Chance mehr. Jutta hatte ihn schon fast erreicht, in weniger als einer Sekunde würde sie im in den Hals beißen! Bilder von dem Blut, das aus Ralfs Nacken gesprudelt war, zuckten vor Bens geistigem Auge auf und er fühlte sich für einen kurzen Augenblick wie paralysiert. Dann registrierten seine Ohren ein metallisches Schleifen und Schließlich ein krachendes Rasseln – Juttas Zähne schnappten nur Zentimeter vor seinem Gesicht zusammen und sie taumelte zurück, wie von einer unsichtbaren Macht gehalten. Das Klappern und Reiben von Metall auf Metall war immer noch zu hören und jetzt sah Ben, dass Jutta mit einer schweren Bootschnalle an die Heizung gefesselt war. Sie schrie wütend auf, als ihr wäre dieser Fakt eben erst bewusst geworden, und versuchte, Ben mit ausgestreckten Armen zu erreichen. Als Ben zurückwich, trat Ilian an seine Seite.

»Siehst du? Alles deine Schuld!«, herrschte er ihn an. Ben war völlig perplex. Er wollte gar nicht wissen, wie sein Stiefvater darauf kam, dass es irgendwie seine Schuld sein konnte, dass Jutta zum Opfer dieser Seuche geworden war. Zumal er sie fünf Jahre

überhaupt nicht gesehen hatte. Aber eine andere Frage beschäftigte ihn viel mehr.

»Was ... was machst du denn?«, stammelte er. »Willst du sie so... Ich mein... Du musst doch...«

»Was willst du zu mir sagen?«, schrie Ilian ihm aus nächster Nähe ins Ohr.

Ben sammelte sich. »nach ... das ist doch viel zu gefährlich!«, fauchte er zurück, »Wenn sie euch beißt, dann werdet ihr auch infiziert!«

»Deswegen die Kette! Bis ihr wieder besser geht!«, schimpfte Ilian zurück, als wäre es das normalste der Welt. Sein Deutsch wurde auch immer schlechter, wenn er sich aufregte. Ben war auf jeden Fall jetzt noch mehr irritiert.

»Was meinst du mit ›besser gehen?‹«

»Da, bis sie wieder gesund ist!«, erklärte Ilian trotzig, »Bis Heilung gibt!«

Ben verdrehte die Augen und schaute hilfeschend durch die Küchentür zu Daniela, die immer noch auf der untersten Treppenstufe stand. Das tat sie immer, um den Männern gegenüber ein bisschen größer zu wirken.

»Hey, ich bin kein Arzt«, fing Ben an, »aber Heilung? Wie soll das gehen? Es gibt keine Heilung!«

»Halt dein verdammtes Maul!«, brüllte Ilian aus voller Kehle.

Jutta fauchte Ben an, der warf ihr einen kurzen Blick zu, aber er konnte einfach nicht hinschauen. Ihre Haut war aschfahl, mit dunklen Adern durchzogen, sie hatte die schwärzesten Augenringe aller Zeiten und ihr Mund war von irgendwelchen ekelhaften Essensresten umrandet.

Ben wollte gar nicht wissen, womit sein Stiefvater sie gefüttert hatte.

Er schüttelte zerknirscht den Kopf, natürlich tat es ihm leid für sie.

Obwohl, für sie war es wohl vorbei. Aber für Daniela tat es ihm leid, und vielleicht sogar ein bisschen für Ilian. Der sammelte sich in der Zwischenzeit.

»Wenn wirklich keine Heilung gibt...«, setzte er an, »...dann ich muss ihr wieder alles beibringen.«

Ben starrte ihn an. »Sie erkennt mich noch immer!«, bekräftigte Ilian. Jetzt rastete Ben aus.

»Sag mal, Ilian, hast du den Schuss nicht gehört? Das Ding da erkennt in dir höchstens ein leckeres Schnitzel! Deine Jutta gibt's nicht mehr, das ist bloß noch ...«

»HALT DEIN VERDAMMTES MAUL!«, schrie Ilian, jetzt wieder auf hundertachtzig, »WIE REDEST DU IN MEIN HAUS?«

Daniela kam jetzt die Treppe und tänzelte leichtfüßig an die Seite ihres Vaters, dem sie die Hand sanft auf den Arm legte.

»Papa, bitte... lass ihn doch ausreden«, mahnte sie. Ilian hielt inne, jetzt hatte Ben seine Chance. Aber er musste sich im Zaum halten, er musste seine Stolz herunterschlucken und sachlich bleiben. Das würde nicht einfach.

»Also, pass auf«, fing er an. »Morgen fliegen hier die Bomben. Dann ist dein wertvolles Haus nur noch ein Haufen dampfende ...« Danielas strafender Blick ließ ihn verstummen. Sie hatte recht, er hatte den richtig Ton noch nicht getroffen. Genauer gesagt war er meilenweit davon entfernt. Er schloss kurz die Augen, atmete tief ein und versuchte es noch einmal: »... dann ist dein Haus weg. Die werden taktische Atomwaffen einsetzen. Du und Daniela, und auch Jutta, ihr seid dann alle tot!«

Für einen Augenblick entglitt seinem Vater die starre Maske, doch er fing sich schnell wieder und kehrte in die Rolle des Patriarchen zurück.

»Egal was passiert, ich kann Jutta so nicht allein lassen«, sagte er und verdrehte dann die Augen: »Und das mit deine Bomben... Pffft!«

Inzwischen war Ben schon ziemlich nervös – er kannte Ilians Sturkopf und genau so hatte er sich den Verlauf des Gesprächs die ganze Zeit vorgestellt. Aber er musste weiter argumentieren.

»Selbst ohne Bomben könnt ihr hier nicht bleiben!«, sagte er. »Die ganze Stadt ist voll mit Infizierten! Wenn die im Zentrum nichts mehr zu fressen finden, dann überrennen die hier alles!«

Ilian legte die Stirn in Falten, ein bisschen besorgt war er also doch. Aber natürlich hatte er für jede Eventualität einen Plan.

»Wenn das Schlimmste kommt ...«, setzte er an, »... dann ich habe noch zwei Schuss!« Er hielt demonstrativ das Gewehr hoch, und ließ das Handgelenk leicht kreisen, so dass der Lauf eine Art Verbindung zwischen ihm und Jutta beschrieb. Hier hatte er endlich einen Ansatzpunkt.

»Zwei Schuss?«, fragte er schnippisch, »dann nehme ich Dani aber mit!« Er legte einen Arm um Daniela und zog sie an seine Seite, während Ilian etwas misstrauisch aus der Wäsche guckte.

»Wohin mitnehmen?«, fragte er.

»Ich brauche die Schlüssel zur Werft«, sagte Ben so beiläufig wie möglich, doch für seinen Stiefvater platzte damit eine Bombe.

»JA HABE ICH DOCH GEWUSST!«, rief er aus, was Jutta zu einem aggressiven Fauchen ermunterte. »Beklaue mich!« jaulte Ilian sodann theatralisch.

Ben war langsam mit seiner Geduld am Ende, doch er wusste, dass er durch ein Minenfeld tapste. »Du kannst dein Scheißboot von mir aus zurück haben, wenn alles vorbei ist!«, sagte er gereizt. »Ist doch al-

les Friede, Freude, Eierkuchen! Keine Bomben, keine Krankheit, alles klar! Ich leihe mir nur kurz das Boot.«

Dieser Spott kam bei Ilian gar nicht gut an, auch er zischte jetzt wutentbrannt durch die Zähne: »Nur über meine Leiche!«

Er rammte den Gewehrlauf wieder Richtung Ben, doch diesmal stellte sich Daniela demonstrativ davor.

»Und was ist mit mir? Willst du mich einfach sterben lassen?«, rief sie vorwurfsvoll. Das wirkte offensichtlich, Ilian kam aus dem Konzept und nahm das Gewehr ein Stück weit zurück. Daniela nutzte seine Irritation um gleich noch nachzulegen:

»Könnt ihr jetzt endlich aufhören mit eurer Macho-Scheiße? Ihr blöden Dickschädel, ihr habt doch beide die Familie kaputt gemacht mit eurem falschen Stolz!«

Daniela starrte die beiden fordernd an, für mehrere Sekunden herrschte absolute Stille. Dann drehte sie ab und stampfte wütend die Treppe hoch. Ben und sein Stiefvater schauten sich noch einen Moment wortlos an, dann fand Ilian die Sprache wieder: »Ich ... ich muss das überlegen«, sagte er fast entschuldigend.

»Okay, ich kann dir 'ne halbe Stunde Zeit geben«, sagte Ben. »Jetzt muss ich telefonieren.«

Ilian nickte und ließ sich auf einen Küchenstuhl gleiten. Jutta schnappte nach ihm, die Kette hielt sie rasselnd zurück. Ilian schaute sie irritiert an – als wäre er gerade aus allen Wolken gefallen. Ben schüttelte den Kopf und ging die Treppe hoch.

Daniela saß mit sauertöpfischem Gesicht auf ihrem Bett. Ihr Zimmer war das einer typischen Teenagerin, wenn auch die Phase der Band-Poster schon eine Weile vorbei war. Sie wollte als Erwachsene wahrgenommen werden und Schwarz war die do-

minierende Farbe. Die beiden gerahmten Tourplakate von Achtzigerjahre-Heavy-Metal-Bands hatten eher einen ironischen Charakter. Sie kaute auf einer Haarsträhne herum und hörte Bens Stimme im Flur vor ihrer Tür.

»... Schöneweide, genau. In 45 Minuten. Okay, bis gleich.« Ein Piepen des Telefons signalisierte das Ende des Gesprächs und kurz darauf öffnete sich die Zimmertür. Ben kam herein und setzte sich zu Daniela aufs Bett. Sie wirkte immer noch sehr verärgert, doch Ben hatte die Hoffnung, dass sie sich trotzdem heimlich freute, ihn zu sehen.

»Mann, ist das alles 'ne Scheiße«, sagte er vorsichtig, als eine Art Friedensangebot.

Mit einem »Untertreibung des Jahrhunderts« schien Daniela darauf einzusteigen und Ben fuhr fort: »Muss schlimm gewesen sein, mit Jutta...« Doch zu seiner Überraschung schüttelte Daniela langsam den Kopf.

»Ich weiß es gar nicht mehr ... ich bin irgendwie schon voll abgestumpft«, sagte sie. »Wie tot, innen-drin.«

Ben schluckte.

Es ging gleich ans Eingemachte, aber warum auch um den heißen Brei herumreden. Im Gegensatz zu Ilian hatte Daniela akzeptiert, dass Jutta so gut wie tot war. Und sie war bei weitem nicht das einzige Opfer.

»Tanja ist auch nicht mehr am Leben«, sagte Ben, und ein Schmerz durchzuckte seinen Oberkörper. »Ich hab' sie in ihrer Wohnung gefunden.«

Jetzt schaute Daniela Ben zum ersten Mal an, seit er auf dem Bett Platz genommen hatte.

»Tut mir leid«, sagte sie aufrichtig. »Und sie war schwanger...«, sagte Ben und schaute sie erwartungsvoll an. Doch es kam nur ein schiefer Blick zu-

rück, den Ben überhaupt nicht deuten konnte. Dann verfinsterte sich die Mine seiner Schwester, sie starrte wieder auf den Boden und verschränkte die Arme.

»Ich weiß«, sagte sie bitter. Das überraschte Ben doch sehr. Woher wusste sie das? Warum standen sie in Kontakt? Okay, eigentlich war es klar. Er war auf See gewesen, nicht erreichbar, und dann ging auch noch diese Katastrophe los. Ben rutschte unruhig auf seinem Hintern hin und her. Er hatte bei seiner Schwester schon immer das Gefühl gehabt, dass sie sofort merkte, wenn er Quatsch erzählte. Sie durchschaute ihn einfach, oder zumindest bildete er sich das ein.

»Mann ...«, begann er unsicher, »... du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr ich mir wünsche ... ich hätte mein Kind wenigstens einmal in den Armen halten können...«

Jetzt platzte Daniela der Kragen, und das in absolut ungeahnter Stärke. Wütend sprang sie auf und schrie Ben aus wenigen Zentimetern Entfernung ins Gesicht.

»EY SAG MA HAST DU NICHT MEHR ALLE?«

Ben fiel fast nach hinten über, aber Daniela machte weiter.

»Du wolltest das verfuckte Scheißkind garantiert nicht in den Armen halten, du wolltest mit ihr Schluss machen! Du hast Tanja doch gedroht, dass sie abtreiben muss, bevor's zu spät ist!«

Ben gefror das Blut in den Adern.

»Die Arme war total am Ende!«, trat Daniela vorwurfsvoll nach.

»Na ja, äh ...«, stotterte Ben, »aber das war doch bevor ...«

»Bevor, bevor«, fiel ihm Daniela ins Wort, »bevor der verkackte Weltuntergang angefangen hat? Mann, du bist so kacke im Kopf! Davor hättest du ein Kind haben können! Jetzt kannst du kein Kind mehr ha-

ben! Wie willst du denn in so einer Welt ein Baby großziehen?«

Daniela atmete kurz tief durch, während Ben wie ein Häufchen Elend dasaß. Seine Schwester schüttelte mitleidig den Kopf und setzte zum Todesstoß an:

»Du bist echt genau so ein Krüppel wie Papa.«

Das konnte Ben auf keinen Fall auf sich sitzen lassen. Obwohl seine kleine Schwester ihm gerade die größte Klatsche seines Lebens verpasst hatte, schaltete er wieder auf Angriffsmodus.

»Ich bin so ein Krüppel wie Ilian?«, fragte er. »Der Kerl hat zwei Frauen auf dem Gewissen!«

Jetzt bekam Ben auch noch eine physische Klatsche, und zwar quer übers Gesicht.

»Sag' mal Benny, spinnst du? Das hast du Papa vorgeworfen?«

Ihr Gesicht war auf einmal kalkweiß. »Jetzt verstehe ich, warum er nicht mehr mit dir reden wollte. Und ich dachte immer, das wäre nur sein Sturkopf!«

Ben schluckte. Dass seine Schwester ihn für einen schlechten Menschen hielt, konnte er gar nicht ertragen. Noch dazu lag die Schuld für die Familienfehde auf einmal bei ihm! Jetzt blieb nur noch die Strategie, die Gegenseite schlecht zu machen.

»Hey, weißt du überhaupt, wie der gefeiert hat, als meine Mama gestorben ist? Da konnte er endlich 'ne Deutsche heiraten!«

»Ja, verfickt nochmal«, schrie Daniela kurz vor der Hysterie. »Diese Deutsche war meine Mama, und wahrscheinlich willst du mir jetzt auch noch erklären, dass Ilian Schuld an ihrem Autounfall war!«

Ben wich von ihr zurück. Er ahnte schon, dass Daniela noch nicht fertig war, und er hatte recht.

»Damals hätte ich dich gebraucht, Ben, du warst schließlich mein Held! Aber genau das, was du Papa vorwirfst, bist du selbst, nämlich total gefühlskalt!

Du bist nur hinter deinem Geld her; bist ein richtig verkackter Yuppie-Arsch geworden!«

Hitze flammte in Bens Gesicht auf. Er hatte schon immer gespürt, dass Daniela ihm moralisch überlegen war – auch wenn er sich nie gefragt hatte, ob das an ihrer vermeintlichen Unschuld lag, oder ob er einfach wirklich ein mieser Typ war. Aber ihre Worte waren einfach zu drastisch, zu schmerzhaft. Er hatte in seinem Leben auch selbst schon viele schwere Brocken verkraften müssen, neigte dazu, alles herunterzuschlucken, doch wenn ihm dann mal der Kragen platzte, geriet er richtig außer Kontrolle.

Er sprang auf und zeigte mit ausgestrecktem Finger auf seine Schwester, als wäre sie ein ungezogener Hund.

»Pass mal auf ...«, schrie er, doch Daniela schlug seine Hand weg, drückte sich gleichzeitig aus ihrer Sitzposition hoch und schubste Ben so heftig, dass er das Gleichgewicht verlor und mit dem Rücken an die Wand krachte.

»Nein, jetzt passt du mal auf!«, schrie sie. Ben wurde käseweiß, mit dieser unerwartet kraftvollen Attacke hatte sie seine hochkochende Rage gekonnt abgewürgt.

»Selbst wenn du Papa vorwirfst, dass er zwei Frauen auf dem Gewissen hat«, fuhr sie zischend fort, »dann bist du immer noch kein Stück besser: Tanja wollte schließlich auch nicht mehr leben!«

Ben fiel die Kinnlade runter, jetzt hatte Daniela ihn endgültig zerstört. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen: Er hatte sich zu einem richtigen, klassischen Arschloch entwickelt, und zwar mit allem drum und dran. Sprachlos hörte er zu, was seine Schwester noch zu sagen hatte.

»Sie hat mir alles erzählt«, sagte sie wütend. »Wenn diese Seuche nicht dazwischen gekommen wäre...«

Ihre Worte kamen ins Stocken, denn es sah so aus, als würde Ben kollabieren. Daniela musterte ihn für einen Moment und entschied, dass er geschlagen war.

Ben ließ sich kraftlos auf das Bett fallen.

»Sie hat sich wirklich umgebracht«, sagte er flüsternd. »Ich hatte gehofft, es war wegen der Seuche, aber ...«

Nun wurde Daniela ein bisschen weiß um die Nase. Ihr Bruder sah aus wie ein Häufchen Elend. Sie setzte sich etwas ratlos neben ihn, doch als sie noch überlegte, was sie nun noch sagen könnte, ging die Tür auf und Ilian kam ins Zimmer.

»Sehr interessant, was ihr da redet«, sagte er streng. »Vor allem interessant, was ihr redet über mich. Über uns.«

Er mustert Ben und Daniela für einen Moment mit ernster Miene.

»Damals, vor hundert Jahren, als erster Weltkrieg angefangen hat ...« Daniela und Ben schielten sich aus den Augenwinkeln gegenseitig an. Was wollte Ilian jetzt? Gab es eine Geschichtsstunde? Er registrierte diesen Blick und schnaubte durch die Nase, aber er ließ sich nicht beirren.

»Damals, die Leute waren begeistert. Die Intellektuellen. Künstler. Alle wollten etwas Neues, wollten Zerstörung für Neuanfang. Sind froh in den Krieg gezogen. Aber dann haben sie gesehen ... Sterben und Tod.«

Die Kinder schauten ihn fragend an. »Wir müssen aufpassen, was wir wünschen«, fügte Ilian als Erklärung hinzu. »Ich wollte nie Veränderung. Wenn alles gleich bleibt, ist Sicherheit. Ich wollte Sicherheit für euch, und will ich immer noch.«

Ben schluckte und wich dem Blick seines Stiefvaters aus. Der sprach weiter: »Ich hätte trotzdem manche Sache anders machen sollen.«

Es entstand eine Pause, bevor er mit den Worten schloss: »Auch mit euch.«

In Bens Kopf arbeitete es. Das war definitiv nicht die Entschuldigung oder die Aussprache, die er sich immer gewünscht hatte. Aber es war ihm trotzdem irgendwie klar, dass es sehr viel änderte, die Motivation für Ilians Handeln einmal aus seinem Mund zu hören. Das ließ Vieles in anderem Licht erscheinen – auch wenn es die Dinge aus seiner Sicht nicht wirklich besser machte. So oder so, eine weitere Auseinandersetzung damit würde noch warten müssen. Erst einmal ging es darum, das nackte Überleben zu sichern. Als hätte Ilian gerade das gleiche gedacht, beendete er die Schweigeminute.

»Ich habe mich entschieden«, sagte er an Daniela gerichtet, »du kannst gehen mit ihm.«

Ben war erleichtert, doch diesmal war es Ilian, der seinem Blick auswich. Ohne ihn anzuschauen hielt er ein dickes Schlüsselbund vor Bens Nase. Ben griff zu, während Daniela aufsprang.

»Und du kommst nicht mit?«, fragte sie mit einem flehenden Unterton.

»Ich muss hierbleiben. Bei Jutta«, antwortete Ilian. Er atmete tief durch und wendete sich an Ben.

»Benny, ich weiß nicht was du denkst. Für mich war alles sehr schwer. Auf einmal hatte ich Kind, ganz alleine. Ich habe mein Bestes gemacht. Ich wollte für dich ein Vater sein.«

Ben schluckte. Er wusste, dass das ein Friedensangebot war, doch er konnte einfach nicht aus seiner Haut. Er konnte es ihm einfach nicht glauben und schüttelte leicht den Kopf.

»Du bist aber nicht mein Vater«, presste er hervor.

»Für mich aber, du bist mein Sohn«, sagte Ilian sehr kompakt, dann schaute er den überrascht wirkenden Ben streng an.

»Kannst du nichts ändern«, fügte er lakonisch hinzu und verließ den Raum, ohne sich noch einmal umzudrehen.

23.
JOHANNISTHALER CHAUSSEE

5:45 Uhr



Ben radelte die Johannisthaler Chaussee in Richtung Schöneweide hinunter, Daniela saß auf dem Gepäckträger. Sie hatten gerade die relativ neue Ernst-Keller-Brücke überquert, die Straße war nun sehr eng und auf beiden Seiten dicht bewachsen. Zur Rechten lag eine Kleingartenkolonie, links kleine Häuschen. Die Schwärze des Himmels tendierte bereits zu Kobaltblau, doch es war immer noch recht dunkel.

Die Gefahren, die möglicherweise in den Büschen lauern konnten, kümmerten Ben kein bisschen. Er hing seinen Gedanken nach, und trotz der allgegenwärtigen Apokalypse wurden diese im Moment von seiner Familiengeschichte dominiert. Während er dabei jedoch überwiegend von chaotischen Erinnerungsschnipseln bombardiert wurde, die neu eingeordnet werden wollten, sah es in Danielas Kopf viel klarer aus.

Sie klammerte ihre Arme um Bens Bauch und schmiegte sich an seinen Rücken, während der Fahrtwind ein paar Tränen durch ihr Gesicht zog. Sie hielt sich jedoch weniger fest, als dass sie sich an ihren Bruder kuschelte. Es war ihr egal, dass es erst zu einer tragischen Katastrophe kommen musste, bis sie ihren Bruder endlich zu fassen bekam, bis er sie wirklich einmal mit seiner ganzen Aufmerksamkeit wahrnahm. Sie wusste, dass diese Fahrradfahrt nicht ewig dauern würde. Aber für diese paar Minuten würde sie ihn definitiv nicht loslassen; dieser Moment würde sie für immer begleiten.

Ben kam an eine T-Kreuzung und bog nach rechts in den Königshaideweg ab. Die Umgebung wirkte nun endgültig ländlich und im wahrsten Sinne des Wortes ausgestorben, das konnte ihm nur recht sein. Doch er wusste, dass ihnen noch eine heikle Passage bevorstand. Er bog nach links auf eine Art Feldweg ab, um auf Schleichwegen zum S-Bahnhof Schöneweide zu kommen, denn die breite Gleisanlage dort

würden sie ohne einen Tunnel wohl schlecht überqueren können. Kasernenartige Mietshäuser zur Rechten zeigten an, dass sie sich wieder der Zivilisation näherten. Durch eine kleine Straße, die von gleichförmigen Reihenhäusern gesäumt war, erreichten sie den Sterndamm, der wie Ben schon erwartet hatte, voll mit Autos war.

»Hör zu«, rief Ben über die Schulter, »wir kommen gleich an die Schnellerstraße. Da möchte ich, dass du das Fahrrad fährst, und ich laufe dir hinterher, okay?«

»Wieso, was ist los?«, fragte Daniela etwas ängstlich. »Da ist garantiert alles dicht. Mit zwei Leuten drauf ist das Fahrrad zu träge... Wir müssen auf alles gefasst sein!«

Daniela verdichtete ihren Griff um seinen Bauch und nickte bloß – das konnte Ben zwar nicht sehen, doch er spürte die Bewegung ihres Kopfes an seinem Rücken.

Wenig später erreichten sie die breite S-Bahn-Unterführung. Ben kontrollierte die Umgebung und bremste dann abrupt. Als Danielas Füße den Boden berührten, sprang er vom Rad und drückte ihr den Lenker in die Hand.

»Okay«, sagte er, »ich möchte, dass du so schnell da durchadelst, wie möglich, okay? Ich versuche hinter dir zu bleiben, aber wen du mich abhängst, ist es auch nicht schlimm. Du musst dich erst mal rechts halten und dann die Erste links abbiegen. Wenn du dir nicht sicher bist, ob die Luft rein ist, fahr bis zum Wasser und warte an der Brücke auf mich, alles klar?«

»Klar«, sagte Daniela, obwohl ihr deutlich anzumerken war, dass sie alles andere als begeistert war. Sie trat in die Pedale und fuhr mit wackelndem Lenker an, Ben rannte hinter ihr her durch die Unterführung. Als sie auf der anderen Seite wieder heraus-

kamen, wirkte der Kontrast des langsam heller werdenden Himmels im Osten noch stärker. Sie hatten jetzt die Schnellerstraße erreicht, eine der größten Nord-Süd-Achsen im Osten Berlins, und der Anblick, der sich dort bot, war unbeschreiblich. Daniela konzentrierte sich darauf, einen Weg durch die Blechlawine zu finden, um auf die andere Seite der Straße zu kommen, doch als Ben die erste Autoreihe passiert hatte, musste er seinen Schritt verlangsamten, um dieses bedrückende Szenario in sich aufzunehmen.

Wie an Perlenschnüren aufgereiht standen die Autos dicht an dicht, so weit das Auge reichte – und das war im Falle dieser schnurgeraden, fast endlos scheinenden Hauptverkehrsstraße wirklich sehr, sehr weit. Langsam drehte sich Ben einmal im Kreis. Nach Norden und nach Süden erstreckten sich die liegengebliebenen Fahrzeuge, in denen Ben keinerlei Bewegung ausmachen konnte. Wenn in jedem Auto zwei oder mehr Leute saßen, wie viele hatten hier ihr Ende gefunden? Dieses Mahnmal des Zusammenbruchs einer Zivilisation hatte eine Kraft, der sich Ben nur schwer entziehen konnte, doch er musste weiter. Weiter in Richtung der aufgehenden Sonne, gen Osten. In Richtung Westen, von wo sie gekommen waren, herrschte schon fast symbolischer Weise immer noch pechschwarze Nacht. Doch er hatte den Schlüssel zur Werft, damit hatten sie eine Chance, und er hoffte inständig, dass die anderen schon am Treffpunkt auf sie warteten.

Mit diesem Gedanken fiel er wieder in einen Laufschrift und sah zu, dass er Daniela einholte.

24.
OSTENDSTRASSE

6:17 Uhr



Nachdem Ben und Daniela die kleine Fußgängerbrücke über die Spree überquert hatten, wobei Ben sich davon überzeugen konnte, dass der Wasserweg nach Südosten frei war, fuhren sie an den alten Backsteinfabriken der Wilhelminenhofstraße vorbei. Als die Kreuzung zur Ostendstraße in Sichtweite kam, atmete Ben auf: Dort stand bereits eine größere Menschentraube. Als Ben Kim und Paula erkannte, hielt er an, ließ das Rad einfach zu Boden fallen und lief auf sie zu, Daniela dicht auf seinen Fersen.

Paula war es, die die beiden als erste wahrnahm, sie tippte Kim auf die Schulter und gemeinsam machten sie ein paar Schritte auf Ben und Daniela zu. Eine gewisse Unruhe kam in die Gruppe der Überlebenden und Ben wurde auch sofort klar, wieso. Triumphierend hielt er den Schlüssel hoch, wenn er auch den Kopf dabei sinken ließ. Kim erkannte, dass es nicht leicht gewesen sein konnte, aber Ben hatte es geschafft. Anerkennend klopfte er ihm auf die Schulter.

»Kann losgehen«, sagte Ben knapp.

»Okay. Komm mit«, meinte Kai. Paula griff Bens Hand und die beiden zerrten ihn vor die Gruppe der Überlebenden. Offensichtlich wollte Kim noch ein paar Worte an die Gruppe richten; er stieg auf ein paar herumliegende Paletten, damit alle ihn sehen konnten. Ben zögerte, doch Paula schob ihn ebenfalls auf die Paletten. Die murmelnden Gespräche der Überlebenden verstummten und Kim ergriff das Wort.

»Ich mach's kurz, die Zeit drängt«, begann er. »Ben hat uns den Schlüssel zu dieser Werft besorgt.« Er gestikuliert mit der Hand hinter sich, das umzäunte Grundstück war noch etwa fünfzig Meter entfernt. »Da gibt es ein Boot, das uns alle aus der Stadt rausbringen kann.«

Kim nahm Bens Hand mit dem Schlüssel und riss sie nach oben, als würde er den Sieger eines Boxkampfes küren. Die Überlebenden nickten oder hoben in Anerkennung stumm ihre Fäuste. Eine ergriffene Stimmung breitete sich aus, doch Kim hatte noch eine schlechte Nachricht.

»Es gibt nur ein Problem«, sagte er. »Die Kundschafter haben festgestellt, dass das Gelände voll mit Infizierten ist.« Während Ansgar und Martin unterstützend nickten, schaute Ben ihn überrascht an.

»Wieso das denn?«, fragte er sinnloser Weise, und Kim zuckte entsprechend mit den Schultern.

»Vielleicht haben schon mehr Leute versucht, dort abzuhaufen. Offensichtlich haben sie es aber nicht geschafft.«

»Und jetzt?«, fragte Daniela, die gleich neben Paula stand.

»Wir müssen da durch«, sagte Kim fast gleichgültig, und er hatte recht. Es gab einfach keine Alternative.

»Wir verteilen jetzt Waffen«, fuhr er fort, »alles was wir haben, um die Viecher auf Abstand zu halten. Ben, was ist auf dem Gelände? Wo genau müssen wir hin?«

Ben musste sich einen kurzen Moment sammeln und rieb sich die Stirn. Ansgar, Martin, Matthias und Paula fingen derweil an, Waffen zu verteilen. Sie hatten einige große Messer und Macheten dabei, überwiegend aber bestand das Arsenal aus Besen, Mistgabeln und Holzbrettern mit Nägeln, Schrauben und Rasierklingen. Schließlich erhob Ben die Stimme.

»Der Pier ist direkt hinter dem größten Gebäude, der Bootshalle ... da muss ich rein, den Starter holen für unser Schiff. Die anderen können an der Halle vorbei laufen, direkt zum Wasser.«

»Da drin sind mit Sicherheit auch Infizierte«, warf Martin ein.

»Dann kriegt Ben 'ne Eskorte«, schlug Kim vor. Anschließend wendete er sich wieder den anderen Überlebenden zu.

»Unsere Stärksten bilden einen Abwehrring um euch. Aber es wird haarig, das muss ich euch sagen. Das ist jetzt wirklich kritisch. Bitte reißt euch zusammen, so gut es geht.«

Kim ließ noch einmal einen ernsten Blick über die versammelten Überlebenden streifen. Er holte tief Luft.

»Ich wünsche euch allen viel Glück. Wir sehen uns auf der anderen Seite. Los.«

Er stieg von den Paletten und lief in Richtung der Werft. Über die Schulter winkte er Martin zu sich heran. Doch erst einmal drehte er sich zu Ben und, drückte ihm eine Pistole in die Hand.

»Ich kann nicht schießen«, sagte Ben verdattert. Kim lud die Waffe ohne stehen zu bleiben durch und entsicherte sie.

»Jetzt kannst du's«, sagte er mit einem Augenzwinkern. »Stell' dir einfach vor, du zielst mit dem Zeigefinger auf jemanden. Du hast sieben Schuss in dem Ding. Mehr weiß ich auch nicht.«

Ben schaute hilfeschend zu Paula. Die hielt wie zur Antwort einen nagelbewehrten Besenstiel hoch. Anscheinend war sie froh, dass sie keine Pistole nehmen musste.

Als die Gruppe das Tor erreicht hatte, schloss Ben auf und die anderen Überlebenden schienen kurz zu erstarren. Jeder versucht auf seine Art, die Todesangst in den Griff zu bekommen. Martin und Ansgar begannen, das schwere Tor zur Seite zu schieben und als es weit genug offen war, gab Kim ein Zeichen und alle flitzten los.

Sie liefen als große Menschentraube über das Werftgelände, das durch viele verwinkelt stehende Hallen sehr unübersichtlich war. Überall auf dem

Grundstück verstreut saßen, lagen oder taumelten einzelne Infizierte herum, die meisten von ihnen nahmen jedoch keinerlei Notiz von den Überlebenden.

Die Gruppe folgte einer Art gepflasterter Straße in Richtung des Wassers. Es kam zu vereinzelt Angriffen, doch die Infizierten wurden schnell von den kampferprobten Aufpassern gestoppt, wobei lautlose Waffen zum Einsatz kamen. Als die Gruppe jedoch einen Verladekran passierte, stürzten zwei Infizierte aus dessen Schatten und aus nächster Nähe auf die Gruppe zu. Ansgar gab ein kurzes Signal zum Stehenbleiben und holte mit seinem Schraubenbewehrten Baseballschläger aus, während ein weiterer Infizierter aus dem Kranhäuschen direkt von oben in die Gruppe fiel. Er landete auf einem jungen Mann, den er vor den Füßen riss, und noch bevor die beiden auf den Boden prallten, hatte er seine Zähne in dessen Fleisch geschlagen. Die Umstehenden fingen an zu kreischen, Panik brach aus.

Kim stand in diesem Moment neben der Eingangstür zur Halle und wartete darauf, dass Ben endlich den richtigen Schlüssel fand.

»Scheiße! Das läuft nicht gut da drüben!«, zischte er, »Beeil' dich!«

»Mache ich doch!«, antwortete Ben, doch Kim wollte nicht warten und lief in Richtung der anderen, um ihnen zu helfen. Mittlerweile war Ben sich ziemlich sicher, schon jeden Schlüssel mehrfach probiert zu haben. Aber er konnte sich kaum konzentrieren, seine Hände zitterten und die Schmerzensschreie, die von der Hauptgruppe ausgingen, machten die ganze Sache auch nicht besser.

Ben ließ die Hand mit dem Schlüsselbund sinken, Paula schaute ihn verdattert an, aber er ignorierte sie einfach. Er atmete tief ein und horchte in sich hinein,

um die Ursache für sein Problem zu finden. Klar, er hatte Angst zu sterben. Das war alles, doch indem er es sich bewusst gemacht hatte, war ihm auch klar, dass diese Angst ihm nicht helfen würde, am Leben zu bleiben.

Ben atmete wieder aus und der Nebel seiner Angst lichtete sich – endlich war er voll im Hier und Jetzt angekommen – – –

Ein Blick auf die Form des Schlüssellochs reicht vollkommen, Ben weiß sofort, welcher der sechs oder sieben Schlüssel dafür infrage kommt. Er schiebt ihn ins Schloss, schließt auf und stößt die Tür auf. Seine Eskorte aus Paula, Matthias und Martin folgt ihm nach innen.

In dem bläulichen Zwielight dort finden sie ein regelrechtes Labyrinth aus vollgepackten Regalen vor. Es riecht nach Motoröl und Wachs, und aus den Schatten ertönt ein unheimliches Stöhnen. Kampflärm dringt durch die offene Tür herein, und das scheint Leben in die Dunkelheit zu bringen. Irgendwo weiter hinten rumpelt es, und direkt am Ende der erste Regalreihe wankt ein Infizierter im Blaumann um die Ecke, der seine potenzielle Beute gierig mustert.

Ben reißt die Pistole hoch und braucht gar nicht an das denken, was Kim ihm gesagt hat. Er muss nur eine gerade Linie aus seinem Arm, der Waffe und dem Angreifer herstellen und abdrücken. Noch bevor er sich fragen kann, wie kräftig eigentlich der Rückstoß sein wird, drückt er ab. Ein Kanonenschlag lässt seinen Arm zucken, so ein Schuss ist eindeutig lauter und heftiger, als er gedacht hätte. Er überlegt, die Pistole beim nächsten Mal lieber beidhändig zu halten, aber die Kugel trifft den Infizierten trotzdem in die Schulter.

Schmerzen scheint die Kreatur keine zu verspüren, doch durch den Einschlag wird sie gegen ein

Regal geworfen und verliert das Gleichgewicht. Martin hechtet an die Seite des Gefallenen und gibt ihm mit seiner Machete den Rest.

»Gib' mir Deckung!«, ruft er Ben zu, während er heruntergebückt zum Gnadenstoß ansetzt. Ben drückt sich an ihm vorbei und kommt am Ende der Regalreihe in einen freieren Bereich der Halle. Aus verschiedenen Ecken kommen drei weitere Angreifer auf ihn zu gerannt.

»Scheiße!« ruft er und schießt, doch diesmal verrißt er komplett.

Ein hagerer Glatzkopf in einem verschmuddelten Overall hält weiter auf ihn zu. Matthias rammt dem Angreifer seinen nagelbewehrten Besenstiel in den Bauch, der Mann krümmt sich vornüber und japst nach Luft. Dieser kurze Moment reicht Ben, um die Pistole am ausgestreckten Arm fast aufzusetzen und abzudrücken. Teile des Schädels platzen ab und fliegen durch die Luft, Ben muss kurz unwillkürlich würgen, während Paula zu seiner Rechten auf zwei weitere Personen einprügelt. Ben schießt in schneller Abfolge drei Kugeln in die Oberkörper der Infizierten und Martin schlägt anschließend wieder mit der Machete zu.

Während Matthias die Körper noch einmal mit dem Besenstiel traktiert um sicher zu gehen, dass sie nicht mehr aufstehen werden, wenden die anderen sich einem kleinen Häuschen am Ende der Halle zu.

»Lass' den Quatsch«, ruft Ben Matthias zu, »Die haben genug!«

Dann schließt er die Tür zu dem Kabuff auf, läuft zu einem Tresor, der in die Wand eingelassen ist, und macht sich abermals auf die Suche nach dem richtigen Schlüssel.

Im Außenbereich der Werft läuft der Kampf weniger gut. Es gibt bereits einige Opfer zu beklagen, die von den Infizierten regelrecht zerfleischt werden.

Die Gruppe hat das Wasser erreicht, aber inzwischen rücken auch von der Straßenseite aufgestachelt wirkende Kranke heran.

Kim blickt sich panisch um. Der Ausflugsdampfer, die »Berlinetta«, liegt vertäut am Pier, doch ohne den Schlüssel kann keiner an Bord gehen. Von Ben ist nichts zu sehen, aber die Angreifer kommen immer näher! Kim tippt Ansgar auf die Schulter und gestikuliert in Richtung einer Gitterbox voller Kanister.

»Lass uns den Scheiß anzünden!«, ruft er.

Ansgar versteht sofort, er rennt los und haut mit seinem Vorschlaghammer das Schloss der Gitterbox kaputt. Kim greift sich zwei der Kanister und schüttet den Inhalt aus, so dass sich ein kleiner Fluss aus Benzin bildet. Andere Überlebende helfen ihm, indem sie ihm die Infizierten vom Leib halten. Auch Ansgar schüttet jetzt Benzin aus, den letzten Kanister wirft er halb voll den Infizierten entgegen, während Kim ein Feuerzeug anmacht und die Benzinlache in Brand setzt.

Ben hat inzwischen die Schlüssel für die Berlinetta im Tresor gefunden und kommt aus dem Kabuff gelaufen.

»Ich hab den Schlüssel«, ruft er, als es draußen gewaltig knallt. Das Benzin brennt, einige der Kanister explodieren lautstark. Als akustische Antwort darauf ertönt ein regelrechter Aufschrei der Infizierten. Einige von ihnen brennen, aber viel schlimmer ist, dass der Lärm jeden in der Umgebung befindlichen Kranken alarmiert.

»Schnell raus hier«, ruft Paula – sie und die beiden Jungs nehmen die Beine in die Hand. Als sie fast an der Eingangstür angekommen sind, sehen sie jedoch eine ganze Horde von Infizierten auf sich zustürzen. In letzter Sekunde schlägt Martin die Tür zu, die einen Augenblick später fast durch den Aufprall der

Massen aus den Angeln gehoben wird. Die Infizierten hämmern mit aller Macht gegen die dünne Metallplatte und die Tür quietscht in ihren Scharnieren.

»Scheiße! Das hält nicht lange«, stellt Martin atemlos fest.

Paula schaut entsetzt zu Ben. Matthias und Martin schieben derweil eine schwere Kiste vor die Tür. Die macht einen stabilen Eindruck, doch der Weg nach draußen ist damit versperrt.

»Und jetzt?«, fragt Paula mehr irritiert als ängstlich.

»Wir müssen hinten raus! Ich muss das Rolltor anmachen!«, ruft Ben.

In diesem Moment bricht die Tür jedoch aus dem Rahmen und fängt an, sich nach hinten über die Kiste zu biegen. Zahlreiche Arme greifen blind ins Leere, während die Tür sich laut knarzend weiter deformiert.

»Beeil' dich«, sagt Martin an Ben gerichtet. »Wir halten die hier auf!«

Er, Paula und Matthias machen sich kampfbereit. Ben rennt zum anderen Ende der Halle, in einer Nische befindet sich ein Sicherungskasten. Ben legt einen Hebel um und drückt einen Schalter. Quiet-schend setzt sich das Rolltor in Bewegung ... es ist haarsträubend langsam.

Ben überlegt kurz, kommt aber zu dem Schluss, dass es spätestens dann weit genug offen sein würde, wenn die anderen hier ankämen. Er läuft wieder ein Stückchen in die Halle hinein, und ruft ihnen zu: »Hey! Es geht auf! Heeeey!!!«

Doch Matthias, Martin und Paula sind so in den Kampf verwickelt, dass sie erst einmal gar nicht reagieren können. Ben geht noch ein Stück auf sie zu, doch plötzlich erhebt sich einer der vermeintlich to-

ten Infizierten und fällt ihn an. Ben reißt reflexartig die Waffe hoch und schießt dem Infizierten traumwandlerisch in den Kopf – dieser ist sofort tot, prallt aber gegen die Wand und fällt dann halb auf Ben. Der wird umgerissen, und die beiden Körper stoßen im Fallen einige Gasflaschen um, die auf Bens Beine krachen.

Ben schreit vor Schmerzen auf und versucht, sich zu befreien – doch die Schmerzen bestrafen jeden Versuch einer Bewegung, denn die Flaschen sind verdammt schwer. Er ist eingeklemmt. Er liegt komplett im Schatten und dreht den Kopf hin und her, um irgendetwas zu finden, mit dem er die Gasflaschen wegstemmen kann – dabei muss er feststellen, dass neben ihm ein komplett rußgeschwärzter Infizierter mit dem Gesicht zur Wand kauert und apathisch vor- und zurück schwankt. Ben zuckt erschrocken zusammen und schreit unwillkürlich los:

»HEY! HEEEEEEYYYYY! HILFE!«

Der Infizierte dreht sich langsam um und bleckt fast lautlos die Zähne.

»Was?«, ruft Paula von der anderen Seite der Halle, während sie auf einen am Boden liegenden Kranken einprügelt. Immer neue Angreifer robben ungehenk über die inzwischen komplett zurückgebogene Tür, der Ansturm lässt sich kaum kontrollieren. Und Bens schwarzer Mann setzt inzwischen zum Sprung an. Mit großer Mühe kriegt Ben endlich die Waffe zu fassen, er streckt den Arm aus, zielt und drückt ab – doch die Waffe ist leer! Ben starrt geschockt auf die nutzlose Pistole, als sich sein Widersacher mit aller Kraft nach vorne wirft, in Bens Richtung.

Doch kurz bevor die Fratze aus roten Augen und einem purpurnem Mund mit weißen Zähnen ihn erreicht, ertönt ein mächtiger Knall ... der Kopf des Infizierten zerplatzt regelrecht, Ben wird mit Blut, Knochensplittern und anderen Substanzen bespren-

kelt. Hektisch wischt sich er sich das Zeug aus dem Gesicht und reißt die Augen auf.

Vor ihm steht Ilian mit seinem Jagdgewehr!

»Ilian?«, ruft Ben verdutzt.

Sein Stiefvater lächelt ihn gütig an, als wäre jetzt die Zeit für Weihnachtsgeschenke.

»Ich habe doch gesagt ... zwei Schuss noch«, sagt er mit einem schiefen Grinsen. Dann wirft er das Gewehr achtlos zur Seite und kommt auf Ben zu, der verständlich nickt. Während Ilian die Gasflaschen beiseite wuchtet, laufen Kim, Ansgar und ein paar andere an ihnen vorbei und helfen Mathias, Paula und Martin, die letzten Infizierten zu besiegen. Ben spürt, dass sie das Größte geschafft haben, dass der Kampf vorbei ist.

Auch für Ilian, der sich offensichtlich zur schwersten Entscheidung seines Lebens hat durchringen können. Ben schaut ihm tief in die Augen, vielleicht sieht er ihn zum ersten Mal in seinem Leben wirklich, und zum ersten Mal sieht er Trauer im Blick seines Stiefvaters, das erste mal ein echtes Gefühl.

Als der Kampfärm aus Richtung der Tür endlich abebbt, trifft Ben eine harte Erkenntnis: Ilian nicht gerade zum ersten Mal eine Gefühlsregung gezeigt hat – nein, Ben hat sie nur zum ersten Mal wahrgenommen! Er war wirklich so kaltschnäuzig, wie Daniela es ihm vorgeworfen hatte. Er dachte nur an sich selbst, an seine Befindlichkeiten, ob Dinge gut oder schlecht für ihn sind. Wie ein Stratege. Das galt für Ilian, das galt für Daniela und für Jutta natürlich erst recht. Und es galt verdammt nochmal auch für Tanja und für alle Menschen, die er in dieser Nacht kennengelernt hatte. Er hatte immer nur an sich gedacht, ohne Mitleid, ohne Empathie für alle anderen.

Was für ein Schock. Paula und Ilian stützen den wie paralysiert wirkenden Ben und zu dritt humpeln sie nach draußen.

Die Überlebenden haben sich bereits vor dem Schiff versammelt, in etwa zwanzig Meter Entfernung lodert die Feuerwand.

Als Ben erscheint, applaudieren die Überlebenden. Als sie stehen bleiben kommt Daniela angelaufen und umarmt Ben und ihren Vater. Sie stehen eine Weile einfach nur so da, unter dem Beifall der Anwesenden. Schließlich drückt Ben Ilian den Schlüssel für die Berlinetta in die Hand und reißt seinen Arm nach oben, so wie es Kim vorhin mit ihm gemacht hatte. Einige aus der Gruppe machen große Augen, nicken anerkennend, und Ben fängt sich endlich wieder. Der Zuspruch macht ihm Mut, vielleicht hat er am Ende doch noch etwas geschafft. Als Teil von etwas. Und mit diesem Gefühl erhebt er die Stimme.

»Hey Leute«, ruft er, »das hier ist ... mein Papa!«

Die Überlebenden jubeln. Paula reicht dem sichtlich gerührten Vater die Hand und macht einen kleinen Knicks.

»Er ist auch ein viel besserer Käpt'n als ich!«, sagt Ben halblaut. Sein Stiefvater grinst ihn an und deutet auf eine Bordstiege, die am Rand der Kaimauer liegt. Er richtet sich an Martin und Matthias:

»Bereit machen für ablegen!«

Die beiden Männer verstehen, packen die Stiege und legen sie an der Reling des Bootes an. Ilian macht alles fest und überprüft den Sitz, woraufhin er die Tür aufschließt. Die Überlebenden beeilen sich, an Bord zu kommen. Die Stimmung ist in einem unglaublichen Kontrast zu vorher auf einmal gelöst und optimistisch. Nur Ben schaut etwas skeptisch in Richtung der ersten Sonnenstrahlen.

In diesem Moment tritt Paula an seine Seite und nimmt seinen Hand.

»Ihr seid bestimmt 'ne super Crew zusammen.«

Ben schaut sie ernst an, lässt ein paar Sekunden vergehen.

»Ich komme aber nicht mit«, sagt er dann ernst.
Paula fällt aus allen Wolken.

»Wie bitte?«, ruft sie.

»Ich kann nicht«, erklärt Ben, »Ich muss hier noch was erledigen...«

Paula schüttelt sprachlos den Kopf.

»Ich hab einiges wieder gutzumachen«, fügt Ben hinzu und wirft Paula einen Blick zu, der alle Zweifel beseitigt. Er meint es ernst.

EPILOG

WITTENBERGPLATZ

20:59 Uhr

Einige Jahre später...



Robin schaute in den Himmel. Ein sonniger, klarer Tag neigte sich seinem Ende zu, doch Tränen trübten seine Sicht. Er versuchte sich aufzurichten, doch sofort durchzuckten höllische Schmerzen seinen kleinen Körper. Am liebsten hätte er geschrien, doch er wusste, das durfte er nicht. »Indianer kennen keinen Schmerz«, hatte seine Mutter ihm immer gesagt. Sie hatte ihm aber auch gesagt, dass er nicht in der Ruine des alten Kaufhauses spielen sollte... dabei kletterte er doch für sein Leben gern. Und deswegen hatte er sie angelogen, ihr gesagt, er würde zu den anderen auf die große Wiese gehen. Wie sollten sie ihn jetzt finden, bevor es dunkel wurde?

Denn im Dunklen, da kamen die Bösen, das wusste er genau. Und er wusste auch, selbst wenn er die Zähne zusammenbeißen würde wie ein guter Indianer – er würde nicht Laufen können. Sein Bein war so übel verdreht, dass allein schon der Blick darauf schmerzte. Dabei konnte er sich an den Sturz gar nicht mehr erinnern. Das letzte, was er wusste war, wie er die verrostete Eisentreppe hochgekommen war, die zu der Etage mit den vielen Löchern führte. Von dort aus konnte man eine weitere Eisentreppe erreichen, die einen ganz nach oben brachte – zu dem offenen Dach, von dem man die beste Aussicht hatte. Und deswegen kam Robin immer wieder hierher: Er wollte es doch als erster sehen, wenn endlich die Ritter kamen!

Seine Mutter redete nicht gerne über die alte Zeit, aber er hatte sie so oft gelöchert, bis sie ihm endlich die Geschichte von dem großen König und seinem Kampf gegen die Bösen erzählt hatte. Als immer mehr seiner Ritter fielen und immer mehr Böse auftauchten, sah er nur noch eine einzige, verzweifelte Chance: Er musste seinen stärksten Zauber wirken, um die ganze Stadt, und mit ihr seine verbleibenden Ritter und Untertanen, in eine schwarze Wüste ver-

wandeln. Doch als der Tag für den Zauber gekommen war, hatte der König nicht mehr genug Kraft. Die Zutaten für den Zauber erreichten ihn nicht mehr, und so gab er seinen letzten Befehl: Seine Drachen sollten die Bösen in der Stadt mit ihren Feuerbällen vernichten. Die Drachen kämpften an jenem Tag tapfer und verbrauchten ihren gesamten Feuerelement und ihre letzte Kraft, bis einige von ihnen in die Häuser krachten und nur noch ihre silbrigen Schuppen übrigblieben.

Doch eines Tages, ja eines fernen Tages, würde der König neue Kraft geschöpft haben und seine Ritter würden kommen und den Menschen Essen und Waffen bringen, und tapfere Kinder wie Robin würden Geschenke und Spielsachen kriegen.

Deswegen sehnte er diesen Tag herbei, mit jedem Tag der verging. Doch nun würde er diesen Tag vielleicht nicht mehr erleben, denn er sah, wie die letzten Sonnenstrahlen über den Turm der riesigen, zerfallenen Kirche strichen, die komplett mit Efeu überwachsen war. Die Fensterscheiben gegenüber reflektierten die Sonne und ihr tief oranges Licht blendete ihn – er wusste, die Dunkelheit war nicht mehr weit entfernt. Und dann würden sie kommen.

Sie würden ihn fressen, ihn bei lebendigem Leib zerreißen. Das wusste er. Unbeschreibliche Panik stieg in ihm auf. Er wollte doch noch so viel erleben, er musste seiner Mama noch ganz viel sagen, und er wollte noch so viel erfahren, über die alte Welt und die neue. Was für eine grausame Situation. Er musste sterben und war auch noch ganz allein.

Plötzlich wurde das Licht der Sonne, das ihn geblendet hatte, abgeschattet. Wieder versuchte er, sich so gut es ging aufzurichten, um nach vorne zu schauen. Vor ihm stand ein fremder Mann. Eine weitere Welle von Panik durchfuhr ihn. Es war zwar keiner von den Bösen, doch fremde Männer waren

fast genauso gefährlich. Würde der Fremde ihn töten? Er trug einen schmutzigen, grauen Mantel, hatte lange, schwarze Haare und einen Vollbart. Auf seinem Rücken trug er eine riesige Tasche, auf deren Seite ein Kreuz aus rotem Stoff genäht war. Die Haut des Mannes war schön braun, und er lächelte Robin an.

Jetzt erschien neben ihm auch noch eine Frau. Sie hatte ebenfalls lange, dunkle Haare und dazu silberne Ringe im Gesicht. Sie schaute besorgt und hatte einen dicken Bauch. Seine Mama hatte ihm gesagt, dass kleine Babys in so einem Bauch sind. Vielleicht war der Mann doch nicht böse?

»... wer bist du?«, fragte Robin kraftlos.

»Ich bin Benny«, antwortete der Mann. »Mach' dir keine Sorgen, es ist alles in Ordnung. Ich bin gekommen, um dir zu helfen...«

ENDE.

Inhalt

Kapitel	Zeit	Seite
1 BRANDENBURG	15:30 Uhr	5
2 TEMPELHOFER HAFEN	16:48 Uhr	11
3 TEMPELHOFER DAMM	17:37 Uhr	25
4 FRIEDRICH-KARL-STRASSE	17:52 Uhr	29
5 WILLKOMMEN	18:25 Uhr	39
6 WASSER UND BROT	18:49 Uhr	47
7 TEMPELHOFER DAMM II	19:34 Uhr	65
8 ALT-TEMPELHOF	20:09 Uhr	79
9 EINDRINGLING	20:35 Uhr	87
10 HAMSTERKÄUFE	21:11 Uhr	97
11 SCHÖNEBERGER STRASSE	21:47 Uhr	107
12 SÜDKREUZ	21:59 Uhr	115
13 BAHNDAMM	22:04 Uhr	125
14 GASTFREUNDSCHAFT	22:16 Uhr	135
15 DER TUNNEL	22:49 Uhr	145
16 UNTER DEN LINDEN	23:20 Uhr	161
17 ANNA-LOISA-KARSCH-STR.	23:35 Uhr	169
18 ZURÜCK NACH SÜDEN	0:47 Uhr	199
19 FRIEDRICH-KARL-STRASSE II	1:25 Uhr	209

Kapitel	Zeit	Seite
20 BUNDESSTRASSE 96	2:02 Uhr	227
21 GROSSBEERENSTRASSE	3:19 Uhr	251
22 KRUSEWEG	4:41 Uhr	269
23 JOHANNISTHALER CHAUSSEE	5:45 Uhr	287
24 OSTENDSTRASSE	6:17 Uhr	291
EPILOG		305
WITTENBERGPLATZ	20:59 Uhr	305

Wiebers Zombie-Reihe 1:

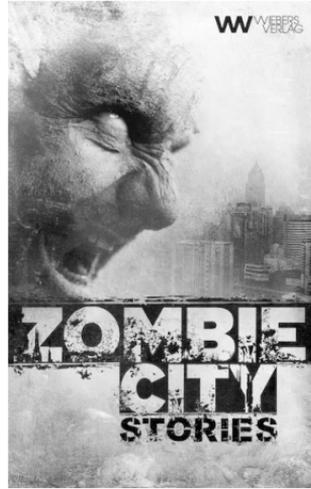
Internationale Autoren präsentieren auf über 200 Seiten ihre Interpretation des Zombie-Mythos. Bühne frei für zehn actiongeladene, schräge, gruselige, spannende, eklige, skurrile, ironische, explosive, morbide und futuristische Geschichten aus der Welt der lebenden Toten!

»Zombie City Stories«

© Wiebers Verlag Berlin 2015

ISBN 978-3-942606-44-8

206 Seiten 7,90 €



Wiebers Zombie-Reihe 2:

Der hochdemente Chemiker Walter erwacht nach seiner Beerdigung im Grab und stellt fest, dass er noch lebt und sein Gedächtnis zurück erhalten hat. Der Grund sind Experimente seines zuletzt behandelnden Oberarztes, der Erb- und Gedächtnisinformationen zu konservieren suchte. Zunächst hat Walter nichts als seine Vorstellungskraft, schafft es aber, seinen Körper zu rekonstruieren, auch den seiner toten Nachbarn. Behutsam bereiten sie ihre Rückkehr in die Welt der Lebenden vor. Doch eine Gruppe hat sich längst abgespalten und hegt weit weniger freundliche Absichten.



Will Hofmann

»Glückwunsch zum Geburtstag, Zombie«

© Wiebers Verlag Berlin 2015

ISBN 978-3-942606-45-5

132 Seiten 5,90 €